KARL MAY
Auf fremden Pfaden

Max Kade German House

The University of Michigan

Karl May's Gesammelte Werke

Band 23

Auf fremden Pfaden

Karl-May-Verlag
Radebeul bei Dresden

Auf fremden Pfaden

Reiſeerzählungen

von

Karl May

94. bis 100. Tauſend

Karl-May-Verlag
Radebeul bei Dresden

GRAD
838
M465
191-
v.23

Inhalt

Seite

1. Saiwa tjalem 1
2. Der Boer van het Roer 49
3. Er Raml el Helahk 197
4. Blutrache 259
5. Der Kutb 321
6. Der Kys-Kaptschiji 387
7. Maria oder Fatima 455
8. Gott läßt sich nicht spotten 501
9. Ein Blizzard 567

Das Recht der Übersetzung
in fremde Sprachen bleibt vorbehalten

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

1.

Saiwa tjalem.

grad
gift
6-22-04

Ein eigentümliches, röchelndes Grunzen weckte mich aus dem Schlafe. Oder war es nur das Schnarchen eines meiner Schlafgefährten oder einer meiner Schlafgefährtinnen gewesen? Es herrschte in der hermetisch verschlossenen Winterhütte eine Atmosphäre, welche ganz zum Verzweifeln war. In dem engen Raume hatten acht Menschen und fünf Hunde Platz gefunden, aber fragt mich nur nicht, wie! Diese dreizehn Geschöpfe staken mit ihren zweiundfünfzig Vorder- und Hinterbeinen so neben-, über-, unter- und durcheinander, daß die Entschlingung so zahlreicher und verworrener Gliedmaßen eine absolute Unmöglichkeit zu sein schien.

In der Mitte der aus Rentierfellen erbauten Zelthütte kohlten die Ueberreste eines riesigen Feuers, dessen stechender Rauch eine einzige, undurchdringliche Wolke bildete, da die Abzugsöffnung zugedeckt worden war. Ich lag mit dem Kopfe auf der fischthranduftenden Hüfte der guten Mutter Snjära, welcher Name zu deutsch „Maus" bedeutet; mein rechtes Bein stak unter dem Leibe des alten Onkel Sätte, welches Wort mit „Pfeil" übersetzt werden muß, und mein linker Fuß diente einem der Hunde als Kopfkissen. Vater Pent, d. i. Benedikt, der Gesegnete, hatte sich meinen Pelzrock aufgeknöpft, um sein teures Haupt auf die Gegend meines Magens zu betten, so daß der Schwanz des Hundes, welchem er

ſelbſt als Matratze diente, mir lieblich krabbelnd um die Naſe ſtrich. Zu dieſen unſchätzbaren Bequemlichkeiten kam die Hitze, welche ſich innerhalb meiner luftdichten Fell- und Pelzbekleidung entwickelte, und der aromatiſch-diaboliſche Duft einer dreizehnfachen Trans- und Reſpiration nebſt der Lebhaftigkeit jener kleinen, ritterlichen Geſchöpfe, welche in ſolcher Hundenähe unvermeidlich ſind, und von denen der alte, luſtige Fiſchart geſungen hat: „Mich beizt neizwaz, waz mag daz gſeyn?“ Zieht man dazu in Betracht alle diatoniſchen und chromatiſchen Herzensergießungen, deren ſchnarchendes Fortiſſimo das Zelt erfüllte, ſo wird man es nicht unbegreiflich finden, daß ich mich für einen Augenblick dem weichen Arm des Schlafs entwand.

Doch nein, es war kein Schnarchen geweſen, welches mich erweckte, denn ich vernahm jetzt, da ich munter war, jenes grunzende Röcheln zum zweitenmal. Es ertönte draußen in einiger Entfernung von der Hütte. Gleich darauf krachte ein Schuß, und eine laute Stimme rief:

„Attje, taſſne le tarfok ... Vater, der Bär iſt da!“

Im Nu waren alle zweiundfünfzig Extremitäten in ſchleunigſter Bewegung, und jene ſcheinbar unmögliche Entwirrung hatte ſich in Zeit von zwei Sekunden glücklich vollzogen. Die acht Menſchen ſchrieen und brüllten; die fünf Hunde bellten und heulten; das Feuer wurde vollends zertreten, indem ein jeder nach ſeinen Waffen ſuchte und diejenigen eines anderen erwiſchte. Und doch befanden wir uns nach kaum einer Minute vor der Hütte und eilten nach der Gegend, in welcher noch immer Neete[1]), der Sohn des alten Pent, um Hilfe rief. Er hatte mit Kakke Keira[2]) die Wache, kam uns in höchſter Auf-

[1]) Marder. [2]) Diener Erich.

regung entgegengesprungen und schrie aus Leibeskräften:

„Tarsok, tarsok le mesam ... der Bär, der Bär hat mein Rentierkalb!“

„Wo ist er?“ fragte der Alte.

„Tuos, tuos, kwouto pluewai ... dort, dort, auf dem Sumpfe!“

„Nehmt eure Ski[1]),“ kommandierte Vater Pent; „eure Flinten, Messer und Spieße. Nehmt auch Stricke mit. Wir eilen ihm nach!“

Die Schneeschuhe lehnten alle an dem Zelte. Wir legten sie an, und fort ging es, dem Sumpfe zu, der sich in geringer Entfernung von der Lappenwohnung in die Ebene zog. Kakke Keira blieb bei der Frau und den drei Töchtern zurück. Wir anderen zählten fünf Personen: Pent, Onkel Sätte, Neete, ich und ein zweiter Knecht, welcher Anda, d. i. Andreas, hieß.

Es war vielleicht eine Stunde nach Mitternacht, aber wir konnten dennoch recht gut sehen, denn am Himmel stand ein Nordlicht, wie ich es in dieser Pracht und Herrlichkeit noch niemals beobachtet hatte. Es war nicht jenes leise sich ausbreitende und wieder zusammenfallende, milde Farbenspiel, auch nicht jenes groß und ruhig am Firmamente stehende Phänomen, sondern es war ein ununterbrochenes, gewaltiges Emporschleudern strahlender Farbenbüschel, welche in die Unendlichkeit hinauszusprühen schienen, ein Wirbeln von tausend hintereinander in immer größeren Radien sich drehenden Feuerrädern, ein ununterbrochenes Kämpfen, Ringen, Jagen und Haschen von allen möglichen Gluten, Lichtern, Farben und Nuancen, ein Schauspiel, welches wahrhaft über-

[1]) Schneeschuhe.

wältigend auf mich gewirkt hätte, wenn nicht der Jäger in mir erweckt worden wäre.

Die Spur des Bären war in dem tiefen Schnee ganz deutlich zu erkennen, und nach kurzer Zeit sahen wir ihn selbst als dunkeln, sich rasch fortbewegenden Punkt auf der weißen Fläche des Sumpfes erscheinen. Es mußte ein gewaltiges Tier sein, da er imstande war, bei einem so raschen Laufe das Rentierkalb mit sich fortzuschleppen.

Dennoch brauchten wir uns vor ihm nicht zu fürchten. Der lappländische Bär ist noch weniger gefürchtet als der Wolf; er besitzt nicht im entferntesten die Furchtbarkeit, welche z. B. den nordamerikanischen Grizzly so gefährlich macht, und wagt sich nur dann an den Menschen, wenn ihn die Notwehr dazu treibt. Die Lappen waren alle sehr gewandte Schneeschuhläufer. Wir flogen mit der Schnelligkeit eines Eilzuges über die Fläche dahin; aber dies schien dem alten Pent noch immer nicht flüchtig genug zu sein.

„Schneller," rief er, „sonst erreicht er den Finop[1]) und versteckt sich hinter die Plassait[2]), wo wir ihm nur schwer folgen können!"

Wir griffen weiter aus; aber es war, als habe der Bär die Worte des Anführers vernommen. Er bog plötzlich nach links ab. Das Tier mußte seine Verfolger bemerkt haben und trottete nun dem Hügel zu, welcher den Vorläufer des Fjälls bildete, der mit seinem vom Schnee bedachten Tannendunkel auf das Sumpfland niederblickte. Wir suchten dem Flüchtlinge den Weg abzuschneiden, aber es gelang uns nicht; er war aus unserem Auge entschwunden, noch ehe wir den Hügel erreichten.

„Hier ist die Käja[3])," meinte Onkel Sätte; „sie führt

[1]) Hügel. [2]) Felsen. [3]) Spur.

gerade an der böſeſten Stelle empor. Legt die Ski ab! Sie taugen hier nichts mehr.“

Wir hingen die Schneeſchuhe über und ſtiegen die ſteile Lehne in die Höhe. Der Schnee lag mehrere Fuß tief, was den Aufſtieg ſehr beſchwerlich machte. Wir gaben uns alle mögliche Mühe, ſo daß wir unter unſerer ſchweren Kleidung in Schweiß gerieten, kamen aber doch nur langſam vorwärts. Endlich erreichten wir die Kuppe des Hügels, mußten uns aber mit der Spur des Bären begnügen; er ſelbſt hatte einen bedeutenden Vorſprung gewonnen.

Das Terrain war hier außerordentlich zerriſſen. Wir mußten uns zwiſchen ſcharfen, halb verſchneiten Felstrümmern hindurchwinden, bald rechts, bald links, bald vorwärts, bald wieder zurück. Es war, als habe ſich der Bär ein Extrapläſir gemacht, uns recht in die Irre zu führen. Und dabei durften wir die Vorſicht keinen Augenblick außer acht laſſen, da es hinter jedem Steine möglich war, auf ihn zu ſtoßen.

Endlich erreichten wir eine kleine Erhöhung, wo er ſich eine kurze Raſt gegönnt hatte. Wir hatten es wirklich mit einem ganz ungewöhnlichen Schlaukopf zu thun. Er hatte ſich für dieſen erhöhten Standpunkt entſchieden, weil er von hier aus unſer Nahen bereits von weitem bemerken konnte, und war zugleich ſo klug geweſen, die ihm gewordene Friſt zu einem ſchnellen Imbiß zu benutzen. Er hatte im allerhöchſten Fall zehn Minuten dazu übrig gehabt, aber während dieſer kurzen Zeit war doch das Kalb beinahe ganz verſchwunden.

„Wuoike ... o weh!“ rief Vater Pent. „Dieſer Partne pahakaſe[1]) hat uns nur die Haut und die Füße

[1]) Sohn des Teufels.

übrig gelaſſen. Hauteſn ſo mon kalkap lapmet ... ich werde ihn zu Tode prügeln!"

Er ſchwang das Schaufelende ſeines Spießes drohend über dem Kopfe und nahm die Spur von neuem auf. Sie führte jetzt in einer ſteilen Schlucht zum Fjäll empor. Der hohe Schnee war uns außerordentlich hinderlich; wir glitten faſt bei jedem Schritte wieder abwärts, und es dauerte eine lange Zeit, ehe wir die Höhe des Waldes erreichten. Es war von Vorteil, daß die Tannen des letzteren ſehr licht ſtanden; zahlreiche Felſen lagen zerſtreut zwiſchen den Stämmen; die Spur war deutlich zu ſehen.

Immer einer hinter dem andern, ſchritten wir lautlos vorwärts. Da, eben als wir auf eine Lichtung treten wollten, blieb Pent, welcher der vorderſte war, hinter dem letzten Baume ſtehen.

„Was ſieheſt du?" fragte Onkel Sätte laut.

Ich ging hinter Pent und hatte gerade wie er einen Mann geſehen, welcher links von uns in ſchnellem Laufe zwiſchen den Bäumen hervorkam. Als er aber die Stimme des Onkels hörte, eilte er ſchnell wieder in das Halbdunkel des Waldes zurück.

„Wer war dies?" fragte ich leiſe.

„Ich habe ihn nicht erkannt, Herr," antwortete der Alte. „Was hat ein Mann zu dieſer Zeit hier zu ſuchen!"

„Du biſt ja wohl der einzige, der in dieſer Gegend wohnt?"

„Ja. Sollte es ein Mann ſein, der auf dem Aitoi[1]) geht?"

„Das glaube ich nicht. Er würde uns den Gruß

[1]) Dativ von Aito, ein Weg, den man geht, um ſeine Wohnung zu verändern.

nicht verweigert haben. Er ist geflohen, sein Weg muß also ein Weg des Unrechts sein."

„Herr, meinest du dies wirklich?"

„Ja."

„So muß man ihm folgen!"

Diese Worte waren in einem hastigen, sorgenvollen Tone gesprochen, den ich mir nicht gleich erklären konnte. Darum fragte ich:

„Denkst du, daß es ein Rentiermörder ist?"

„Nein, ich denke etwas anderes, Wäljam[1]). Ich muß sehen, wer es ist. Folgt ihr unterdessen dem Bären!"

„Du darfst nicht allein gehen!" warnte sein Sohn Neete.

„Was weißt du, Knabe! Geht! Ich brauche keinen Menschen, welcher bei mir bleibt!"

Diese Worte waren in einem so befehlenden Tone gesprochen, daß wir ihnen ohne Widerrede gehorchten. Es war sicher nicht ohne Gefahr, sich hier im Walde und bei diesem Schnee mit einem Fremden zu befassen, der sich so verdächtig benommen hatte. Er mußte einen ganz besonderen Grund haben, allein zu bleiben, wo eine Begleitung doch so notwendig erschien. Wir ließen ihn gehen und verfolgten die Fährte des Bären weiter. Unsere Anstrengung sollte sehr bald belohnt werden. Die Spur führte bereits in kurzer Zeit nach einem freien Plätzchen, welches von Steingewirr bedeckt war. Hier lag das Tier versteckt, denn als wir den Ort umgingen, fanden wir nicht, daß die Fährte wieder herausführte.

Die Hunde waren bis jetzt bei uns gewesen, jeder mittels einer Schnur an seinen Herrn gebunden. Nun aber, als wir den Platz umstellt hatten, wurden sie los-

---

[1]) Mein Bruder.

gelaſſen. Sie ſchoſſen zwiſchen die Steine hinein und bald vernahm ich neben ihrem wütenden Gebell ein tiefes und unmutiges Brummen. Der Lärm ſtand einige Zeit lang ſtill und bewegte ſich dann nach der mir entgegengeſetzten Seite. Der Hund des Lappen benimmt ſich, während er dem Wolfe ſofort nach der Kehle geht, dem Bären gegenüber vorſichtig; er lockt ihn aus dem Lager, ohne ſich ſelbſt in Gefahr zu begeben, und ſo war auch heute nicht zu hören, daß einer unſerer Hunde einen Schlag erhielt. Dagegen aber fiel ſehr bald darauf ein Schuß und gleich darauf ein zweiter. Dann erhob ſich von ſeiten der Meute ein triumphierendes Geheul, dem man ſofort anmerkte, daß der Bär erlegt worden ſei.

„Neete, iſt er tot?“ rief Anda, welcher rechts von mir poſtiert worden war, über die Lichtung hinüber.

„Mije lepe winſam ... wir haben geſiegt!“ antwortete der Gefragte herüber. „Wieſodake le tarfok ... der Bär iſt tot. Kommt zu uns, Kratnatjeh [1])!“

Wir eilten dem Rufenden zu; der Bär lag leblos am Boden. Der junge Neete hatte ihn bis auf zwei Schritte auf ſich herankommen laſſen, ihm dann den Lauf ſeines Doppelgewehres in den geöffneten Rachen geſteckt und zweimal losgedrückt.

„Er hat es gewußt, daß das Kalb mir gehört, welches er gefreſſen hat,“ meinte er ſehr gleichmütig, „und darum iſt er zu mir gekommen, um ſich von mir töten zu laſſen.“

Bei den Lappen hat nämlich jedes Familienglied ſeine eignen Tiere bei der Herde, und für dieſe auch ſein eignes, beſtimmtes Zeichen. Bereits bei der Geburt ſchenkt der Vater dem Kinde ein Rentier; bei der Taufe erhält es ein zweites; wer den erſten Zahn bei ihm entdeckt,

[1]) Kameraden.

muß ihm ein drittes ſchenken. Auch das Geſinde erhält ſeinen Lohn und ſeine Extrageſchenke in Rentieren, weshalb ein Knecht, der eine Magd heiratet und ſeine Tiere mit den ihrigen vereinigt, ſehr leicht eine Herde zuſammenbringt, die ihn zum ſelbſtändigen Manne macht. Daher giebt es eine eigentliche Armut bei den Lappen nicht, außer wenn einer durch die Seuche oder einen ſchneeloſen Froſt ſeine Herde verliert. In dieſem letzteren Falle können die Tiere das Moos, welches ihre Winternahrung bildet, nicht von dem harten Eiſe befreien und müſſen vor Hunger und Elend zu Grunde gehen.

„Sotn le änak ... es iſt ein Männchen," ſagte der Onkel. „Zieht ihm das Fell ab, und ſchneidet ihn in Stücke, damit wir ihn leichter tragen können. Rupmaha le mijit, katjeh mije wattepe ... der Leib gehört uns, die Tatzen geben — — —"

Er hielt mitten im Satze inne; meine Anweſenheit ſchien ihn an der Vollendung ſeiner Rede zu verhindern. Ich ahnte den Grund davon. Die Lappen ſind zum großen Teile Chriſten, haben aber aus ihrer heidniſchen Vorzeit noch viele Gebräuche mit herübergenommen, an denen ſie zähe feſthalten, obgleich ſie dies dem Fremden gegenüber nur höchſt ungern merken laſſen. Vielleicht ſollten die Bärentatzen dem Thiermes, einer ihrer früheren Gottheiten, geweiht werden, deſſen Bilde, einem roh zubehauenen Holzklotz, noch viele Lappen im ſtillen Haine ein verborgenes Heiligtum errichten. Sie wurden auch wirklich von den Pranken getrennt und ſeparat zuſammengebunden.

„Seht, wie mager ſie ſchon ſind!" ſagte Neete, der Sohn Pents. „Dieſer Bär hat bereits in der Erde geſteckt und iſt in ſeinem Winterſchlafe geſtört worden. Nun ſuchte er ſich einen anderen Ort und hat dabei

Hunger bekommen. Er kam ſo ſtill, daß ich ihn erſt gewahrte, als ich das arme Weſen zum letztenmal grunzen hörte. Möge ſeine Seele als Sjäkenes[1]) ewig im Metſe[2]) ſpazieren gehen müſſen!"

Die einzelnen Stücke des getöteten Tieres, welches eine Länge von ſicher ſechs Fuß gehabt hatte, wurden aufgenommen, und wir traten den Rückweg an. Als wir den Ort erreichten, an welchem Vater Pent ſich von uns getrennt hatte, blieb ich halten.

„Er iſt noch nicht wieder zurück," ſagte ich. „Wird es nicht beſſer ſein, wenn wir nach ihm ſehen!"

„Wir dürfen es nicht," antwortete Onkel Sätte. „Er iſt der Gebieter und hat befohlen, daß ihm keiner folgen ſolle. Wir müſſen ihm gehorchen."

„Aber, wenn ihm ein Unglück geſchehen iſt!"

„Das glaube ich nicht. Er kennt jeden Schrittbreit dieſer Gegend, jeden Baum des Waldes und jedes Tier, welches hier lebt. Wir können ganz ruhig ſein. Er wird bereits wieder nach der Hütte zurückgekehrt ſein."

„Das iſt ſehr zweifelhaft. Er als Jäger würde ſich ganz ſicher wieder angeſchloſſen haben, um uns zu helfen, den Bär zu erlegen."

„Dazu waren wir ja Männer genug; das hat er gewußt. Laßt uns alſo ruhig weiter gehen!"

Wir legten die Strecke Waldes zurück, ſtiegen den felſigen Hügel hinab und befanden uns dann wieder auf der ſumpfigen Ebene, wo wir die Schneeſchuhe wieder anlegen und ſchneller vorwärts kommen konnten. Das Nordlicht war im Verglühen, als wir die Hütte erreichten.

Die Grundlage derſelben bildete eine Anzahl von

---

[1]) Geſpenſt. [2]) wüſten Walde.

Stangen, welche rund in den Boden so gesteckt waren, daß ihre Spitzen oben zusammenstießen. Sie waren, da Vater Pent zu den wohlhabendsten Lappen zählte, mit einer doppelten Lage von Rentierhäuten bekleidet, und oben hatte man ein Loch gelassen, damit der Rauch abziehen könne; dasselbe wurde jedoch zur Schlafenszeit verschlossen, um die Wärme nicht entfliehen zu lassen. Dieser Hautüberzug ging rund um die Hütte noch eine Strecke über den Boden hin, um allerlei Vorräte darunter aufbewahren zu können. Jetzt, im Winter, war diese Wohnung von einer dichten Lage gefrorenen Schnees bedeckt, der keine Kälte in das Innere dringen ließ. In der Mitte des Wohnraumes befand sich, wie bereits gesagt, der Feuerherd, über welchem ein kupferner Kessel hing, der mit einer Kette oben an eine der Stangen befestigt war. Rundum hatte man über eine Lage von Heu weichgegerbte Felle ausgebreitet, um Lager und Sitze für die Glieder der Familie und — die Hunde — zu bilden. Das Geschirr hing an den schrägen Wänden, und oben, in der Nähe des Rauchabzuges, hatte man die Rentierkeulen nebst den Rentiermagen befestigt, welche den Käse und die gefrorene Milch, vielleicht auch das als Universalmedizin dienende Rentierblut enthielten.

Als wir anlangten, empfing uns Kakke Keira mit lautem Jubel, welcher seinen Grund wohl in dem Bärenschinken hatte, der den Lappen stets ein willkommener Leckerbissen ist. Auf seine lauten Rufe traten die Frauen aus der Hütte.

„Kussne le attje ... wo ist der Vater?“ fragte Mutter Snjära, als sie bei dem Ueberblicke der Personen sah, daß der alte Pent fehlte.

„Ist er noch nicht angekommen?“ erkundigte sich Onkel Sätte.

„Nein. Etnatjam[1]), wo ist er geblieben?“

„Draußen im Walde.“

„Im Walde? Im Wuorai[2])? Wenn nun ein Bär, ein Wolf oder gar ein Wuoikenes[3]) ihn überfällt! Weshalb ist er im Walde geblieben?“

„Er sah einen Mann, dem er gefolgt ist. Es war ein Ammats[4]), der sich vor uns verbergen wollte.“

„Tije lepet takkam jerpmetipme ... Ihr habt unverständig gehandelt. Dieser Fremde ist vielleicht ein Rentiertöter, der viele Waffen bei sich hat. Warum habt ihr den Vater allein gelassen?“

„Sotn le trawam nau ... er hat es befohlen.“

„Dann habt ihr ihm gehorchen müssen,“ beruhigte sie sich. „Was er befiehlt, das muß geschehen, denn er weiß, was er thut.“

Vater Pent war also wohl ein echter Patriarch, der unumschränkt regierte und seinem Willen stets die richtige Geltung zu verschaffen wußte. Bei der Erklärung, daß er selbst gewünscht hatte, allein zu sein, war sofort alle Sorge bei den Frauen verschwunden, und man beschäftigte sich nur noch mit der Jagdbeute, welche wir mitgebracht hatten. Die Tatzen verschwanden, ohne daß ich wußte, wohin; die Eingeweide wurden in den Kessel geworfen, um sogleich gekocht und gegessen zu werden, während man das Fleisch zum Gefrieren in die Kälte hing.

Menschen und Hunde saßen wieder traulich beim Feuer zusammen; den Schlaf hatte man vergessen. Da hörten wir es vor der Thür scharren, und das Fell, welches den Eingang bedeckte, wurde in die Höhe gehoben.

---

[1]) Diminutiv von Etnoi = Onkel, also Onkelchen, mein lieber Onkel.
[2]) Hohen Schnee.
[3]) Geist. [4]) Fremder.

„Repe[1])!“ rief Mutter Snjära erſchrocken.

So hieß nämlich der Lieblingshund des Alten, der ihn in den Wald begleitet hatte. Er kam unter dem Felle hindurchgekrochen und blieb mit eingezogenem Schwanze ſtehen, um ein klagendes Geheul auszuſtoßen.

„Repe, kuſne le attje ... Repe, wo iſt der Vater?“ fragte der Onkel, ſich ſchnell vom Lager erhebend.

Der Hund merkte, daß er verſtanden worden ſei. Er ſprang winſelnd an dem Frager empor und dann gegen die Thür zurück.

„Er will Hilfe holen,“ ſagte ich, nach meiner Büchſe greifend. „Es iſt ſeinem Herrn ein Unglück widerfahren. Wir müſſen ihm ſchnell folgen!“

„Oder iſt er dem Attje nur vorangeſprungen,“ meinte Kakke Keira, der Knecht, welcher von dem anderen Knechte abgelöſt worden war.

„Nein. Das iſt ganz das Gebaren eines Hundes, der Hilfe ſucht.“

Wir traten vor die Thür und ſchrieen den Namen des Alten in die nordiſche, helldunkle Nacht hinaus. Die Kälte ließ den Ruf in weite Entfernung klingen, aber ſo ſcharf wir auch lauſchten, wir konnten keine Antwort hören.

„Härra[2]), du haſt recht,“ entſchied der Onkel; „es iſt ihm etwas paſſiert. Nehmt eure Ski und eure Gewehre, und laßt uns dem Hunde folgen!“

„Das iſt nicht genug,“ antwortete ich. „Nehmt auch Riemen, Stricke und Stangen mit. Er könnte in eine Sala[3]) gefallen ſein.“

Die Frauen klagten und jammerten; wir aber nahmen ſchweigend alles Nötige mit uns, fuhren mit den Füßen

---

[1]) „Fuchs.“ [2]) Herr. [3]) Höhle, Eisſpalte.

in die langen Schneeſchuhe und überließen uns nun der Führung des klugen Hundes, welchen der Onkel, als der vorderſte in unſerer Reihe, an einer Leine vor ſich gebunden führte.

Wir verließen die Hütte in der entgegengeſetzten Richtung als vorher. Bei Anfang unſerer Bärenjagd hatten wir die Berge zu unſerer Linken gehabt, jetzt aber lagen ſie zur Rechten. Ihr Fuß ſtand auf dem Rande einer weiten Ebene, welche mit tiefem Schnee bedeckt war, und ihn entlang ſtürmte der Hund im raſcheſten Laufe dahin. Ohne die Schneeſchuhe hätten wir ihm gar nicht zu folgen vermocht. So hatten wir vielleicht vier engliſche Meilen zurückgelegt, als er nach rechts einbog und ſich nach einer Höhe wandte, welche keine große Steile zeigte, ſo daß wir uns alſo der Schneeſchuhe nicht zu entledigen brauchten. Faſt in derſelben Schnelligkeit wie bisher ging es bergan, bis wir ein unbewaldetes Plateau erreichten, deſſen Fläche auf der anderen Seite außerordentlich ſchnell wieder zur Tiefe ſtieg.

„Ipmel," rief der Onkel erſchrocken, „ſotn watſa ſalajägnai ... o Gott, es geht in das Spalteis hinein! Orrop wahrok ... laßt uns vorſichtig ſein!"

Er zog die Leine an, zwang auf dieſe Weiſe den Hund, langſam zu laufen, und ſondierte mit ſeinem Spieße jeden Schrittbreit des Bodens, ehe er ihn betrat.

„Iſt dieſer Boden gefährlich?" fragte ich ihn.

„Herr, wir gehen über Rutaimo[1]), wo die böſen Geiſter wohnen. Jeder von ihnen hat ſich eine Spalte gebohrt, die er mit Schnee bedeckt, um die Samelatjit[2]) zu betrügen. Tritt einer darauf, ſo ſtürzt er hinab in

---

[1]) Hölle.

[2]) Accuſativ von Samelatjeh = die Lappländer.

die Hölle, wenn nicht der Saiwaolmak[1]) seine Hand ausstreckt, um ihn festzuhalten. Zuweilen kommt auch ein heiliger Engel und zieht ihn wieder heraus."

So vermischten sich in der Vorstellung des alten Lappländers christliche Bilder mit den heidnischen. Ihm war es schließlich sehr gleich, ob er von einem Engel oder einem Götzen Hilfe zu erwarten habe; vielleicht glaubte er, der eine sei so mächtig wie der andere.

Wir glitten also langsamer über das Plateau dahin und erreichten wirklich mehrere Spalten, über welche der Schnee eine zusammenhängende Kruste gebildet hatte, die zwar imstande war, den Hund, nicht aber einen Menschen zu tragen. Wir erkannten diese Stellen sowohl an der Formation als auch an der Farbe ihrer weichen Decke, über welche wir uns mittels unserer Spieße hinüberschwangen. Dann ging es abwärts. Hier mußten wir die Spieße fest einstemmen, um unsere vorsichtige Bewegungsart beibehalten zu können, da sich die Spalten zahlreicher zeigten als vorher; der Hund zerrte ganz gewaltig an der Leine, und bei einem unvermuteten Rucke gelang es ihm, dieselbe zu zerreißen. Er stürzte sich in weiten Sprüngen den Berg hinab, doch nicht weit, so blieb er halten, um ein lautes Geheul zu erheben.

„Dort ist es!" rief Onkel Sätte; „möchte es noch Zeit zur Hilfe sein!"

Wir bemühten uns, die kurze Strecke so schnell wie möglich zurückzulegen, und standen bald vor einer engen, tief in den Boden gerissenen Kluft, durch deren Schneedecke ein Loch gebrochen war. Der Hund stand vor demselben und suchte es durch Scharren zu erweitern, hütete sich dabei aber doch vor der Gefahr, hinabzustürzen. Eine

[1]) Schutzgeist.

Ski-Spur führte von rechts her zu der Stelle, aber nicht darüber hinaus.

Neete, der Sohn, legte sich platt nieder und rief hinab:

„Attje, totn lep tanne ... Vater, bist du hier?“

Keine Antwort erscholl, aber der Hund war ganz außer sich; er setzte wiederholt an, hinabzuspringen, wurde aber immer wieder von der Furcht zurückgehalten.

„Er ist unten,“ sagte ich. „Lassen wir alles Fragen, denn wir haben keine Zeit zu verlieren. Gebt die Stricke her; es muß einer hinab!“

„Ich gehe hinab,“ antwortete Neete; „ich bin der leichteste. Härra, du bist der größte und stärkste von uns allen; du wirst die Kartsait[1]) halten!“

„Gut! bindet die Halkoit[2]) zusammen und legt sie quer über die Spalte, damit sie uns als Stütze dienen. Aber schnell!“

Nur eine Minute später schwebte der junge Mann in die Oeffnung hinein, in welcher eine fürchterliche Kälte herrschen mußte. Er war noch gar nicht weit hinab, so gab er das Zeichen.

„Mon lep sot ... ich habe ihn,“ rief er. „Gebt noch ein Seil herab!“

Diese Seile waren zwar dünn, aber aus unzerreißbaren Rentierhautriemen geflochten; man konnte ihnen den schwersten Menschen anvertrauen. Während ich den Sohn hielt, wurde ihm ein zweites Seil hinabgelassen, an welches er den Vater binden sollte. Dieses geschah in kurzer Zeit, und dann wurden beide heraufgezogen.

Vater Pent fiel steif auf den Schnee.

---

[1]) Riemen.

[2]) Stangen.

„Er iſt tot!“ jammerte Neete. „Die böſen Geiſter haben ihm das Leben geraubt!“

Ich unterſuchte den alten Lappmann. Sein Herz ſchlug, und keines ſeiner Glieder ſchien verletzt zu ſein. Darum tröſtete ich die anderen:

„Sotn ela ... er lebt! Es fehlt ihm nichts als nur die Beſinnung. Welche Stellung hatte er in der Spalte, Neete? Sie ſcheint nicht tief zu ſein.“

„O, Härra, ſie iſt tief, ſehr tief, und ganz mit Eis belegt,“ antwortete er. „Aber ſie iſt ſchmal, und da hat ſich ſein Spieß eingeklemmt, der ihn gehalten hat.“

„Wekkes auto ... welch ein Wunder!“

„Ja, der heilige Jeſots[1]) hat ihn bewacht. Aber ſage, ob es möglich iſt, daß er dennoch ſterben kann?“

„Es iſt möglich, daß er mit dem Kopfe an das Eis geſchlagen iſt. Er iſt trotz der dichten Kleidung ſteif vor Kälte und muß ſich alſo ſehr lange in der Kluft befunden haben; das läßt mich wohl vermuten, daß er betäubt worden iſt, denn von einer Ohnmacht wäre er längſt wieder erwacht. Nehmt die Stangen und macht eine Bahre. Wir wollen ihn zur Hütte tragen! Einer mag voraneilen und den Rentierſchlitten holen, damit wir ſchneller vorwärts kommen.“

„Ich werde es thun!“ erbot ſich der wackere Kakke Keira. „Ich werde ſo eilen, daß es mich nicht friert, und laſſe euch meinen Pelz zurück, denn ſonſt könnt ihr keine richtige Trage machen.“

Er warf den weiten Pelz ab, ergriff ſeinen Spieß und ſein Gewehr und glitt auf ſeinen Schneeſchuhen denſelben Weg zurück, den wir gekommen waren. Mit Hilfe des Pelzes, der Stangen und der Seile wurde eine ganz

---

[1]) Jeſus.

paſſable Bahre zuſammengeſetzt; wir banden den Geretteten darauf feſt und traten den Rückweg an. Dieſer wurde uns natürlich ſchwer, denn es war keine Kleinigkeit, die Laſt wohlbehalten über die Spalten zu bringen. Dies nahm ſo viel Vorſicht und Zeit in Anſpruch, daß der Schlitten bereits unten am Berge hielt, als wir die Ebene erreichten. Kakke Keira hatte ſich einſtweilen den Pelz Andas geborgt.

Der Beſinnungsloſe wurde auf den Schlitten befeſtigt, und dann ging es im ſauſenden Laufe über die nun bequeme Fläche auf die Hütte zu. Natürlich kam der von dem windesſchnellen Rentiere gezogene Schlitten mit Onkel Sätte, der ihn führte, eher an, als wir, und als wir die Schuhe abgelegt hatten und eintraten, fanden wir Vater Pent bereits am Feuer liegen. Er war noch immer beſinnungslos; dennoch aber beſchäftigte ſich Mutter Snjära unter Aſſiſtenz ihrer Töchter ſehr eifrig damit, ihm jammernd und wehklagend den gewaltſam aufgebrochenen Mund voll großer Stücke gefrorenen Rentierblutes zu ſtopfen.

„Wollt ihr ihn töten!“ rief ich ihnen zu.

„Das Blut hilft für alles, Härra!“ beteuerte ſie mir.

„Hier ſchadet es nur! Nehmt es wieder heraus und öffnet ihm die Kleider. Ich habe eine beſſere Medizin!“

Ich hatte in meinem ſehr zuſammengeſchrumpften Reiſeſacke allerdings von Medikamenten weiter nichts als noch ein halbes Fläſchchen Arnikatinktur, doch war dies gegen die Verletzung durch einen Fall ja ein ganz gutes Mittel, wenn nicht auch innere Teile gelitten hatten. Die Kleider wurden ihm geöffnet, um die Reſpiration zu erleichtern, und da Naphtha und Salmiakgeiſt oder ähnliches nicht vorhanden war, ſo bat ich um Schnupftabak. Alle erſtaunten ſehr weiblich darüber, daß ein Toter

ſchnupfen ſolle, dennoch aber wurden mir gerade ſo viele aus Rentierhaut gefertigte Doſen entgegengeſtreckt, als männliche und weibliche Perſonen anweſend waren. Der Lappe liebt den Tabak außerordentlich, faſt ebenſo wie den Branntwein; aber da er den letzteren ſo viel entbehren muß, ſo raucht und ſchnupft er viel, und daher gab es hier Doſen genug in der Hütte.

Ich applizierte dem Betäubten eine ziemliche Priſe in denjenigen Teil ſeines Geſichtes, welchen die Lappen Njuonne[1]) nennen, und hatte auch wirklich gar nicht lange auf die beabſichtigte Wirkung zu warten; ſeine ſpitze Stirn legte ſich in Falten, die geſchloſſenen Augenlider begannen zu zittern, der Mund öffnete ſich, zwar langſam, aber ſo weit wie möglich; die gegen Kälte und allerlei kleines Getier mit Pechſalbe beſchmierten Wangen dehnten ſich aus, und dann erfolgte jene bekannte Exploſion, für welche die Sprachen aller Völker nur eine und dieſelbe Bezeichnung haben — app ... zieh!

„Aeitnan ... zur Geſundheit!“ ertönte es jubelnd aus aller Munde.

Der Bann war gebrochen; die Augen öffneten ſich, bewegten ſich einige Augenblicke ſtaunend im Kreiſe, und dann erklang auch bereits, und zwar in ſehr beſtimmtem Tone, das erſte hörbare Lebenszeichen:

„Muaji, wattopte malep ... gebt mir Blut!“

Mutter Snjära blickte mich fragend an. Ich nickte ihr zu, denn dieſem imperativen Verlangen eines augenblicklich erſt vom Tode Erwachten vermochte mein fühlendes Herz nicht zu widerſtehen. Da der Inhalt des alten vielleicht nicht reichen würde, ſo wurde augenblicklich ein neuer Rentiermagen geöffnet und das darin aufbewahrte

---

[1]) Naſe.

Blut herausgeſchlagen. Dann warf ſich die Mutter mit ihren drei Aſſiſtentinnen über den Patienten, und er erhielt von vier Seiten den Mund ſo energiſch vollgeſtopft, daß er fünfmal ſchlingen mußte, ehe er Zeit fand, einmal Atem zu holen. Die großen Stücke zu Eis gefrorenen Blutes verſchwanden ſo ſchnell und maſſenhaft in der Speiſeöffnung des armen Kranken, und er verriet eine ſo ausdauernde Inklination für dieſe Art, dem Tode zu entgehen, daß es mir angſt und bange wurde und ich endlich Einhalt that. Kaum aber waren ſeine wiedererwachten Lebensgeiſter nicht mehr in dieſer Richtung beſchäftigt, ſo fuhr er ſich mit der Hand an den Kopf und klagte:

„Mon lep luokateſt, mon lep hawetetowum ... ich habe Schmerz, ich bin verwundet worden!“

Ich unterſuchte die Stelle, welche ſeine Hand bezeichnet hatte, und entdeckte unter der dicken Pelzhaube, welche er trug, eine ziemliche Anſchwellung. Er war alſo doch mit dem Kopfe aufgeſtoßen.

„Tunji mon kalkap wekketet ... ich werde dir helfen!“ tröſtete ich ihn und griff zu meiner Tinktur.

„Tote lep päsker ... du biſt ein Doktor?“ fragte er erſtaunt.

„Ja,“ antwortete ich, um ihm Vertrauen zu machen.

„Was haſt du hier?“

„Das iſt eine Arznei, welche dir die Schmerzen ſtillen wird.“

„Schmeckt ſie gut?“

„Du wirſt ſie nicht trinken, ſondern ich werde ſie dir auf den Kopf legen.“

„Laß ſie mich einmal riechen!“

Ich hielt ihm das geöffnete Fläſchchen unvorſichtigerweiſe bereitwillig an die Naſe. Er ſog den Duft des

kräftigen Spiritus mit wachsendem Wohlbehagen ein und bat dann mit verklärtem Gesichte:

„Gieb mir diese Arznei lieber zu trinken, Härra! Ich werde dann schneller gesund werden, als wenn du sie mir auf den Kopf legst."

Ich schlug es ihm ab und ließ mir den Fetzen von einem alten Sommerkleide geben. Diesen befeuchtete ich und band ihn auf die Anschwellung. Da ich das Befeuchten nach einiger Zeit wiederholen wollte, so gab ich das Fläschchen nicht wieder in den Reisesack zurück, sondern schob es, mir leicht zur Hand, neben mir in das Heu meines Lagersitzes.

„Attje, wie bist du in die Spalte gekommen?" fragte jetzt der junge Neete, der mit dieser Frage der Neugierde aller zu Hilfe kam.

Der Alte schwieg eine Weile, dann antwortete er: „Fragt mich nicht. Später werdet ihr es erfahren!"

Diesem Befehle mußte Gehorsam geleistet werden, obgleich ich nicht begreifen konnte, warum er die erbetene Auskunft verweigerte, zu der wir uns durch seine Rettung doch wohl eine hinreichende Berechtigung erworben hatten. Er seinerseits begehrte nun zu wissen, wie die Bärenjagd abgelaufen sei und welcher Umstand uns zu seiner Hilfe herbeigerufen habe. Er vernahm unseren Bericht und kaum erfuhr er, daß der Aufbruch des Bären sich noch immer im heißen Wasser des Kessels befinde, so gebot er, die Nipeh[1]) herzunehmen und das leckere Mahl sogleich zu beginnen.

Mutter Snära stach die Eingeweidestücke aus dem Kessel und legte sie in ihren Lederschoß, dessen matter Glanz erraten ließ, was alles darin bereits ab-, auf- und

[1]) Messer.

ausgewiſcht worden ſei. Dort wurden ſie zerteilt, und männlich, weiblich und — hündlich hatte nun die Erlaubnis, ſich wegzunehmen, was ihm beliebte.

Was mich betraf, ſo hatte ich das Glück, von der ſchönen Marja[1]) bedient zu werden. Sie war die älteſte Tochter Pents, zählte vielleicht dreiundzwanzig Jahre und ſchien mich während meines vierzehntägigen Aufenthaltes in ihrer Hütte bereits ſehr freundlich in ihr Herz geſchloſſen zu haben. Sie reichte mir gerade bis unter die Arme, hatte zwei Pfund Fett in ihren Zöpfen und dreißig Quadratzoll Pechſalbe auf ihren Wangen; ihre Lippen lächelten zwölf Centimeter breit; ihr Näschen glich einer Haſelnuß, und ihre Aeuglein hatten ſich infolge des immerwährenden Schneeblendens ein Spitzmausblinzeln angewöhnt, welches auf mein unbewachtes Herz einen durch Logarithmen nicht ganz genau zu berechnenden Eindruck machte.

Sie zerzupfte die beſten Stückchen, welche ſie für mich aus den Zähnen der Hunde erwiſchen konnte, mit ihren dicken Teer-Roſen-Fingerchen und ſteckte ſie mir in den ſich vergeblich „nach rückwärts konzentrierenden“ Mund. Die Eltern ſahen dieſer gaſtfreundlichen Schelmerei mit Wohlbehagen zu, und ich konnte mich dieſem zutraulichen Ausgeſtopftwerden nur dadurch entziehen, daß ich mich erhob und für kurze Zeit vor die Hütte ging, um meiner Digeſtionsorgane wieder Herr zu werden.

Als ich wieder eintrat, fiel mir ein himmliſches Lächeln auf, welches mit einer Wärme von ſiebzig Grad Réaumur auf den Geſichtern thronte. Sofort ward ich mir meiner Unvorſichtigkeit bewußt, langte nach meiner Flaſche und hielt ſie gegen die Flamme — ſie war leer,

[1]) Maria.

„bom bosch“ würde der Türke ſagen — „ganz leer“; die braven Lappen und Lappinnen hatten ſich mit meiner Tinktur die Magen von innen eingerieben!

Ich verſpürte große Luſt, ſie tüchtig auszuzanken, mußte aber dennoch lachen, als der alte Pent ſeine Entſchuldigung vorbrachte:

„Härra, du wirſt doch nicht ſchelten? Wir haben von dem Bären gegeſſen und ſchmeckten es, daß er krank geweſen iſt; darum haben wir ein wenig von deiner Medizin genommen, die alle Krankheiten heilt. Für meinen Kopf iſt ſie nicht mehr nötig, denn der Schmerz iſt fort, und ich bin geſund!“

Ich hielt ihm die leere Flaſche hin.

„Haſt du die Medizin genommen, ſo nimm auch die Flaſche. Ich ſchenke ſie dir!“

Mit dieſem Geſchenke richtete ich eine große Freude an, denn ein Glas oder eine Flaſche iſt in der Haushaltung eines Lappen eine koſtbare Seltenheit. Darum meinte er ſehr fröhlich:

„Härratjam[1]), du biſt ein ſehr berühmter und gütiger Doktor, und mit dir iſt ein großer Segen in meine Hütte gekommen. Du haſt uns, als du kamſt, drei Flaſchen Spanska win[2]) mitgebracht, der unſer Herz erleichterte, aber deine Medizin ſchmeckt noch beſſer. Hätteſt du doch mehr von ihr! Nun aber bin ich müde. Willſt du dich wieder mit mir ſchlafen legen? Wenn wir erwachen, ſollſt du mich auf den Fjäll begleiten, denn ich habe etwas Wichtiges mit dir zu ſprechen.“

Die letzten Stunden hatten uns alle mehr oder weniger ermüdet, und ſo wurde ſeinem Vorſchlage Beifall geſpendet. Man verſchloß den Rauchfang, welcher wieder

[1]) „Mein liebſtes Herrchen“, ſchmeichelnder Diminutiv von Härra.

[2]) „Spaniſcher Wein“; er meinte aber Rum.

geöffnet worden war, von neuem und bald war die beneidenswerte Situation, aus welcher uns der Bär gerissen hatte, wieder hergestellt.

Der Mensch, und besonders der Reisende, gewöhnt sich bald an alles, und so schlief ich ganz glücklich ein und erwachte nicht eher wieder, als bis die holde Marja beim Wiederanfachen des Feuers meine langen Pelzstiefel näher zog, um sich ihrer als Schemel zu bedienen, obgleich zufälligerweise meine beiden Beine darin steckten. Ich hielt den Druck ihrer kleinen Person geduldig aus, bis sie fertig war und mir in anerkennungswerter Aufmerksamkeit meine ausgestreckten Kniee wieder an den Leib geschoben hatte. Dann erhob ich mich behaglich in sitzende Stellung, um zuzusehen, wie die Morgensuppe zubereitet wurde.

Als erste Ingredienz zu derselben diente natürlich der Absud, welcher vom Kochen des Bäreneingeweides im Kessel zurückgeblieben war. Dazu kamen Stücke geronnenen Blutes, zerbrockter Rentierkäse, welcher ungefähr so schmeckt, wie ein altes, hörnernes Spieldosengehäuse schmecken würde, wenn man es kauen wollte, sodann eine Portion Sick[1]), welche ihre Anwesenheit durch einen mehr als zudringlichen Geruch zu erkennen gab einige Hände voll Bläbär[2]), etwas Salz, welches es nur darum geben konnte, weil Vater Pent ein reicher Mann war, eine kleine Gabe Mehl, welches aber trockenen Sägespänen ähnlich sah, und zuletzt noch das, ich weiß nicht auf welche Weise gereinigte, Gedärme des Bären, natürlich in Stücke zerschnitten und zerrissen, deren Purifikation von sehr zweifelhafter Natur zu sein schien.

---

[1]) Eine Art Lachs: Salmo lavaretus.

[2]) Vaccinium myrtillus.

Anſtatt an dieſem Mahle mich zu beteiligen, zog ich es vor, mir ein Stück Rentierfleiſch auszubitten, welcher Wunſch auch herzlich gern befriedigt wurde, da man froh zu ſein ſchien, meinen Suppenanteil mit verzehren zu können.

Nach dieſem Frühſtücke, welches eigentlich kein Frühſtück genannt werden konnte, da wir jetzt die monatelange Winternacht des Nordens hatten, erſuchte mich Vater Pent, ihm in das Freie zu folgen. Wir nahmen unſere Spieße und Flinten zu uns und fuhren mit den Füßen in die Schneeſchuhe. Er führte mich ganz denſelben Weg, auf welchem wir geſtern dem Bären gefolgt waren. Dies ließ mich vermuten, daß die angedeutete Unterredung ſich ſich auf ſein letztes, unglückliches Abenteuer beziehen werde, doch glitt er ſchweigend voran und ſprach nicht eher ein Wort, als bis er droben im Walde den Punkt erreichte, an welchem er ſich von uns getrennt hatte.

„Piejo, Härra . . . ſetze dich, Herr!“ ſagte er, indem er ſich ſelbſt in den weichen Schnee niederließ. „Ich werde mit dir über eine Sache reden, von welcher niemand etwas wiſſen darf.“

Ich nahm an ſeiner Seite Platz, und die Hunde, ohne welche kein Lappe ſeine Hütte verläßt, legten ſich vor uns nieder. Selbſt der Gaſt bekommt, wenn er längere Zeit bei ihnen bleibt, einen dieſer treuen, immerwährenden Begleiter zugeteilt. Der Alte blickte eine Weile vor ſich nieder; er ſchien nach dem rechten Eingang zu ſuchen, und ich hütete mich, ſein Nachdenken durch ein Wort zu unterbrechen. Endlich begann er:

„Härra, du kannſt ſchweigen?“

„Ja,“ antwortete ich einfach.

„Und du wirſt auch ſchweigen?“

„Ja.“

„Ich glaube es dir, denn ich habe dich beobachtet und kann dir vertrauen. Willst du mir einen Dieb fangen?“

„Einen Dieb — —? Ich — —?“ frug ich verwundert.

„Ja, du! Wenn bei uns eine böse That geschehen ist, so sendet der Konoks[1]) seine Soldaten her, welche den Thäter suchen müssen; aber es vergeht eine sehr lange Zeit, ehe sie die weite Reise beenden, und dann ist er bereits längst nach Norje[2]) verschwunden, wohin sie ihm nicht folgen dürfen. Auch sind diese Männer selten klug genug, um einen Samelats[3]) zu fangen, der die Gegend besser kennt, als sie.“

„Bist du bestohlen worden?“ fragte ich.

Sein sonst so freundliches Gesicht nahm einen ganz grimmigen Ausdruck an.

„Ja,“ antwortete er mit einem wilden Blicke seiner kleinen, zwinkernden Aeuglein.

„Von wem?“

„Ich weiß es nicht.“

„Hast du Verdacht?“

„Nein.“

„Es ist keiner deiner Dienstboten?“

„Nein.“

„Was ist es, was dir gestohlen worden ist? ein Rentier?“

„O, Härra, wie könnte ich wissen, ob mir ein Ren gestohlen worden sei! Ich habe über tausend Stück, von denen sich oft eins verläuft. Und ein Ren, wenn es mir genommen worden ist, verursacht mir keinen solchen

---

[1]) König. [2]) Norwegen.

[3]) So nennt sich der Lappländer, während er das Wort „Lappe“ beinahe als einen Schimpf betrachtet.

Schmerz. O nein, der Diebſtahl iſt viel ſchlimmer, denn mir fehlt Geld, viel Geld!“

Bei dieſen Worten brach er in bittere Thränen aus. Das kindliche Gemüt des Lappen vermochte den Verluſt nicht mit männlicher Reſignation zu ertragen.

Jetzt ahnte ich den Zuſammenhang. War der Mann, welcher ſich vor uns flüchtete, der Dieb geweſen? Hatte er vielleicht eines der verborgenen Verſtecke Pents entdeckt? Vater Pent war ſehr reich; er beſaß über tauſend Rene, wie er mir ſoeben geſagt hatte; er hatte ſicherlich viel Geld vergraben.

Wenn der Lappe einen Markt oder eine der wenigen Städte beſucht, ſo läßt er ſich den Preis ſeiner Felle und anderen Waren in harten Silberthalern bezahlen. Alljährlich wandern auf dieſe Weiſe bedeutende Quantitäten Silber nach den unwirtlichen Gegenden des hohen Nordens, wo ſie verſchwinden, denn der Bewohner der Lappmarken giebt ſelten oder nie einen Thaler wieder heraus, den er einmal eingenommen hat. Iſt der Beutel voll geworden, ſo ſucht er ſich eine einſame Stelle im Walde, im Sumpfe oder zwiſchen Felſen, wo er die harten ‚Riksdaler‘ verſteckt; er beobachtet darüber das tiefſte Schweigen und enthüllt ſein Geheimnis erſt dann ſeinen Erben, wenn er den unvermeidlichen Tod nahen fühlt. Um bei der zufälligen Entdeckung eines ſolchen Ortes nicht ſeine ganze Barſchaft zu verlieren, verteilt er dieſelbe in mehrere Verſtecke, welche er von Zeit zu Zeit im geheimen aufſucht, um ſich an dem Anblicke ſeiner Reichtümer zu erlaben. Nicht ſelten kommt es vor, daß ein Lappe unerwartet ſtirbt, ohne ſeine Verſtecke entdecken zu können, oder daß dieſelben ſo ungenau beſchrieben wurden, daß ſie von ſeinen Verwandten nicht aufgefunden werden konnten. Zuweilen treten auch

Naturereigniſſe ein, welche ein ſolches Verſteck vernichten oder unzugänglich machen, und ſo kommt es, daß bedeutende Summen verloren gehen, von denen man nicht hoffen kann, daß ſie jemals wieder aufgefunden werden. Die wilden Einöden Lapplands bilden eine rieſige Sparbüchſe, welche ganz bedeutende Prozente verſchlingt.

„Darf ich erfahren, wie viel Geld es iſt?“ frug ich den Alten.

„Kwekte wuoſſah . . . zwei Beutel,“ antwortete er.

„Du hatteſt ſie verſteckt?“

„Ja, Härra, du weißt, daß kein Menſch wiſſen darf, wo die Thaler liegen, der Bruder nicht, das Weib nicht und die Kinder nicht. Du weißt auch, daß ich auf dem Markt in Enontekis geweſen bin. Dort habe ich viel Felle, viel Käſe und auch viele Handſchuhe verkauft, welche meine Töchter geſtrickt hatten. Ich tauſchte mir ein, was ich brauchte, und hatte dann noch zwei Beutel mit blankem Silber übrig. Geſtern nun, als die Rene gemolken wurden und alſo meine Leute verhindert waren, mir zu folgen, nahm ich meine Schuhe und ging hinauf zum Fjäll, um das Silber zu verſtecken. Bei der Rückkehr erblickte ich einen Fremden, der durch die Felſen glitt. Ich verfolgte ihn, aber er entwich. Nun kehrte ich zu dem Verſteck zurück, nahm das Geld wieder heraus und verbarg es an einem anderen Ort. Aber dann nach Mitternacht, als wir den Bär verfolgten, ſah ich den Fremden wieder. Ich dachte ſogleich, daß er nach meinem Silber geſucht hätte, und verfolgte ihn. Er verſchwand. Nun ſuchte ich mein Verſteck auf; das Silber war noch da; aber indem ich es betrachtete, erhielt ich einen Schlag. Es wurde mir ſehr finſter vor den Augen, und ich ſtürzte nieder, doch ſchon nach einer Minute raffte ich mich wieder auf. Das Geld war mir entriſſen, und den Dieb ſah ich be-

reits fern von mir sehr schnell über den Lopme[1]) fliegen. Ich verfolgte ihn. Er versuchte, die andere Seite des Kärr[2]) zu erreichen, und darum wandte ich mich nach dem Klufteis, um ihm den Weg abzuschneiden. Ich kenne dieses Eis, aber der Zorn trübte meine Augen; ich übersah eine Spalte und stürzte hinein — — als ich wieder erwachte, lag ich in meiner Hütte und hatte Schnupftabak in der Nase. Der Dieb aber ist entkommen."

„Du hast ihn nicht erkannt?"

„Nein. Er hatte sich hinter mich geschlichen, ohne daß ich ihn bemerkte. Er trug eine Wintermaske, wie wir alle, damit wir das Gesicht nicht erfrieren."

„Hast du dir nicht wenigstens seine Gestalt gemerkt?"

„Härra, die Nacht Samelands währt drei Monate lang, und sie täuscht das Auge. Das Nordlicht war so unruhig und seine Flammen zuckten über den Schnee. Wer kann da genau sehen! Der Mann war gekleidet wie andere Männer; ein Samelats sieht wie der andere aus, wenn er nicht in seinem Zelte sitzt. Ich würde ihn nicht wiedererkennen. Wenn du mir nicht hilfst, Härra, so kann ich den Dieb niemals entdecken, und mein glänzendes Silber ist verloren."

„Ich? Wie sollte ich dir helfen können, da dir sogar die Soldaten des Königs nichts nützen. Ich kenne dieses Land ebensowenig wie sie und habe ja nicht einmal die Macht, welche sie dem Diebe gegenüber besitzen."

„Härra, du irrst! dein Kopf ragt über alle Samelatjit[3]) hinweg und nie hat man hier solche Waffen gesehen, wie die deinigen sind. Ein jeder Dieb wird sich vor dir fürchten. Auch bist du in fernen, wilden Ländern gewesen, wo du gelernt hast, die Spur eines Flüchtlings

[1]) Schnee. [2]) Bergrücken.
[3]) Accusativ Plur. von Samelats, der Lappe.

so zu lesen, wie wir es nicht vermögen. Du selbst hast uns ja erzählt von den bösen Indatjit[1]), denen ihr gefolgt seid über Berg und Thal, um ihnen die Felle wieder abzunehmen, die sie euch gestohlen hatten. Ich werde dich auf die Spur des Diebes führen und ich weiß, wenn du sie betrachtest, so kann er uns nicht entgehen."

Hm! Ein solches Vertrauen hatte ich nicht erwartet. Ich war blamiert, wenn ich auf seinen Wunsch einging, ohne es rechtfertigen zu können; darum antwortete ich:

„Attjats[2]), ich bin noch zu kurze Zeit im Samelanda; ich glaube wirklich nicht, daß ich dir helfen kann."

Da blinzelte er mich mit seinen schlausten Lächeln an und sagte:

„Härra, du kannst, denn du hast ja gesagt, daß du ein Doktor bist!"

„Meinst du etwa, daß eir Doktor auch gelernt haben muß, Diebe zu fangen?"

„Willst du mit mir scherzen? Ein Doktor hat alles gelernt; ein Doktor kann alles, wenn er nur will!"

„Wer hat dir dies gesagt?"

„Das braucht mir niemand zu sagen, weil wir es ja alle wissen. Einem Doktor muß alles gelingen, denn er hat gelernt, sich ein Saiwa tjalem[3]) zu machen, und wer ein gutes Saiwa tjalem bei sich trägt, dem kann nichts mißglücken, so lange er dafür sorgt, daß es unverletzt bleibt."

„Du irrst," sagte ich unter mißbilligendem Kopfschütteln. „Es giebt kein Amulett und kein Saiwa jalem, welches eine solche Kraft besitzt."

---

[1]) Indianern.

[2]) Väterchen.

[3]) Wörtlich „heiliges Schriftstück" = Talisman, Amulett.

„Härra, du willſt es bloß nicht zugeben! Ich ſelbſt habe ja eine ſolche Schrift gehabt.“

„Von wem?“

„Von einem Doktor, den ich in Luleå am Meere traf. Er war ein ſehr kluger Mann; er gab mir Arznei für meine kranken Augen, und als ich ihn dann um ein Amulett bat, ſchrieb er es mir ſogleich, ohne Geld dafür zu nehmen. Ich habe es viele Jahre lang auf der Bruſt getragen und in dieſer Zeit niemals ein Unglück gehabt. Nun aber hat es der Schweiß zerfreſſen, und darum iſt ſeine Wirkung faſt ganz verloren gegangen. Wäre es nicht ſo zerriſſen, ſo wäre ich ſicher nicht in die Spalte geraten. Ich werde dich bitten, mir ein neues zu ſchreiben.“

„Wo haſt du es?“

„Hier,“ antwortete er, auf die Bruſt deutend.

„Darfſt du es mir zeigen?“

„Der Doktor hat mir dies nicht verboten. Willſt du es ſehen?“

„Ja.“ — Er langte unter ſeine Kleider und zog ein zuſammengelegtes Stück Leder hervor, welches an einer Schnur hing und ein vielfach zuſammengefaltetes Papier enthielt, welches er mir entgegenreichte.

„Hier,“ meinte er. „Kennſt du die Zeichen, welche darauf ſtehen?“

Die mit Bleiſtift geſchriebenen Züge waren ſehr verwiſcht; aber dennoch erkannte ich auf den erſten Blick, daß es deutſche Worte waren. Meine nicht geringe Ueberraſchung ging bald in ein luſtiges Lachen über, als ich folgende Worte enträtſelte:

„Am Ganges duftet's und leuchtet's
Und Rieſenbäume blühn,
Und ſchöne, ſtille Menſchen
Vor Lotosblumen knien.

In Lappland ſind ſchmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern ums Feuer und backen
Sich Fiſche und quäken und ſchrein.

Ein Spaßvogel."

Alſo dieſe bekannten Verſe von Heinrich Heine hatte der gute Vater Pent jahrelang auf ſeinem Herzen getragen und ihnen wunderbare Kräfte zugetraut! Der neckiſche Kobold des Dichters hatte den letzteren überlebt, um nach deſſen Tode ſogar bis hinauf in die Lappmarken ſeinen Spuk zu treiben. Wer aber war der Schreiber dieſer Zeilen geweſen? Wirklich ein Arzt? Sollte ſich ein gebildeter Mann wirklich ſo weit vergeſſen können, einen abergläubiſchen Lappen in ſeinen Vorurteilen zu beſtärken? Trotz meiner anfänglichen Beluſtigung ärgerte ich mich doch darüber; darum ſagte ich:

„Attje Pent, das iſt kein Saiwa tjalem, ſondern ein Kaiwes tjalok[1]), und der, welcher es geſchrieben hat, iſt kein Doktor geweſen."

„Härra, es hat ja geholfen!"

„Ich werde dir dieſe Schrift vorleſen, und dann magſt du ſehen, was du von ihr zu denken haſt."

Ich überſetzte ihm, ſo gut es ging, die Worte in das Lappländiſche; er aber ſprang bei den letzten Worten zornig auf und rief:

„Willſt du mich verhöhnen? Dieſe Worte ſtehen nicht hier!"

„Sie ſtehen hier!"

„Das iſt nicht wahr, Härra!"

„Willſt du mich einen Lügner nennen?"

Er beſann ſich.

---

[1]) Eine dumme Schrift.

„Härra, du biſt ſtets ernſt und gut mit uns geweſen, jetzt aber ſcherzeſt du. Dieſes Saiwa tjalem hat mich aus mancher Not errettet; die Worte aber, welche du mir jetzt ſagteſt, ſind böſe; ſie beleidigen mich; ſie können keinen Menſchen erretten; ſie können mir auch mein Silber nicht wiederbringen!“

„Da haſt du ſehr richtig geſprochen. Ich habe dir ganz genau vorgeleſen, was auf dem Papiere ſteht; ich habe kein Wort weggelaſſen und auch keins dazugethan! Wirf das Papier fort; es nützt dir nichts!“

„Sagteſt du mir wirklich die Wahrheit?“ fragte er zweifelnd.

„Ja.“

„Härra, ich werde dieſes Papier prüfen.“

„Wie willſt du dies anfangen?“

„Ich werde es wieder einſtecken. Wenn wir den Dieb fangen, ſo iſt es gut, fangen wir ihn aber nicht, ſo taugt es nichts.“

„Dieſe Probe iſt nicht zuverläſſig, denn du willſt den Dieb ja durch mich fangen, nicht aber durch dieſes Papier. Wenn du dieſe Probe wirklich machen willſt, ſo mußt du allein gehen.“

Er beſann ſich, und dann ſagte er:

„Du haſt recht, und darum werden wir die Probe anders machen: Der Dieb wird das Geld bereits verſteckt haben, wenn wir ihn finden, und er wird auch nichts eingeſtehen. Dann werde ich ihm dieſe Schrift geben. Beſchützt ſie ihn, ſo iſt ſie gut, finden wir aber das Geld, ſo iſt das wahr, was du mir vorgeleſen haſt.“

Das war nun allerdings eine echt lappländiſche Kalkulation, aber gerade weil die Sache ſo abenteuerlich klang, ging ich darauf ein.

„Gut, du ſollſt deinen Willen haben. Zeige mir die Spur des Diebes!“

Wir brachen auf und drangen tiefer in den lichten Wald ein. Nach vielleicht einer Viertelſtunde erreichten wir eine von verkrüppeltem Ginſter beſtandene und jetzt überſchneite Felſenhalde. Hier ſah ich die Schneeſpuren zweier Männer.

„Soll ich den Ort ſagen, an welchem du das Silber verſteckt hatteſt?“ fragte ich Pent.

„Wirſt du ihn finden?“ ſagte er verwundert.

„Sicher!“

Ich unterſuchte die beiden Fährten, glitt einer derſelben nach und hielt vor einem ſchmalen Riſſe im Felſen.

„Hier war es!“

„Härra, du haſt es wirklich erraten!“ rief er. „In dieſen Riß hatte ich die Beutel verſteckt und ihn dann mit Schnee angefüllt.“

„Schau her! Hier haſt du gekauert, als du das Geld betrachteteſt, und hier hielt der Dieb, als er dir den Schlag verſetzte.“

„Woher ſiehſt du dies?“

„Das werde ich dir ſpäter erklären.“

Während der Fremde einige Augenblicke lang hinter Pent gehalten hatte, waren ſeine langen Schneeſchuhe tiefer in den Schnee eingedrungen und hatten alſo ſehr deutliche Eindrücke hinterlaſſen. Da ſah ich denn, daß der eine Schuh an ſeiner Sohle eine recht bemerkbare Narbe zeigte, die von einem kräftigen Stoße an einen ſpitzen Stein herzurühren ſchien. Doch hielt ich es für beſſer, Pent von dieſem wertvollen Erkennungszeichen jetzt noch nichts zu ſagen.

„Wollen wir ihm folgen?“ fragte er.

„Ja.“

Wir glitten weiter, aus dem Walde heraus wieder auf die freie Anhöhe und dann jenseits des Höhenzuges hinab in ein breites Querthal, welches wir zu verfolgen hatten, bis wir wieder heraus auf die freie Ebene gelangten. Hier war die Spur dem Schnee so leicht aufgedrückt, daß der Verfolgte im raschesten Laufe dahingeschossen sein mußte. Wir machten es ebenso und glitten mit der Schnelligkeit eines Bahnzuges über die mattschimmernde Fläche fort.

In dieser Weise und in dieser Richtung mußten wir in zwei Stunden den nächsten Nachbar Pents erreichen, den ich bereits zweimal mit besucht hatte. Auch er war wohlhabend, doch bestand seine Haushaltung nur aus ihm, seinem Weibe, einer Tochter und einem Teutnar[1]), der mir nicht sehr vertrauenswürdig vorgekommen war. Sein Herr hatte mir erzählt, daß derselbe aus Norwegen herübergekommen sei und fast ein Jahr bei ihm im Dienste stehe. Wer sich so ganz allein über die wilden Berge wagt, hat gewöhnlich keinen lobenswerten Grund gehabt, sein Vaterland zu verlassen. Daher dachte ich jetzt unwillkürlich, daß er der Dieb gewesen sein könne. War diese Vermutung richtig, so stand zu erwarten, daß er, bevor er die Hütte seines Herrn erreichte, zur Seite gebogen sein würde, um sein Geld zu verbergen. Dies traf aber nicht ein, sondern die Spur führte in unveränderter Richtung weiter. Entweder war der Dieb sehr unvorsichtig oder sehr frech, daß er es gar nicht der Mühe wert erachtete, für seine Sicherheit bedacht zu sein.

So setzten wir unsern Weg schweigend fort, bis wir die Hütte des Nachbars erreichten. Seine Tochter befand sich außerhalb derselben und hatte ihn auf unser Kommen aufmerksam gemacht; daher kam er uns entgegen.

[1]) Knecht.

„Tuina litja atna — Friede sei mit dir!“ grüßte ihn Pent.

„Tuina aj aj — mit dir ebenso!“ antwortete er.

Sodann faßten sie sich beim Leibe, schoben die Wintermasken beiseite und rieben sehr freundschaftlich die Nasen aneinander. Ich als Fremder aber kam mit einem Händedrucke davon. Die beiden Frauen wurden auf gleiche Weise begrüßt, und dann fragte Pent:

„Wo ist Teutnar Pawek[1])? Ich sehe ihn nicht.“

„Dort bei den Tieren kannst du ihn sehen.“

Wirklich sahen wir die Gestalt des Betreffenden bei den Rentieren, welche beschäftigt waren, Flechten unter dem Schnee hervorzuscharren.

„Hat er seine Ski an?“ erkundigte ich mich.

„Nein, hier an der Hütte lehnen sie.“

Ich trat näher, um die Schuhe zu betrachten, und bemerkte an einem derselben sofort das angedeutete Zeichen.

„Rufe ihn herbei. Wir haben mit ihm zu sprechen,“ sagte ich.

Auf einen grellen Pfiff und einen Wink mit der Hand kam der Knecht langsam herbei.

„Puoreſt ... guten Tag!“ grüßte er mit der unschuldigsten Miene von der Welt.

„Sind diese Ski dein Eigentum?“ fragte ich ihn.

„Ja, Härra,“ antwortete er.

„Kommt in die Hütte! Ich habe mit diesem Manne zu reden.“

Der Knecht kroch ohne alles Widerstreben sogleich zuerst durch den Eingang, und seine Herrschaft folgte ihm neugierig. Der Besitzer der Hütte hieß Stalo, zu

[1]) Dein Knecht Paul.

deutſch ‚Rieſe‘, obgleich er mir nur bis an die Achſeln reichte.

„Attje Stalo,“ ſagte ich zu ihm, „dieſer Knecht wird ſehr bald von dir gehen.“

„Wohin?“ fragte er erſtaunt.

„In das Kittek[1]).“

Er richtete ſich erſchrocken in die Höhe:

„Was ſageſt du, Härra?“

„Daß er in das Gefängnis gehen wird.“

„Warum?“

„Weil er ein Dieb iſt.“

„Härra, willſt du mich und mein Haus beſchimpfen!“

„Nein. Warum ſollte ich dich beleidigen wollen? Du biſt ja unſer Kweime[2])! Ich habe mit dir gegeſſen und getrunken; ich habe dich und die Deinigen lieb gewonnen; ich bin nur auf dein Glück und deinen Frieden bedacht, und darum ſage ich dir, daß dein Knecht ein Dieb iſt.“

Der Knecht antwortete nicht und bewegte ſich nicht; auch die beiden Frauen waren wortlos; Stalo aber rief:

„Härra, beweiſe es!“

„Sogleich! Dieſer Mann war geſtern entfernt von deiner Hütte?“

„Ja. Ich ſandte ihn vorgeſtern über den Fjäll zu Arpen Rauna[3]), welche eine Partnekuts[4]) erhalten hat, dem er als Zahngeſchenk ein Ren hinüberſchaffen mußte.“

„Wann kehrte er zurück?“

„Sehr ſpät; es war heute zur Zeit des Melkens.“

„Attje Pent mag dir erzählen, weshalb der Knecht ſo viele Zeit verloren hat.“

---

[1]) Gefängnis. [2]) Nachbar, Nächſter. [3]) Schweſter Ragnilda. [4]) Knäbchen.

Pent erzählte ſein unglückliches Abenteuer. Der Knecht hörte es ſehr ruhig an, ohne mit der Wimper zu zucken; die anderen aber gerieten in die höchſte Aufregung. Als der Erzähler geendet hatte, fragte Stalo den Knecht:

„Was ſagſt du dazu?“

„Ich that es nicht,“ antwortete er ſehr ruhig.

„Du leugneſt!“

„Ich ſchwöre, daß es ein anderer war. Ich bin gar nicht nach dem Spalteiſe gekommen.“

„Aber ſie haben deine Spur verfolgt!“

„Sie irren! Sucht, ob ihr das Silber bei mir findet!“

„Das werden wir thun,“ ſagte ſein Herr.

Seine Kleidung und dann auch die Hütte wurde aufs genaueſte unterſucht, aber es war nichts zu finden.

„Wo iſt er geweſen, ſeit er zurückkehrte?“ erkundigte ich mich.

„Nur bei der Herde,“ antwortete Stalo.

„Nicht weiter?“

„Nein. Willſt du nicht die Hütte auf eine kurze Zeit verlaſſen?“

„Warum?“ fragte ich.

„Ich will mit der Kunnus[1]) reden.“

Er wußte, daß Vater Pent mich zu ſeinen wirklichen Freunden zählte, und darum ſagte er mir ſo aufrichtig, was er zu thun beabſichtigte. Sehr viele Lappen hangen noch mehr oder weniger an ihren alten heidniſchen Gebräuchen, zu denen auch das Fragen der Zaubertrommel gehört. Ich hätte dieſer Manipulation ſehr gern mit beigewohnt, mußte mich aber natürlich in den

[1]) Zaubertrommel.

Willen des Hausherrn fügen. Auch die Frauen durften nicht zugegen ſein; ſie verließen die Hütte und begaben ſich zur Herde. Sie hätten gerne ein Geſpräch mit mir angeknüpft aber ich zog es vor, meine Schneeſchuhe anzulegen, um die Umgebung des Lagers genau abzuſuchen, denn es verſtand ſich von ſelbſt, daß der Knecht hier irgendwo das Geld verſteckt hatte.

Spuren gab es genug, ſowohl von Stiefeln als auch von Schneeſchuhen, und ich mußte ſehr aufmerkſam ſein. Ich beſchrieb zunächſt einen engeren und dann einen weiteren Kreis um die Hütte und die Herde, wobei die Frauen mich kopfſchüttelnd beobachteten — ich bemerkte nichts. Erſt bei einem dritten, noch weiteren Kreiſe ſtieß ich auf eine Einzelſpur, an deren einer Seite ich das bewußte Zeichen erblickte. Sofort folgte ich ihr. Sie führte nach einer ſchmalen, aus dem Walde tretenden Rinne, in welcher ein eisüberdecktes Waſſer floß. Nach noch nicht fünf Minuten blieb ich überraſcht halten, denn ich hatte das größte Geheimnis eines Lappen entdeckt, nämlich ſein Tiorfwigardi[1]), eine kleine, aus Rentierhörnern errichtete Umzäunung, die einen heidniſchen Opferplatz umſchloß. Den Mittelpunkt desſelben bildete ein ſogenannter Sait, ein im Waſſer gefundener Stein von ſonderbarer Geſtalt. Obwohl dieſe Steine jetzt wohl nicht mehr wirklich verehrt werden, iſt doch noch immer ein jeder Tiorfwigardi ein heiliger Ort, den eigentlich nur der Hausherr betreten darf. Aber gerade hierher führten die Spuren des Knechts. Ich ahnte, daß ich ſein Verſteck vor mir hatte. Wer konnte wohl vermuten, daß ein Lappe geſtohlenes Gut an einem ſo heiligen Ort verbergen werde!

---

[1]) Hörnerzaun.

Die Fährte ging bis zur zweiten Ecke des Hörnerzaunes, wo sie aufhörte, um später wieder umzuwenden. Ich brachte meine Schneeschuhe genau in dieselbe Lage und befand mich also nun gerade in der Stellung, die der Knecht eingenommen hatte, als er das Geld versteckte. Nun betrachtete ich zunächst den Schnee, soweit er im Bereiche meiner Hände lag; er war unversehrt — doch nein, da unten lagen einige Schneesternchen, als seien sie nicht herabgeweht, sondern durch eine mechanische Berührung herabgestreift worden. Ich bückte mich und schaute durch die Geweihe — richtig, da hing das Gesuchte, aber so gut versteckt zwischen den dicht ineinander stoßenden Geweihzacken, daß es durch den bloßen Zufall gar nicht entdeckt werden konnte. Es war ein großer Tabaksbeutel, und als ich ihn berührte, fühlte ich deutlich die zwei Geldbeutel, welche er enthielt.

Ich ließ ihn hängen und kehrte schleunigst zurück. Als ich die beiden Frauen erreichte, fragte ich sie nach dem Knechte und erfuhr, daß er sich noch immer in der Hütte befinde. Doch brauchten wir nicht lange mehr zu warten, bis wir wieder eintreten durften.

Der Knecht Pawek blickte mir höhnisch entgegen.

„Härra, ich habe ihm meine Saiwa tjalem gegeben, und es hat ihn beschützt," erklärte mir Vater Pent. „Dieses Saiwa tjalem ist gut!"

„So!" sagte ich ernsthaft. — „Wo hat er es denn?"

„Hier am Halse hängt es ihm; aber er wird es mir wiedergeben, nachdem es ihn beschützt hat."

„Und was hat die Zaubertrommel gesagt?" fragte ich Nachbar Stalo.

„Er ist unschuldig," antwortete er. „Der Dieb ist aus dem Osten gekommen, sagt die Trommel; er ist

ein Kainolats-piätnak[1]), der ſogleich mit dem Silber entflohen iſt."

„Iſt dies gewiß?"

„Die Trommel irrt ſich nie. Sie iſt ſicherer als das Wort eines Storfar[2]), der aus der Bibel redet!"

„Läſtere nicht, Attja Stalo!" warnte ich ihn. „Die Rede eurer Trommel iſt nicht ſo viel wert wie das Wort eines gewöhnlichen Schneeſchuhes!"

„Du ſcherzeſt, Härra, denn ein Ski kann niemals reden."

„Er redet ſicherer und wahrer als deine Trommel, und er beſchützt die beiden Wuoſſah[3]) des Vater Pent viel beſſer als ſein ſchlechter Saiwa tjalem thun konnte!"

„Mein Saiwa tjalem iſt gut," behauptete Pent. „Laß doch einmal einen Schneeſchuh reden, Härra!"

„Gut, du ſollſt ihn reden hören und dann dein Papier in das Feuer werfen."

Ich ging hinaus und holte den betreffenden Ski herein.

„Iſt dieſer Ski dein Eigentum?" fragte ich den Knecht nochmals.

„Ja," lachte er höhniſch.

„Seht ihr dieſe Narbe an der Sohle? Sie iſt der Mund, durch den er redet. Sie hat ſich in den Schnee abgedrückt dort, wo Pawek den Vater Pent beſtahl, und ſie hat ſich abgedrückt auf dem ganzen Wege bis hierher. Sie hat mir geſagt, daß kein anderer der Dieb iſt, als er, und ſie ſagt mir auch, an welchem Orte er das Silber verſteckt hat."

„Laß dir doch einmal den Ort von ihr ſagen!" grinſte der Knecht.

---

[1]) „Schwedenhund." [2]) Paſtors. [3]) Beutel.

„Das wird ſie ſofort thun," antwortete ich. „Zunächſt ſagt ſie mir, daß du die beiden Wuoſſah mit dem Silber in deinen Tabaksbeutel geſteckt haſt. Zeige mir den Beutel!"

Jetzt wurde er plötzlich außerordentlich verlegen.

„Ich habe ihn verloren," antwortete er zögernd.

„Das iſt eine Lüge, denn dieſer Schneeſchuh ſagt mir, daß du ihn hier in der Nähe verſteckt haſt. Folgt mir! In der Zeit, in welcher man drei ‚Attje mijen, jukko leh almeſne'[1]) betet, ſollt ihr an dem Orte ſein, wo er ſeinen Tabaksbeutel mit dem Silber verſteckt hat!"

„Härra, iſt dies wahr?" rief Pent.

„Ja!"

„Wirklich? Dann gelobe ich dir, das Saiwa tjalem in das Feuer zu werfen und niemals wieder auf die Zaubertrommel zu hören!"

„Ich nehme dich beim Worte! Kommt, aber paßt auf, daß uns der Burſche nicht entflieht!"

Ich ſchritt voran, und die andern folgten. Als ich die Stelle erreichte, wo ſich die Spur des Knechtes deutlich erkennen ließ, deutete ich in den Schnee.

„Bückt euch nieder und ſeht, wie deutlich dieſer Schuh redet. Seine Sprache iſt ſicherer als diejenige der Zaubertrommel; aber ihr verſchließt eure Augen und Ohren, um nicht zu ſehen und nicht zu hören!"

Ich ging voran; Pent und Stalo folgten, den Knecht zwiſchen ſich, und die beiden Frauen bildeten den Beſchluß. So erreichten wir den Hörnerzaun, wo Stalo in einige Aufregung geriet.

„Hierher führſt du uns, Härra?" rief er. „Weißt du nicht, daß dieſer Ort verboten iſt?"

---

[1]) „Vater unſer, der du biſt im Himmel."

„Ein ehrlicher Mann ſoll dieſen Ort nicht betreten, aber ein Dieb darf den Raub hier verbergen? O, Nachbar Stalo, du biſt wirklich kein guter Chriſt, du biſt ein arger Heide! Siehe, hier hört die Spur des Schuhes auf, und hier — hier hängt ein Beutel. Siehe, ob es derjenige deines Knechtes iſt!“

Die Wirkung dieſer Worte und der damit verbundenen Bewegungen läßt ſich gar nicht beſchreiben. Ich hatte mich gebückt, um den Beutel wegzunehmen, und hielt ihn nun empor.

„Er iſt es, es iſt ſein Beutel!“ rief Stalo.

Seine Frauen ſtimmten bei, und Vater Pent bat mit ſehnſüchtig ausgeſtreckten Armen:

„Härra, öffne ihn, ob meine beiden Wuoſſah darinnen ſind!“

„Sie ſind darin. Hier öffne ſelbſt!“

Er griff gierig zu, entfernte die Schnur und zog wirklich ſeine beiden Geldbeutel heraus.

„Ich muß zählen!“ rief er, ſich niederkauernd.

Sofort kauerte auch Nachbar Stalo mit den beiden Frauenzimmern an ſeiner Seite. Sie waren natürlich ungeheuer neugierig, zu wiſſen, wie viel der alte Pent verſteckt gehabt hatte. Kein Menſch beobachtete den Knecht, der ſich heimlich von dannen ſchlich. Ich ließ ihn gewähren; er mochte immer entkommen; ſeine Strafe hätte ja immer nur darin beſtanden, daß er fortgejagt wurde. Aber ich folgte ihm langſam nach, um darüber zu wachen, daß er keinen weiteren Schaden anrichte. Er beeilte ſich, ein Ren zu erwiſchen, legte demſelben ein Pakke[1]) über, hing es an einen alten Schlitten und ſetzte ſich auf, nachdem er noch ſchnell einigen Proviant zu ſich

[1]) Halfter und Zugleinen.

genommen hatte. Es waren seit der Entdeckung des Beutels kaum drei Minuten vergangen, so sauste er davon.

Ich war nur bis an den Rand des Gehölzes gegangen, von wo aus ich ihn beobachten konnte. Jetzt hörte ich hinter mir Vater Pents jubelnden Ruf: „Tjuotekwekte-lokke-nala ... hundert und zwölf! Es ist richtig! Es ist mein ganzes Silber! Härra! Wo ist der Härra?"

„Hier!" rief ich.

Sie kamen herbeigelaufen.

„Härra, du hast recht!" rief er. „Ich werde mein Saiwa tjalem in das Feuer werfen!"

„Und auch die Zaubertrommel nicht mehr fragen?"

„Niemals! Hier, Härra, hast du zwei Stück von diesen hundertzwölf! Ich bin sehr dankbar, und du hast sie verdient!"

Ich schob lachend seine Hand mit den zwei Thalern zurück.

„Behalte sie! Ich nehme sie nicht."

„O, Härra, wie gütig bist du! Laß uns nach Hause eilen! Ich muß Mutter Snjära erzählen, wie glücklich ich bin! Aber wo ist der Knecht?"

„Dort!"

Ich deutete nach dem Schlitten, welcher nur noch einen Punkt auf dem fernen Schnee bildete.

„Entflohen!" riefen sie alle.

„Laßt ihn!" bat ich. „Er mag sich in der Ferne einen anderen Herrn suchen. Aber du hast recht; wir müssen eilen, denn Mutter Snjära weiß gar nicht, wo wir uns befinden."

Aber der Abschied ging denn doch nicht so schnell von statten, da wir erst noch einen kleinen Imbiß und einen Juckastaka[1]) nehmen mußten. Erst als dies ge-

[1]) Schluck Branntwein.

ſchehen und das Abenteuer noch ausführlich beſprochen worden war, traten wir mit unſeren Schneeſchuhen den Rückweg wieder an.

Wer feſt in den Knien iſt, dem fällt der Schneeſchuhlauf nicht ſchwer, und Vater Pent flog jetzt bedeutend leichter hin als vorher, wo er kein ſchweres Silber zu tragen hatte. In zwei Stunden erreichten wir die Hütte, deren Bewohner bereits begonnen hatten, ſich um uns zu ſorgen.

Als wir beim Bärenfleiſch um das Feuer ſaßen, erzählte er das ganze Ereignis. Die Folge ſeiner Darſtellung war ein ſtürmiſches Lob, welches mir von allen Seiten entgegengebracht wurde. Onkel Sätte und der junge Neete reichten mir dankbar die Hand; Kakka Keira und Anda nickten mir freundlich-demütig zu; die ſchöne Marja aber lächelte ſo zauberiſch fett, daß ihr Geſicht einem geſchälten Schinken glich, der aus der Sauce kommt. Und die alte gute Mutter Snjära — —? O weh! Sie wandte ſich an ihren Eheherrn in ſüßem Tone:

„Attje, to mon etſap ... Vater, ich liebe ihn!“ Und dann wandte ſie ſich zu mir: „Tjalmit tappo; to mon kalkap tjuleſtet ... mach die Augen zu; ich werde dich küſſen!“

Sie warf ſich mit einer Vehemenz auf mich, als wolle ſie mich ‚karket‘[1]) anſtatt ‚tjuleſt‘[2]), und dieſer einzige ‚Tjulaſtak‘[3]), den ich aus Lappland mit nach Hauſe gebracht habe, hatte ganz genau denſelben Tonfall und dieſelbe hydrodynamiſche Mächtigkeit, als wenn man Waſſer aus einer Wärmeflaſche laufen läßt. Ich geſtehe, daß ich noch anderes zumachte als nur die Augen.

[1]) erwürgen, erdroſſeln.
[2]) küſſen.
[3]) Kuß.

Vater Pent ſah ſchmunzelnd zu und langte dann in eine ſeiner großen Taſchen, aus welcher er den ‚Talisman‘ hervorzog, den er in der Hütte des Nachbars dem Knecht abgenommen hatte, ehe wir uns nach dem Hörnerzaun begaben. Er warf ihn wirklich in das Feuer und meinte dabei:

„Härra, hier thue ich, was ich dir gelobt habe. Du haſt mir bewieſen, daß dieſes Saiwa tjalem kein heiliges Schreiben iſt; das Feuer mag es freſſen. Du aber bleibe bei uns, ſo lange es dir gefällt, denn wir haben dich lieb und du biſt ſo klug und freundlich, als ob du unſer Sohn und Bruder ſeiſt — — mon kalkap wuortnot ... ich werde es beſchwören!“

Das Feuer verzehrte die Zeilen des unbekannten ‚Spaßvogels‘. Die Manen Heines aber werden es verzeihen, daß Vater Pent dieſe Verſe nicht länger als ‚Saiwa tjalem‘ auf dem Herzen trug. —

2.

Der Boer van het Roer.

1.

Wie eine riesige Sphinx, deren Rätsel seit Jahrtausenden ihrer Lösung harren, liegt an der südlichen Spitze der alten Welt und bespült von zwei mächtigen Oceanen die an Gegensätzen ebenso wie an Geheimnissen reiche Ländermasse von Afrika. Hunderttausende von Quadratmeilen dürsten hier unter dem Fluche der Unfruchtbarkeit oder bilden weite Steppenplateaus, deren spärliche Vegetation nur in der feuchten Jahreszeit dem Springbocke und den ihm verwandten Arten ein Dasein gestattet. Unzählige Bäche und Wadis stürzen im Frühjahre donnernd und schäumend zu Thal, um schon nach kurzem Laufe im dürren Sande zu versiegen und ihren Lauf mit wüstem Geröll und Steingetrümmer zu bezeichnen; und wo die Gesittung es wagt, den kühnen Fuß auf den widerstrebenden Boden zu setzen, da muß sie sich zum Kampfe mit Gewalten rüsten, welche über Tod und Verderben gebieten. Und hart neben diesen sterilen Strecken schafft eine riesige Natur die gigantischsten pflanzlichen und tierischen Erscheinungen des Erdballes. Während die Wüstenglut selbst den Keim des kleinsten Gräschens im brennenden Sande erstickt, treiben nicht weit davon die Massen der ‚heimatslosen Fanna' auf den Wassern des Sees; dichte Talebwälder strecken ihre Palmenkronen zum Himmel empor, und der mächtige

Baobab breitet auf unzerſtörbar ſcheinendem Stamme ſeine maſſigen Aeſte dem flammenden Lichte entgegen. Hier vermag man in dem Tode der Steppe kaum an das Vorhandenſein eines niedrigen Inſektes oder Wurmes zu glauben, und dort ſchon am Saume der Einöde erſchallt die Stimme des Löwen; die Giraffe weidet in den Wipfeln der Bäume und Sträucher; weiterhin erdröhnt der Boden unter den Tritten des Elefanten und Nashornes, und der Hippopotamus wälzt ſich im tiefen Schlamme ſtagnierender Gewäſſer.

Ein Erdteil von der armen Küſtenentwickelung Afrikas bietet dem Seefahrer keinen gaſtlichen Empfang und läßt ſich nur unter großen Anſtrengungen von der Civiliſation erobern; darum kennen wir Afrika auch heute noch weniger als Amerika und Auſtralien, von deren Daſein keine Ahnung vorhanden war, als die Südküſte des mittelländiſchen Meeres längſt einer hohen, leider aber wieder verſchwundenen Kultur zu Dienſten war. Während in den Meeren der mittleren Zone längſt die Wimpel flatterten und zahlreiche Segel, die allerdings nur Küſtenfahrzeugen angehörten, ſich im Winde blähten, lag der dritte Teil der alten Welt als mythenhafter Koloß zwiſchen dem atlantiſchen und indiſchen Ocean, und nur ſpärlich ertönt die Kunde, daß ein kühner Schiffer eine verwegene Fahrt längs ſeiner Geſtade verſucht habe.

Daß bereits im Altertume das Südkap von geſchichtlichen Völkern gekannt und umfahren worden ſei, iſt teils loſe Vermutung, teils Sage. So glaubte z. B. Kant, nach Buch 1 der Könige, Kap. 22 annehmen zu können, daß zur Zeit des indiſchen Königs Joſaphat die Seereiſen vom arabiſchen Meerbuſen aus um das Kap nach Spanien etwas Gewöhnliches geweſen ſeien, und Herodot erzählt, daß Karthager, welche von dem ägyp-

tiſchen König Necho geſendet waren, um 610 vor Chriſtus denſelben Weg zurückgelegt hätten. Uebrigens galt ſchon ein weiteres Vordringen an der Weſtküſte Afrikas, wie die Fahrt des Karthaginienſers Hanno um 500 vor Chriſtus, obgleich dieſelbe doch höchſtens bis Guinea ging, für eine Umſchiffung dieſes Erdteiles. Daß ſpäter der Kyzikener Eudoxos von Gades aus eine Reiſe um das Kap in den arabiſchen Meerbuſen gemacht habe, iſt eine Erdichtung.

Es ſcheint ſicher zu ſein, daß bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts von Norden aus niemand an und um das Kap gekommen ſei. König Johann von Portugal ſendete ein kleines Geſchwader unter Bartholomäus Diaz aus; dieſes umſegelte 1487 auch wirklich das Kap; weiter vorzudringen hinderte jedoch den kühnen Mann eine unter ſeinen Leuten ausgebrochene Meuterei. Wegen der ſchrecklichen Stürme, welche er an dem Vorgebirge auszuſtehen hatte, nannte er dasſelbe Cabo tormentoso (ſtürmiſches Vorgebirge). König Johann aber änderte dieſen Namen in „Kap der guten Hoffnung“ um, da er nun nicht mehr zweifelte, den Seeweg in das Wunderland Indien gefunden zu haben.

Sein Nachfolger, König Immanuel, ſchickte eine Flottille von vier Schiffen unter Vasco da Gama aus, um den aufgefundenen Weg weiter zu verfolgen, welche Aufgabe dieſer berühmte Mann auch wirklich löſte. Doch war es den Portugieſen nur um den Weg nach Indien zu thun; um die Südſpitze Afrikas kümmerten ſie ſich nicht.

Erſt die Holländer beſetzten dieſes Land 1600 durch den Seekapitän Van Kisboek und beſchloſſen, es zu koloniſieren. Die niederländiſchen Einwanderer, Boers genannt, warfen die Hottentotten zurück, drangen nach und nach bis zu den Kaffern vor und rangen auch dieſen eine

Strecke Landes nach der andern ab. Die Anſiedelung wuchs und erregte den Neid der Engländer, welche durch Anwendung aller Mittel die Holländer zu verdrängen ſuchten und auch nicht eher ruhten, als bis ſie 1714 im Pariſer Frieden das Land abgetreten bekamen. Dies zog eine Zufuhr engliſcher Koloniſten nach ſich, welche die holländiſchen Boers in jeder Weiſe beeinträchtigten, und es entſtand zwiſchen beiden eine Feindſeligkeit, die in den Kämpfen der Kolonie mit den Eingeborenen eine ſehr bedeutende Rolle ſpielt.

Während die Eingeborenen des Kaplandes dem Europäer bisher als unbefähigte Horden galten, hat der jetzt noch wütende Kampf zwiſchen den Engländern und Kaffern bewieſen, daß die letzteren keineswegs zu verachtende Gegner ſeien; und wenn wir auch annehmen müſſen, daß ſie wie die Indianer Amerikas an dem grauſamen Geſetze zu Grunde gehen werden, welches dem Kaukaſier die Aufgabe erteilt zu haben ſcheint, an dem Untergange ſeiner farbigen Brüder zu arbeiten, ſo ſteht zu vermuten, daß der Anwohner der Kalahari ſich ebenſo wie der Wilde des amerikaniſchen Weſtens bis auf das Meſſer gegen ſeinen in jeder Beziehung übermächtigen Feind verteidigen werde. Der Tod einer Nation iſt niemals ein plötzliches Stürzen in die Vergeſſenheit, ſondern ein gewaltiges Zucken und Ringen, ein allerdings immer ſchwächer werdendes, aber lange andauerndes Aufbäumen, welches in glühendem Haſſe noch im letzten Augenblick den Feind mit in das Verderben zu ziehen ſucht. — -- —

Ich hatte auf einer Reiſe durch die niederländiſche Provinz Zeeland eine Familie Van Helmers kennen gelernt und bei derſelben trotz ihrer Armut eine herzliche Gaſtfreundlichkeit gefunden. Ich erfuhr, daß ein Großohm des Hausvaters nach dem Kap der guten Hoffnung

übergeſiedelt ſei. Man hatte mit ihm und ſeinem Sohne lange in gelegentlich brieflicher Verbindung geſtanden, bis der Sohn mit ſo vielen anderen Boers vor den andringenden Engländern über das Drachengebirge geſtiegen war, um ſich in der jetzigen Kolonie Transvaal ein neues Heimweſen zu gründen. Seit dieſer Zeit hatten die Nachrichten aufgehört, doch gedachte die Familie ihrer Verwandten mit lebhafter Anhänglichkeit, und als ich meine Abſicht, nach dem Kaplande zu gehen, verlauten ließ, wurde ich mit der Bitte beſtürmt, dort wo möglich eine Erkundigung nach den Verſchollenen einzuziehen. Für den Fall, daß es mir gelingen ſollte, dieſelben ausfindig zu machen, wurde mir ein Brief anvertraut, und ich verließ Holland mit dem Wunſche, in dieſer Richtung den guten Leuten für ihre an mir bewieſene Freundlichkeit dankbar ſein zu können.

In der Kapſtadt angekommen, hatte ich mich einige Zeit dort aufgehalten, war dann nach Nord und Weſt gewandert und beſuchte nun die Transvaal-Lande, obgleich die damaligen Zuſtände in denſelben nichts weniger als einladend genannt werden konnten.

Der berühmte Kaffernhäuptling Tſchaka, mit Recht der Attila Südafrikas genannt, hatte zahlreiche Kaffernſtämme unter ſeine Botmäßigkeit gebracht und ihnen eine kriegeriſche Verfaſſung gegeben, welche ihre Widerſtandsfähigkeit gegen die Europäer um das Zehnfache vergrößerte. Sikukuni, ſein Bruder, überfiel und tötete ihn, um die Herrſchaft an ſich zu reißen, und nun begann zwiſchen ihm und den Boers eine Reihe von Kämpfen, in denen die Boers, außerdem noch angefehdet durch die Ungerechtigkeit und Vergewaltigung der engliſchen Regierung, Wunder der Tapferkeit verrichteten. Später beabſichtigte die Transvaal-Republik den Bau einer Eiſen-

bahn nach der Delagoabai; da ſie aber durch dieſen Schienenweg wirtſchaftlich unabhängig geworden wäre, ſo ſuchte England die Ausführung dieſes Planes unmöglich zu machen, indem ſie den Kaffernhäuptling Sikukuni zum Aufſtand gegen die Boers reizte, ihn mit den dazu nötigen Waffen verſah und dann die dadurch geſchaffene Lage als Vorwand nahm, „zum Schutze des Chriſtentums“ die Republik zu annektieren. Um dieſe Zeit geſchah, was ich erzähle.

Die Reiſen hier zu Lande werden gewöhnlich auf dem Ochſenwagen vorgenommen, doch hatte ich mich aus alter Gewohnheit und um ſchneller vorwärts zu kommen, auf das Pferd geſetzt. Neben mir ritt Quimbo, ein Baſutokaffer, welchen ich mir als Führer gemietet hatte. Er hatte lange Zeit auf verſchiedenen niederländiſchen Farmen in Dienſt geſtanden, war den Weißen freundlich geſinnt und radebrechte das Holländiſche leidlich. Uebrigens bildete er zu Pferde eine ziemlich ſeltſame Figur. Außer einem kattunenen Schurz, welchen er um ſeine Lenden geſchlungen hatte, war er vollſtändig nackt und hatte ſeinen dunklen, mit ſtarker, eckiger Muskulatur verſehenen Körper mit Fett eingerieben, welches ſeine Haut zwar vor den läſtigen Stichen der Inſekten ſchützte, leider aber einen ſo penetranten Geruch oder vielmehr Geſtank verbreitete, daß es mich eine wirkliche Ueberwindung koſtete, mit ihm in größerer Nähe als fünfzig Schritte zu verkehren. Das Merkwürdigſte an ihm war die Art und Weiſe, ſein Haar zu tragen. Er hatte es nämlich durch tägliche Anwendung von Akaziengummi und jahrelange ſorgſame Pflege in eine kompakte Form gekleiſtert, welche ſeiner Friſur das Ausſehen von zwei mit den Sohlen gegeneinander geneigten Pantoffeln gab, deren Abſätze die Spitze bildeten, während die Fußhöhlungen nach oben

gerichtet waren und von ihm als Aufbewahrungsort von allerlei höchst wertlosen, für ihn aber außerordentlich wichtigen Kleinigkeiten dienten. Die Ohrläppchen waren in seiner Jugend durch angehängte Gewichte so ausgedehnt worden, daß sie an Größe so ziemlich den Ohrlappen eines Neufundländers gleichkamen; und um diese Schmuckstücke praktisch zu verwerten, pflegte er sie des Morgens aufzurollen und in die Höhlung jeder Rolle eine von seinen beiden Schnupfdosen zu stecken. Außerdem trug er an jedem Nasenflügel einen starken messingenen Ring und hatte, jedenfalls eine Erfindung seines eigenen ästhetischen Genies, um den Hals einen breiten Riemen von Sohlenleder geschnallt, an welchem zwei sehr umfangreiche Kuhglocken befestigt waren, die er wohl auf einer der oben erwähnten Farmen annektiert hatte. Und dabei nahm er als Reiter ganz dieselbe unbeschreibliche Haltung ein, in welcher bei herumziehenden Gauklern und Bärenführern der Affe auf dem Kamele zu sitzen pflegt, und wenn er während der Unterhaltung mir ein aufmerksames Gesicht machen wollte, wobei er es allerdings zu einem fürchterlichen Zähnefletschen und einem geradezu sperrangelweiten Aufreißen des breiten Mundes brachte, so hatte er ganz das Aussehen einer zoologischen Species, von welcher es schwer zu bestimmen war, ob sie unter die Wiederkäuer, Bulldoggen oder Meerkatzen zu klassifizieren sei. Bewaffnet war dieses Unikum mit einer schweren, aus Schwarzholz gefertigten Keule, einem fürchterlichen krummen Messer und einem Wurfspeere. Ob er diese gefährlichen Instrumente auch zu gebrauchen verstehe, hatte ich noch nicht in Erfahrung bringen können.

Ich selbst ritt einen guten Engländer, für ihn aber hatte ich nur eines jener massigen Brabanter Ungetüme auftreiben können, wie sie die Kanonen Napoleons des

Erſten von Schlachtfeld zu Schlachtfeld ſchleppten. Es hatte wahrhaft elefantenmäßige Formen und einen Gang, welcher es allerdings höchſt notwendig machte, daß der auf dem breiten Rücken hockende Quimbo ſich nur in den dringendſten Fällen der Zügel bediente und es lieber vorzog, ſich mit beiden Händen an die Mähne des Tieres feſtzukrallen.

Jetzt ritt er zu meiner Linken und machte in ſeinem Kauderwelſch die größten Anſtrengungen, mich über die politiſchen Verhältniſſe des Landes aufzuklären.

„Hab' Mynheer ſchon 'ſehn Sikukuni, der groß' König von Kaffern?"

„Nein. Haſt du ihn geſehen?"

„Quimbo hab' nicht 'ſehn Sikukuni; Quimbo bin gut Holland, bin gut Baſuto, bin ſchlecht Zulu. Aber Quimbo hab' 'hört von Sikukuni, Quimbo will nicht ſehn Sikukuni."

„So fürchteſt du dich vor ihm?"

Der brave Kaffer riß den Mund auf, daß ich ihm beinahe bis hinunter in den Magen blicken konnte, und drehte mir ein Paar Augen, als wolle er mich mit ſeinem Blick wie mit Dynamit in die Luft ſprengen.

„Was hab' Mynheer 'ſagt? Quimbo bin furchtbar vor Sikukuni? Mynheer kenn nicht Quimbo; Quimbo bin Mut, Quimbo bin Kraft, Quimbo freß Sikukuni. Aber Sikukuni hab' viel Zulu, und Zulu hab' viel Frua[1]) und hab' viel Flint'. England geb' Zulu Flint' und Pulv', daß Zulu mach' tot Holland. Aber Quimbo hab' nicht Flint' und Pulv'; er kann nicht ſchieß' Zulu."

„Aber wir reiten ja jetzt nach dem Quathlambagebirge und werden dann in das Land der Zulus kommen! Wenn du nun erſchoſſen wirſt!"

[1]) Stoßlanze.

„Mynheer hab' Flint' und Pulv'; Mynheer werd' ſchieß tot Sikukuni und Zulu; Quimbo hab' lieb Mynheer; Mynheer geb' Quimbo Tabak, und Quimbo geb' Mynheer dafür Seele und Leib!"

Dieſe Liebeserklärung war von einer ſo inbrünſtigen Geſtikulation begleitet, daß der zärtliche Kaffer das Gleichgewicht verlor und kaum noch Zeit fand, die Mähne des Pferdes wieder zu erfaſſen, um ſich auf deſſen Rücken zurückzuzerren.

„Iſt Sikukuni wirklich ſo bös?" fragte ich.

„Sikukuni hab' tot ſchlag' weiß' Mann, weiß' Frau, weiß' Kind und hab' tot ſchlag' Baſuto; Sikukuni trink' Blut und tanz', wenn ſchlag' tot viel weiß' Mann, Frau und Kind. Sikukuni hab' ſchlag' tot Boer am Blau-Kranz-Spruit; iſt Sikukuni gut?"

Der Kaffer hatte recht. Ich mußte an die fürchterliche Metzelei am Blesboks-Fluß denken, wo Sikukuni über ſechshundert Holländer und Hottentotten treulos hingeſchlachtet hatte, und an die Grauſamkeit, mit welcher er bei Feierlichkeiten ſeine Gefangenen oder, in Ermangelung ſolcher, ganze Scharen ſeiner eigenen Leute auf die qualvollſte Weiſe abwürgen ließ. Hatte doch ſein Verwandter, der friedliebende und den Holländern freundlich geſinnte Somi, ſich einem ſolchen Tode nur durch die ſchleunigſte Flucht entziehen können und dabei erfahren, daß ſein Weib mit dem einzigen Kinde, welches er beſaß und die er vorausgeſandt hatte, in der Kalahari elend verſchmachtet waren. Sikukunis Befehle rochen nach Blut, ſeine Fußſtapfen rauchten von Blut, und nach blutiger Rache ſchrien die unzähligen Opfer, welche ſeiner Mordluſt gefallen waren. Die eiſerne Strenge, mit welcher er regierte, hielt ſeine Scharen zuſammen, aber man wußte es wohl, daß ſie ſich nach einem andern Führer ſehnten

und es im ſtillen bedauerten, den Aufenthalt Somis nicht erfahren zu können.

„Nein; Sikukuni iſt nicht gut; aber die Strafe wird ihn ereilen, und er wird nicht lange mehr Häuptling der Zulus ſein.“

„Sikukuni ſchlägt — — oh, oh, Mynheer,“ unterbrach er ſich, „Quimbo ſeh' Mann dort an Berg; Mann reit' auch auf Pferd wie Quimbo und Mynheer!“

Er deutete mit der einen Hand vorwärts, wo allerdings in einiger Entfernung vor uns ein Reiter ſichtbar war, welcher in einem ſtumpfen Winkel mit uns auf die Berge zugehalten hatte, ſo daß er uns bisher entgangen war.

„Ein Boer oder ein Engländer,“ meinte ich. „Vorwärts, Quimbo; wir müſſen ihn einholen!“

Ich ließ meinem Fuchſe die Sporen fühlen, und ſofort ſetzte er ſich in Trab. Der Brabanter verſuchte, es ihm gleichzuthun, warf aber den fetten Rücken ſo herüber und hinüber, daß der Kaffer in die größte Bedrängnis kam, Schiffbruch zu leiden.

„Oh, oh, Mynheer!“ brüllte er; „Pferd lauf' viel ſchnell; Quimbo verlier' Arm, Quimbo verlier' Bein; Quimbo verlier' Quimbo und Pferd! Wo werd ſein Quimbo, wenn Mynheer ſuch' Quimbo!“

Die kleine Reitlektion konnte ihm nur Nutzen bringen; daher verminderte ich die Schnelligkeit des Rittes nicht im mindeſten, wogegen auch er in gleichem Fortiſſimo fortbrüllte, Grund genug, mich nicht zu verwundern, daß der fremde Reitersmann auf uns aufmerkſam wurde, noch lange bevor wir ihn erreichten. Er wandte ſich um und erwartete uns.

Auch er ritt einen Engländer, doch es war augenſcheinlich, daß dieſer eine bei weitem größere Laſt zu

tragen hatte, als der meinige, denn der Mann war von außerordentlich breiter, gewichtiger Figur und einem Gliederbau, von welchem man ganz bedeutende Kraftäußerungen erwarten konnte. Das breite Geſicht hatte trotz ſeiner Gutmütigkeit einen höchſt ſelbſtbewußten Ausdruck, und das ſcharfe Auge, welches wißbegierig auf mir ruhte, konnte wohl bedeutend finſterer blicken als jetzt, wo er die Hand zum Gruße erhob, um mir auf den meinigen zu danken.

„Woher?“ klang es kurz, aber nicht unfreundlich.

„Seit geſtern früh da drüben von Willem Larſſen her.“

„Willem Larſſen? Ein guter Neederlandsmann! Und wohin, Mynheer?“

„Ein wenig über die Randberge hinüber.“

„Was wollt Ihr dort?“

Der Mann fragte mehr, als eigentlich die Höflichkeit geſtatten ſollte, doch zeigte ſeine Miene dabei einen gewiſſen Ausdruck des Wohlwollens, welcher mich ruhig antworten ließ:

„Will das Land kennen lernen, Mynheer, weiter nichts.“

Da legte er die Hand bedächtig an das Kinn, ſein Auge ſchien ſich zu verfinſtern, und ſtrenger klang die Frage:

„Das Land wollt Ihr kennen lernen, Mynheer? So, ſo! Es giebt jetzt gar viele Leute, welche das Land da unten kennen lernen wollen, und doch werden ſie nichts kennen lernen, als dieſes da!“

Er ſchlug dabei mit der Fauſt auf den Kolben ſeines Roer, welches er über den Rücken hangen hatte. Er war ein Niederländer; das verſtand ſich ganz von ſelbſt.

„Das meine ich auch, Mynheer,“ antwortete ich. „Es iſt fürwahr kein gutes Geſchäft, Mann gegen Mann zu

hetzen, um, wenn sie sich töten, die doppelte Erbschaft einzustreichen!"

Sofort wurde beides, sein Auge und sein Ton, wieder milder.

„So seid Ihr kein Engländer, den man Sir zu nennen hat?"

„Nein; ich bin ein Deutscher, da aus dem Sachsen her, und denke, daß wir mit den Holländern von den gleichen germanischen Eltern abstammen."

„Recht so! Es giebt eine ganze Zahl Deutscher hier zu Lande, und sie alle halten es mit uns. Seid mir also willkommen!"

Er reichte mir die Rechte zum kräftigen Handschlage entgegen und warf dann mit lächelnder Miene einen Blick auf meinen Begleiter.

„Euer Diener?"

„Diener, Führer und Dolmetscher, Mynheer; ein Wunder- und Prachtkerl, wie Ihr dergleichen lange suchen könnt."

„Wird sich jetzt im Hintertreffen halten können, Mynheer, denn wenn Ihr es mir erlaubt, werde ich einmal Euer Führer sein. Ihr haltet doch auf den Bezuidenhout-Paß zu?"

„Allerdings."

„Das ist auch mein Weg, und wenn es Euch recht ist, so bleiben wir für jetzt zusammen. Ich heiße Kees[1]) Uys."

Ich blickte ihn höchst überrascht an, denn diese Bekanntschaft war eine sehr ehrenvolle für mich. Das also war der Sohn des berühmten Boernführers, welcher im Verein mit Potpieter und Pretorius die berühmte Schlacht

[1]) Abkürzung von Cornelius.

bei Pieter-Maritzburg gegen die Kaffern gewonnen hatte! Ich konnte meine Freude nicht zurückhalten und nannte ihm auch meinen Namen, der ihm allerdings ein vollständig unbekannter sein mußte.

„Ihr könnt es mir glauben, Mynheer Uys," versicherte ich ihm, „daß mir nichts Lieberes passieren konnte, als dieses Zusammentreffen mit Euch!"

„Ihr habt von mir wohl in der Kapstadt gehört?"

„Viel, aber bereits vorher in der Heimat."

„So kennt man uns auch dort?" fragte er mit einem leichten Anfluge von Stolz in den treuen, ehrlichen Zügen.

„Gewiß!"

„Und wie spricht man dort? Mit wem hält man es? Mit uns oder mit den Engländern?

„Ich bin kein Politikus, Mynheer, aber ich kann Euch aufrichtig sagen, daß Ihr unserer Sympathie vollständig sicher seid. Ich bin während meiner weiten Reisen vielfältig mit den Söhnen Englands zusammengetroffen und habe da manche Freundschaft geschlossen, welche wohl für das ganze Leben andauern wird; doch hier muß man den Einzelnen vom Ganzen wohl unterscheiden. Ich habe kein persönliches Interesse an den hiesigen Verhältnissen, doch gestehe ich, daß ich ohne Zaudern zur Büchse greifen würde, wenn Ihr, so lange ich an Eurer Seite bin, derselben gegen einen Eurer Feinde bedürftet."

Er reichte mir noch einmal die Hand herüber.

„Ich danke Euch, Mynheer! Ich werde wohl nicht in der Lage sein, diese Hilfe in Anspruch nehmen zu müssen, aber es thut wohl, so freundliche Worte von einem Manne zu hören, welcher aus der Ferne betrachtet hat und also wohl ein richtigeres Urteil besitzt, als derjenige, welcher die Verhältnisse vom Standpunke seines Vorteiles aus ansieht."

Er ritt in ſich verſunken neben mir. Dann richtete er ſich plötzlich auf und meinte:

„Ich will Euch einmal ein großes weltgeſchichtliches Geſetz ſagen, auf welches mich das eigene Grübeln und Sinnen gebracht hat. Es heißt: die Seeherrſchaft — und alſo auch die Herrſchaft über die Kolonien — geht der Küſte entlang. Blickt in die Geſchichte zurück, ſo werdet Ihr finden, daß ich vielleicht recht habe. Phönizien, Griechenland, Rom, Karthago, Spanien, Portugal, auch vorher Venedig und Genua, die Barbareskenſtaaten nur nebenbei erwähnt, Frankreich, Niederland — England löſten einander in der Seeherrſchaft ab. Habe ich nicht recht?“

„Ich kann nicht beſtreiten, daß ich dieſes Geſetz, mit einigen Motivierungen natürlich, beinahe anerkennen möchte.“

„Denkt darüber nach, und Ihr werdet gleicher Meinung mit mir werden! Holland hat der See mehr abgerungen als jedes andere Land, aber daß es ſich dieſem Geſetze auch zu fügen hat, iſt bereits längſt entſchieden — England hat ihm die Herrſchaft abgerungen; in Europa, in Indien, hier am Kap. Und nun iſt unſer Schickſal leicht zu erkennen: wir kämpfen hier für die mit unſerem Blute errungenen Güter, aber ſie werden uns endlich doch genommen werden. England wird das Kap beherrſchen, vorher aber werden wir uns verteidigen und ſterben, wie die Männer und Helden. Die Thaten, welche hier geſchehen, werden nicht beſungen, ja wohl kaum beſprochen werden, denn ſie werden in zu weiter Ferne von der Heimat geſchehen; aber unſere Söhne und Enkel werden, wenn man ſie vertreibt, immer weiter nach dem Norden gehen und unſer Andenken bewahren, bis ſie ſelbſt dem Geſchicke erliegen, welches wir erlitten.

Jedes irdiſche Geſchöpf hat eine Berechtigung, zu ſein und zu leben; jede Pflanze, jedes Tier, jeder Menſch, jedes Volk und jede Nation darf nach der eigentümlichen Weiſe, die ihm gegeben iſt, ſich entwickeln, damit am Baume der Menſchheit verſchiedene Blüten treiben und verſchiedene Früchte reifen, je nach dem Boden, dem ſie entſtammen, und dem Himmel, der ſich darüber breitet. Verdrängt ein Volk das andere von ſeinem Boden, begiebt es ſich unter den Himmel eines anderen, um es zu vertilgen, ſo hat es ſelbſt ſeine urſprünglichen Wurzeln verloren und kann ſich nicht von neuem in die Erde gründen; die Sonne brennt ihm in der Fremde zu heiß, oder es wehen ihm die Winde zu kühl — es erkrankt, es ermattet, es unterliegt; es muß den Tod der Vertriebenen mit ſeinem eigenen Leben bezahlen. Dies geſchieht ſo wahr, als jede Auswanderung und jeder Klimawechſel im geheimen am innern Marke zehrt, obgleich die roten Wangen das Gegenteil beweiſen wollen. Wir werden vom Kap verſchwinden, weil wir uns an den Ureigentümern desſelben verſündigt haben, und England wird uns folgen, und wenn ſeine Macht und Herrſchaft hier Jahrhunderte lang im Wachſen blieb.“

„Meint Ihr?“ fragte ich, verwundert über die Aufrichtigkeit, mit welcher er ſeine innerſten Gedanken mir enthüllte, den er vor zwei Minuten zum erſtenmal geſehen hatte. „Ich möchte im Gegenteile behaupten, daß von einem Verſchwinden, wenn man es nicht ganz und gar äußerlich nehmen will, keine Rede ſein kann. Zwei chemiſche Stoffe, welche wir vermiſchen, verſchwinden nicht, ſondern ſie entziehen ſich nur durch die neue Geſtalt, durch das Produkt, welches ſie in ihrer Verbindung bilden, unſern Blicken. So iſt es nicht allein in der unorganiſchen, ſondern auch in der organiſchen Welt, zu

welcher ja auch der Menſch und durch ihn das Volk, die Nation zählt. Blickt hinüber nach Amerika! Durch die Verbindung ſo verſchiedener Elemente iſt ein neues, eigenartiges Volk entſtanden, doch dieſe Elemente ſelbſt ſind noch in ihm vorhanden und — — —"

„Sehr wohl, Mynheer; aber wollt Ihr nicht zugeben, daß der Indianer wirklich verſchwindet, ohne im Yankee wiedergefunden zu werden? Doch da betreten wir ein Feld, deſſen Fruchtbarkeit leider zu wenig bekannt iſt, als daß ſeine Bebauung richtig in Angriff genommen worden wäre. Vielleicht bin ich auch ein wenig Phantaſt; wenigſtens würdet Ihr wohl dieſe Anſicht hegen, wenn ich es unternehmen wollte, Euch ſo meine Meinungen auseinanderzuſetzen."

Sein Aeußeres machte nun allerdings nicht im mindeſten den Eindruck, als ob er phantaſtiſche Geſinnungen hege; vielmehr ſchien ſeine derbe, kernige Figur nur für das mühevolle, praktiſche Leben eingerichtet zu ſein. Auch ſeine Kleidung zeigte dies. Er trug auf dem Kopfe einen breitrandigen Filzhut, welcher ſehr wenig das Recht hatte, elegant genannt zu werden; die Schultern und Bruſt umhüllte über einem engen Wamſe aus grobem holländiſchen Tuche eine einfache graue Wollendecke; die ſtarken Schenkel ſtaken in einer ſehr abgerittenen Lederhoſe, über welche ſich lange, wohlgeteerte Stiefelſchäfte emporzogen. Seine Bewaffnung ſchien höchſt einfach zu ſein, denn ſie beſtand nur aus einem in einer Büffelſcheide ſteckenden Meſſer und einer alten, ſchweren Büchſe; doch wer da wußte, mit welcher unfehlbaren Sicherheit der holländiſche Anſiedler ſein ‚Roer' zu handhaben verſteht, der konnte wohl annehmen, daß dieſe Büchſe ſchon manchem Kaffer, vielleicht auch Engländer, das Leben gekoſtet hatte. Wie geſagt, das Aeußere dieſes Mannes

ſchien ſo einfach, ſo nüchtern, daß ich nur antworten konnte:

„Phantaſt? Ich denke, Ihr greift mit Euren Anſichten und Meinungen eher in das reale, volle Leben als hinüber in das trügeriſche Reich der Einbildung. Wer Euer Leben lebt und Eure Erfahrungen ſein eigen nennt, wird ſich wohl ſchwerlich den Ruf eines Metaphyſikers erwerben, wenn er jemand den Gefallen thut, ſich offen auszuſprechen.“

„So? Thäte ich Euch einen Gefallen? Ich würde dabei dennoch in dieſen Ruf kommen, denn denkt Euch, ich leugne zum Beiſpiel die Geſchichte; ich behaupte, ja ich beweiſe ſogar, daß wir gar keine Geſchichte haben!“

„Wenn Ihr dieſe Behauptung begründen könnt, ſo ſeid Ihr ja doch kein Phantaſt, Mynheer.“

„Ja, ich kann ſie begründen; ich kann ihre Wahrheit beweiſen, und das iſt gar nicht ſo ſchwer, als man meinen dürfte. Freilich einem gelehrten Profeſſor dürfte ich damit wohl nicht kommen,“ denn dieſe Herren haben oft ganz eigentümliche Dogmen. Sie errichten aus dem Material ihre Gedanken und Schlüſſe, Gebäude, welche bis zum Himmel reichen, doch unbewohnbar ſind, und beachten nicht die dauerhaften Stoffe, welche die Wirklichkeit bietet, uns Wohnungen zu bauen, unter deren Dächern die Menſchheit in Sicherheit und Frieden zu weilen vermag. Dieſe Herren haben Tauſende von Büchern über die Geſchichte geſchrieben, und doch findet man in keinem derſelben wirkliche Geſchichte.“

„Ah?“

„Ja, ſo iſt es! Laßt mich zur Analogie greifen! Unſere Naturkunde zerfällt in drei Teile: in die Kunde von den Naturerſcheinungen, den Naturkräften und den Naturgeſetzen; ihre Aufgabe iſt, zu zeigen, wie gewiſſe

Naturkräfte nach gewiſſen unumſtößlichen Naturgeſetzen gewiſſe Naturerſcheinungen hervorbringen. So auch die Geſchichte. Sie hat zu lehren von den geſchichtlichen Geſetzen, den geſchichtlichen Kräften und den geſchichtlichen Erſcheinungen; ſie hat nachzuweiſen, daß gewiſſe geſchichtliche Kräfte nach gewiſſen unumſtößlichen geſchichtlichen Geſetzen gewiſſe geſchichtliche Erſcheinungen zu Tage fördern. Welches Geſchichtswerk aber zählt uns dieſe Kräfte und Geſetze auf; welches Geſchichtswerk giebt uns eine genaue Erklärung von der notwendigen Entwickelung eines Ereigniſſes nach dieſen Geſetzen und durch dieſe Kräfte?"

Ich muß geſtehen, dieſe Darlegung frappierte mich; ſie entſtammte jedenfalls nicht einer phantaſtiſchen Weltanſchauung, ſondern war das Produkt eines aufmerkſamen Nachdenkens über die Vorkommniſſe des realen Lebens.

„Eure Analogik iſt keine gewöhnliche, Mynheer," antwortete ich; „aber ſie ſcheint überzeugend zu ſein."

„Scheint? Sie iſt es wirklich! Sagt mir, was findet Ihr in Euren Geſchichtswerken? Eine Aufzählung derjenigen geſchichtlichen Erſcheinungen, derjenigen Ereigniſſe, welche ſich in dem Zeitpunkte, von welchem aus wir erzählen können, teils wirklich zugetragen haben, teils zugetragen haben ſollen. Iſt das Geſchichte? Das iſt nur einfache Chronik; denn wo bleiben die geſchichtlichen Kräfte und Geſetze? Der Naturforſcher, der Chemiker wirkt gleichſam ſchöpferiſch — freilich nur in ſehr beſchränktem Sinn — indem er durch die ihm bekannten Naturkräfte nach den ihm ebenſo bekannten Naturgeſetzen verändert, zerſtört oder hervorbringt. Was aber thut der Geſchichtsforſcher? Er ſammelt die äußeren Thatſachen, reiht ſie an einem beliebigen Faden auf, wie der Kaffer ſeine Glasperlen, und kann nichts über ihre Erzeugung und Entwickelung ſagen, ebenſowenig, als der Kaffer

weiß, wie ſeine Glasperlen entſtanden ſind. Und dennoch giebt er dieſem Kalender den Namen der Geſchichte! Ja, die Geſchichte ſollte die Mutter der Politik ſein! Das aber, was Ihr Geſchichte nennt, iſt ein unfruchtbares Ding. Was ſind Eure ſogenannten Politiker? Sie ſtreiten ſich um die Früchte von Bäumen, die ſie nicht gepflanzt haben, und verſtehen es nicht, einen Kern zu pflanzen, welcher ihnen dieſe Früchte auf einem ebenſo ſichern wie friedlichen Wege bringen würde. Ich ſage Euch, Mynheer: erſt dann, wenn unſere Erkenntnis hindurchgedrungen iſt in jene geheimnisvollen Tiefen, aus denen von dem allmächtigen Schöpfer ſelbſt angeordnete weltgeſchichtliche Gewalten nach unumſtößlichen weltgeſchichtlichen Geſetzen weltgeſchichtliche Thatſachen emporwachſen laſſen aus dem Boden, deſſen Produkte wir bisher hinnahmen, ohne uns ihrer Erzeugung zu bemächtigen, dann erſt können wir ſagen: wir haben Geſchichte. Dann werden wir Herren der Ereigniſſe ſein; dann werden wir dieſelben zu machen, zu fabrizieren verſtehen, wie der Handwerker ſein Werk und der Poet ſein Gedicht. Dann wird die Geſchichte das Kind Politik gebären, welches als Königin des Erdkreiſes demſelben den ewigen Frieden bringt und das Schwert in die Pflugſchar verwandelt, denn der Streit, der Krieg wird zur Unmöglichkeit werden, da jeder die Geſetze und Kräfte kennt, nach und mit denen der andere wirkt und handelt. Statt der Konkurrenz der Waffe wird die Konkurrenz des Friedens walten, und die Entwickelung des Menſchengeſchlechtes wird auf Bahnen geleitet werden, die ſo hoch über unſerer jetzigen Kenntnis liegen, daß wir von ihnen nicht die mindeſte Ahnung beſitzen. Bis dahin aber wollen wir eifrig nach jenen Tiefen forſchen und in Demut bekennen, daß wir noch Stümper ſind!“

Er hatte mit einer Begeiſterung geſprochen, welche ſein Auge mit Flammen begabte. Dieſer äußerlich ſo ſchlichte Mann war ein tiefer Denker und ein hinreißender Redner. Auch wenn ich danach geſucht hätte, es wäre mir doch nicht gelungen, ſofort eine Entgegnung auf ſeine Theſen zu finden. Ich ſchwieg daher, und auch er vermied es, den Eindruck ſeiner Worte durch ein Brechen dieſes Schweigens zu zerſtören.

So ritten wir ſtill und in Gedanken verſunken nebeneinander her, bis er endlich doch den geſenkten Kopf erhob und zu mir herüberſchaute.

„Das war ein Blick in die Zukunft, Mynheer. Laßt uns auch an die Gegenwart denken! Ihr wollt über die Berge. Habt Ihr eine beſtimmte Adreſſe, an welche Ihr Euch da wenden wollt?“

„Nein. Ich fliege, wie der Vogel fliegt, und wo ich einen Baum finde, da laſſe ich mich auf einen Tag in ſeinen Zweigen nieder. Und doch,“ fügte ich, mich beſinnend, hinzu, „ich hätte wohl eine Adreſſe, wenn man bei dieſem Worte nicht an einen bekannten Punkt denkt.“

„Ihr ſucht jemand?“

„Was man eigentlich unter Suchen verſteht, nein; aber ich traf in Zeeland eine Familie, welche Verwandte in Transvaal beſitzt, von denen ſeit langer Zeit keine Kunde in die Heimat gedrungen iſt, und wurde gebeten, mich gelegentlich nach denſelben zu erkundigen.“

„Wie heißen dieſe Verwandten hier?“

„Van Helmers.“

„Hm, ich habe Tauſende von Boers unter meinem Kommando gehabt und kenne die meiſten beim Namen; es waren einige Helmers unter ihnen. Könnt Ihr mir nicht vielleicht etwas Näheres angeben?“

„Ich weiß nur, daß ſie vor den Engländern über die Drachenberge in das Transvaal geſtiegen ſind.“

„Und aus Zeeland ſtammen ſie?“

„Ja, wie ich bereits ſagte, der Großoheim von ihnen ging nach dem Kap; es können von demſelben alſo Kinder und Enkel vorhanden ſein.“

„Was war dieſer Großoheim?“

„Schiffer.“

„Und hieß Lucas van Helmers?“

„Allerdings,“ rief ich überraſcht, „Ihr kennt die Familie, Mynheer?“

„Ich habe von dieſem Lucas einiges gehört. Seine Verwandten — hm, er iſt längſt tot, und ich muß mich beſinnen,“ antwortete er mit einem eigentümlichen Zwinkern ſeines Auges.

Sein ernſtes Geſicht nahm einen leis-ſchelmiſchen Ausdruck an, der mich ſchließen ließ, daß er von den Betreffenden mehr wiſſe, als er mir ſagen wollte. Was hatte er für Gründe zu dieſer Zurückhaltung?

Da plötzlich hielt er ſein Pferd an, und auch ich parierte das meinige. Der aus Lagern grob geſchichteten Sandſteines gebildete Boden war ſtellenweiſe von dunklen Maſſen eruptiven Geſteines durchbrochen; dieſe Felſenlager hinderten uns, weit zu ſehen, doch dämpften ſie den Schall nicht, welcher uns den Hufſchlag eines uns ſchnell entgegenkommenden Pferdes zutrug.

„Wer kommt?“ fragte er, das Roer von der Schulter nehmend.

Auch ich hatte ſofort mein Gewehr ergriffen, doch ſenkten wir beide zu gleicher Zeit die Waffen: ein leichter Pony trabte um die Felſenecke, und auf ihm ſaß eine Mädchengeſtalt, deren Erſcheinung auch unter andern Verhältniſſen meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen hätte.

Sie trug einen leichten, roten Rock, deſſen Mieder gürtelartig nur die Hälfte der Taille umſchloß; über die eine Schulter war nach der andern Hüfte herüber ein Wildkatzenfell geſchlungen, und das lockige, tiefſchwarze Haar quoll in dichter Fülle unter einem aus bunten Federn hergeſtellten Mützchen hervor. Arme und Füße waren bloß, und die dunkle Farbe derſelben ließ in der Reiterin ein Kaffernmädchen vermuten. Ein Blick in das Geſicht machte dieſe Vermutung zur Gewißheit, wenn auch die Bildung desſelben nicht die ſcharfe Prägung zeigte, welche man bei Individuen gewöhnlichen Schlages beobachtet.

Als ſie uns erblickte, riß ſie die Zügel an ſich und legte die kleine Hand an den Meſſergriff, welcher unter dem Katzenfelle hervorſah, doch ging ihre Beſorgnis ſchnell in ein Lächeln über, und ſichtlich freudig überraſcht rief ſie:

„Kees Uys! Ihr wollt zu uns?“

„Ja, mein Mietje[1]). Iſt die Mutter daheim?“

„Ja.“

„Und Jan?“

„Nein. Er ſucht einen Leoparden.“

„Und du? Wo willſt du hin, Mädchen?“

„Hinüber zu Nachbar Zelmſt. Ich habe Eile. Mutter iſt krank, und Zelmſt ſoll ihr helfen.“

„Kind, du kommſt vor nachts nicht hinüber, und der Weg iſt gefährlich.“

Sie lächelte leichthin.

„Ich fürchte mich nicht, Baas Uys, das wißt Ihr ja, und Mutter iſt diesmal ſo ſchlimm, daß der Nachbar kommen muß.“

---

[1]) Marie.

„Iſt Nachbar Zelmſt ein Arzt?“ fragte ich.

„Er iſt ein Boer, der einiges von den Kräutern verſteht,“ antwortete mir Kees Uys.

„So kann Mietje wieder umkehren; ich werde der Mutter zu helfen verſuchen.“

Das Mädchen blickte erfreut zu mir herüber.

„So ſeid Ihr ein Offizier van der Gezondheid?“ fragte ſie.

„Ich bin auch Arzt und habe meine Reiſeapotheke bei mir,“ antwortete ich.

„Das iſt ja ein außerordentlich glücklicher Umſtand, Mynheer,“ meinte Uys. „Kehr um, Mietje, und ſei froh, denn ich weiß die Zeit gar nicht mehr, ſeit welcher hier in den Randbergen ein Arzt geſehen wurde. Kommt, Mynheer, wir wollen etwas ſcharf zureiten! Ihr müßt nämlich wiſſen, daß Mietje es nicht liebt, ihren Pony zu langweilen!“

Wir ließen nun die Pferde ausgreifen, und ich bemerkte allerdings bald, daß Mietje ihr Tier ausgezeichnet zu behandeln verſtand. Ein ungewöhnliches Intereſſe erwachte in mir für die fremdartige Reiterin. Wie kam die Kafferin zu dem chriſtlichen Namen Marie? Wie zu dem beinahe verwandtſchaftlichen Verhältniſſe zu dem berühmten Boersführer? Ihrem vorteilhaften Aeußeren nach mußte ſie einem ausgezeichneten Stamme angehören; vielleicht war ſie eine Amatomba oder eine Lagoanerin. Wer war die kranke Mutter? Das Mädchen ſah nicht aus, als ob es eine kaffrariſche Erziehung genoſſen habe.

Dieſe Gedanken und Betrachtungen wurden durch eine hinter uns rufende Stimme unterbrochen. Ich wandte mich um. Hart an den Hufen unſerer Pferde trabte der dicke Brabanter, doch ohne Reiter. Der letztere lag

eine kleine Strecke weiter zurück, ſtreckte Arme und Beine kerzengrad in die Luft und ſchrie aus Leibeskräften:

„Mynheer halt — Mynheer wart'! Oh, oh — au, oh! Quimbo hab' nicht mehr Pferd, und Pferd hab' nicht mehr Quimbo! Oh, au! Pferd lauf', und Quimbo kann nicht mehr lauf' und nicht mehr reit'; Quimbo hab' nicht mehr Arm und nicht mehr Bein, Quimbo lieg' an der Erd und bin tot!"

Ich mußte lachen, und auch Kees Uys ſtimmte ein. Das Mädchen aber kehrte zu dem verunglückten Stammverwandten zurück, warf ſich vom Pony und bog ſich zu ihm nieder.

„Du heißeſt Quimbo? Haſt du dir Schaden gethan?" fragte ſie ihn.

„Ja, Quimbo heiß' Quimbo; aber nicht Quimbo hab' Quimbo Schaden gethan, ſondern Pferd hab' Schaden gethan Quimbo."

„Was thut dir weh? Wo ſchmerzt es dich? Im Rücken?"

„Nur Rücken ſoll ſchmerz' Quimbo? Oh, oh, der ganz' Quimbo thu' Quimbo weh. Quimbo bin nicht mehr am Leben; Quimbo bin tot!"

Auch ich ſtieg vom Pferde, um zu ſehen, ob er ſich Schaden gethan habe; ich konnte trotz der ſorgfältigſten Unterſuchung nicht das Geringſte finden, und dennoch verweigerte er, ſich zu erheben. Er brüllte unter meiner forſchenden Hand und verſicherte ohne Aufhören, daß er vollſtändig tot ſei. Da ſtieg auch Uys ab und zog ſein Meſſer hervor.

„Quimbo iſt wirklich tot," meinte er gelaſſen. „Und wenn Ihr es nicht glaubt, Mynheer, ſo werde ich es Euch beweiſen. Ich ſchneide ihn auf, und dann könnt Ihr hineinſehen, ob er noch Leben hat."

Er bog ſich nieder, faßte den Kaffer bei der Kehle und ſetzte das Meſſer an; im nächſten Augenblick war Quimbo aufgeſprungen und ſchlug einen fürchterlichen Salto mortale zur Seite hinüber.

„Oh, nicht ſchneid' Quimbo! Quimbo bin wirklich tot, aber Quimbo kann doch wieder reit' auf Pferd!"

„So ſteige auf, und nimm dich in acht, daß du nicht wieder herabfällſt!"

Der von den Toten Erſtandene ſuchte die Gegenſtände zuſammen, welche ihm entfallen waren, und kletterte wieder auf das Pferd.

„Reit' Mynheer wieder ſchnell?" fragte er ängſtlich.

Ich nickte.

„Oh, dann bind' Quimbo feſt," bat er; „ſonſt werd' Quimbo zweimal tot!"

„Dann ſchneide ich dich wirklich auf!" verſicherte Uys mit drohender Miene und ſtieg ebenſo wie ich und Mietje wieder auf. „Uebrigens iſt unſer Weg kein weiter mehr. In einer halben Stunde haben wir unſer Ziel erreicht, und dann, Mynheer, könnt Ihr ja zeigen, daß Ihr ein wenig mehr verſteht, als Nachbar Zelmſt, der Kräuterſucher." — — —

2.

Nach einem halbſtündigen Ritt hielten wir vor einem Thale, welches ſich in einer Breite von wohl anderthalb engliſchen Meilen zwiſchen zwei Höhen hinzog, die zu den weſtlichen Ausläufern des Randgebirges gehörten. Ein breiter Bach ſchlängelte ſich längs ſeiner Sohle von einer Seite zur andern und bildete die Urſache der üppigen Vegetation, durch welche ſich dieſer verborgene Winkel der Vorberge vor den Strecken auszeichnete, welche ich

während der letzten Tage durchstreift hatte. Ueberall erblickte das Auge weidende Rinder, Schafe und Ziegen. Ein ausgedehntes Gehöft, umgeben von einem baumreichen Garten, an den sich unmittelbar reichbestandene Getreidefelder schlossen, lag inmitten des Thales.

„Da sind wir!“ sprach Kees Uys. „Wie gefällt Euch dieser Platz?“

„Besser als mancher andere, den ich bisher gesehen habe. Wie heißt der Besitzer desselben?“

„Es ist Neef Jan, ein ganzer Junge, sage ich Euch. Nach einem wackerern Afrikander, als er ist, könnt Ihr lange suchen, obgleich er erst zweiundzwanzig Jahre zählt. Schade, daß er sich auf der Leopardenjagd befindet, die ihn stets einige Tage vom Hause hält, sonst könntet Ihr ihn persönlich kennen lernen!“

Er nannte ihn bloß Neef Jan, ohne seinen Familiennamen zu sagen. Die holländische Sitte, daß, auch ohne in Blutsverwandtschaft miteinander zu stehen, ältere Bekannte jüngere mit Neef anreden und von diesen mit dem einfachen und vertraulichen Baas bezeichnet werden, ist auch mit nach Afrika herübergekommen. Afrikander im weiteren Sinne nennt man alle Ansiedler niederländischen Ursprunges, im engeren Sinne aber versteht man hierunter nur diejenigen Boers, welche gut mit der Büchse umzugehen verstehen, treu an ihren alten Traditionen hangen, infolgedessen unerbittliche Feinde der Engländer sind und vor keiner Gefahr zurückzubeben pflegen. Nennt ein Ansiedler den andern einen Afrikander, so ist dies die größte Ehrenerweisung, welche er ihm bieten kann, denn er hat ihn damit als einen Held bezeichnet. Dieser erst zweiundzwanzigjährige Neef Jan mußte also bereits genügende Proben seines Mutes gegeben haben, um von dem berühmten Uys als Afrikander bezeichnet zu werden.

„Er hat außer Jan noch einen andern Namen?“ fragte ich daher.

„Allerdings,“ antwortete der Boer mit einem ſchlauen Lächeln. „Euch iſt ſchlecht ſtandzuhalten, wie es ſcheint, Mynheer. Ich wollte dieſen Namen erſt bei der Vorſtellung nennen, aber da Ihr mich ſo drängt und der Neef auch nicht daheim iſt, ſo ſollt Ihr wiſſen, daß er Jan van Helmers heißt.“

„Van Helmers?“ rief ich. „Wollt Ihr damit ſagen, daß er ein Glied jener Familie ſei, welche ich ſuche?“

„Wenn ich mich nicht irre, ſo iſt er der Enkel jenes Großoheims, von welchem Ihr mir erzähltet. Dieſer fiel als wackerer Kämpe in der Schlacht bei Pieter-Maritzburg, in welcher auch deſſen Sohn mitfocht, der, wie ich Euch verſichere, ein Jäger und ein Krieger war, wie es kaum einen zweiten gab. Der Enkel gleicht ihm auf das Haar. Seine Büchſe hat noch niemals ein Ziel verfehlt, weder bei Tag noch bei Nacht; darum wird er nur der Boer van het Roer genannt, und ſeine Fäuſte ſind ſtark wie die Tatzen des Löwen; wehe dem, der zwiſchen ſie gerät!“

Mietje war uns vorausgeeilt; wir ſahen ſie jetzt hinter den Planken des Hofes verſchwinden.

„Und dieſes Kaffernmädchen?“ fragte ich.

„Iſt ſeine Adoptiv-Schweſter und ſeine Braut.“

„Ah!“

„So iſt es! Sein Vater war nordwärts vom Griqua auf einer Jagdſtreiferei in die Kalahari gekommen und fand dort neben der Leiche einer jungen, ſchönen und wohl kaum vor einer Stunde verſtorbenen Kaffernfrau das halb verſchmachtete Kind. Er hatte ein mitleidiges Herz und nahm das Mädchen mit ſich. Es wurde getauft und neben Jan erzogen, der es nicht anders als ſein

Schweſterchen nannte, bis er auf den Gedanken kam, aus der angenommenen Schweſter ſein Weib zu machen."

„Waren die Eltern damit einverſtanden?"

„Natürlich! Ihr dürft nicht glauben, daß wir dieſelben Vorurteile hegen, wie ihr daheim. Mietje iſt ein ganzes Mädchen und wird eine Frau werden, wie Jan unter den Anſiedlern keine beſſere finden kann."

„Sie muß eine Amatomba oder Lagoanerin ſein."

„Wahrſcheinlich, doch geben die Gegenſtände, welche van Helmers bei ihrer Mutter fand, keinen Anhalt. Sie iſt, da Jan ſehr viel außer Hauſe iſt, die Seele der ganzen Beſitzung, nimmt alle Sorgen mit Freuden auf ſich und hat auch jetzt uns nur verlaſſen, damit wir bei unſerer Ankunft ſofort einen gedeckten Tiſch vorfinden. Wäre ich jung, ſo könnte ich Jan um dieſe Braut beneiden!"

Wir ritten in raſchem Schritte über die fetten Wieſen dahin, paſſierten das offenſtehende Thor und gelangten in einen ſehr großen Hofraum, in welchen die Eingangsthüre des Wohngebäudes mündete. Einige Fanghunde empfingen uns mit lautem Gebell, doch ließen ſie ſich durch Uys, der ihnen jedenfalls bekannt war, ſofort beſchwichtigen. In ihr Gebell hatte ſich ein eigentümliches Pfauchen und Ziſchen gemiſcht. Ich folgte der Richtung des Schalles und gewahrte einen gezähmten Leoparden, welcher neben einer für ihn errichteten Hütte an einer ſtarken Kette lag.

Das Gebell hatte noch eine weitere Folge. Ich vernahm nämlich hinter dem Hauſe die eigentümlichen Töne einer Stimme, welche mir vollſtändig unbekannt war, und ſah gleich darauf um die Ecke einen Strauß hervorbiegen, der ſich mit weit vorgeſtrecktem Halſe und ſchlagenden Flügeln auf uns losſtürzte. Das Haus ſchien außerordentlich gut bewacht zu ſein.

Unglücklicherweise hatte sich der riesige Vogel meinen braven Quimbo zum Gegenstande seines Angriffes ausersehen. Dieser erkannte die Gefahr, welche ihm drohte, und brachte augenblicklich seine beiden nackten Beine auf den Rücken des Pferdes in Sicherheit.

„Mynheer, Mynheer," brüllte er, „Strauß will freß' Quimbo! Strauß hab' Hunger! Strauß mag verschling' Pferd, aber nicht Quimbo!"

Durch das Zetermordio des Attackierten noch mutiger gemacht, verschärfte der Vogel seinen Angriff und versuchte, die Beine des Kaffern mit dem Schnabel zu erreichen. Da diese aber immer auf die gegenüberliegende Seite des Pferdes gehalten wurden, so griff er schließlich den Brabanter an, der die energischen Schnabelhiebe des streitbaren Federhelden allerdings so wenig nach seinem Geschmacke fand, daß er trotz seiner Schwerfälligkeit mit allen vieren in die Luft ging und Quimbo in die höchste Gefahr brachte, seinem Feinde vor die Füße geworfen zu werden.

„Mynheer rett' Quimbo! Mynheer helf' arm' Quimbo! Quimbo will nicht gut schmeck' Strauß, oh, oh! Mynheer schieß' tot Strauß, aber Mynheer nicht treff' Quimbo, denn Quimbo bin sonst tot!"

Kees Uys versuchte vergebens, den Vogel zu beruhigen. Der dicke Gaul stieg unaufhörlich bald vorn bald hinten in die Höhe und wieherte vor Schmerzen; der Kaffer brüllte; die Hunde begannen von neuem ihr Gebell, und der Leopard zerrte an der Kette und brüllte, daß es einem wirklich angst werden konnte. Da erscholl ein einziger Zuruf durch das geöffnete Fenster, und sofort gehorchten alle diese zahmen und halbwilden Tiere.

„Rob, zurück!" rief Mietje, und der Vogel wandte sich vom Pferde hinweg, um an das Fenster zu eilen und,

den Kopf durch dasſelbe ſteckend, ſich von ſeiner Herrin liebkoſen zu laſſen.

Dadurch wurde nicht nur Quimbo befreit, ſondern auch wir ſahen uns aus einer fatalen Lage erlöſt, da es uns andernfalls notwendig erſchienen wäre, gewaltſam gegen den jedenfalls freundlich gehegten Vogel einzuſchreiten.

Einige herbeieilende Hottentotten nahmen unſere Pferde in Empfang; dann trat ich mit Uys in die Wohnung, in welcher wir außer Mietje eine ältliche Frau fanden, welche, ſorgfältig in Decken gehüllt, in einem Lehnſtuhle ſaß. Mietje hatte uns bereits angekündigt, und ich wurde von der Kranken mit außerordentlicher Herzlichkeit empfangen.

„Jeffrouw Soofje, dieſer Mynheer kommt aus Holland,“ bemerkte Kees Uys.

„Und zwar aus Zeeland,“ fügte ich hinzu.

„Aus Zeeland?“ fragte ſie. „Ich kenne es nicht; aber der Vater meines Mannes war dort geboren. Er hat viel dorthin geſchrieben, endlich aber keine Antwort mehr erhalten. Kennt Ihr Storkenbeek in Zeeland?“

„Ich bin eine volle Woche dort geweſen als Gaſt einer Familie van Helmers.“

„Bei den Helmers?“ fragte ſie, trotz ihres Leidens und ihrer außerordentlichen Wohlbeleibtheit, außerordentlich lebhaft. „Das ſind ja unſere Verwandten! Habt Ihr ſie nicht von Lucas van Helmers ſprechen hören?“

„Sehr oft, Jeffrouw. Sie baten mich, nach Euch zu forſchen und Euch dieſe Briefe zu überreichen, falls es mir gelingen ſollte, Euern Aufenthalt zu entdecken. Auch ſie haben ſchon öfters geſchrieben, ohne eine Antwort zu erhalten. Die Poſtzuſtände ſcheinen zur Zeit der Invaſion der Engländer keine beſonders lobenswerten geweſen zu ſein.“

„Einen Brief aus Storkenbeek? Gebt ihn ſchnell her, Mynheer! Mietje mag ihn vorleſen, während Ihr dort zu dem Imbiß greift. Setzt Euch zur Tafel, und nehmt fürlieb. Wildbret iſt leider nicht dabei, da Jan ſchon ſeit vorgeſtern abweſend iſt, um auf einen Leoparden zu gehen.“

Sie legte auf das Wort Leopard einen Ton, welcher mich annehmen ließ, daß es mit demſelben eine beſondere Bewandtnis haben müſſe, zumal ſie dabei einen eigentümlichen, bezeichnenden Blick auf Uys warf. War unter dem Leoparden vielleicht etwas ganz anderes zu verſtehen, als das bekannte katzenartige Raubtier, welches in der Kolonie allerdings häufig getroffen und eifrig verfolgt wird wegen des großen Schadens, den es unter den Herden ſtiftet?

Uys beantwortete dieſe unausgeſprochene Frage durch eine Bemerkung, welche er der Frau auf ihre Worte machte:

„Ich wollte mit ihm, wurde aber abgehalten, zur rechten Zeit einzutreffen, und werde, ſobald mein Pferd gefüttert iſt, ihm folgen. Uebrigens iſt dieſer Mynheer kein Freund der Engländer, und wir können alſo offen vor ihm ſprechen, Jeffrouw. Iſt Jan allein fort?“

„Ja.“

„Nach der Klaarfontain?“

„Er ſagte ſo, Baas Uys.“

„Hat er nicht geſagt, wer alles kommen will?“

„Van Raal, Zingen, Veelmar und van Hoorſt, außer den andern, die ſie begleiten.“

„Da wären ja die Hauptleute vollſtändig beiſammen. Wie ſteht es mit Freed up Zoom?“

„Es kam die Nachricht, daß er vielleicht eintreffen werde. Das ſoll ich Euch ganz beſonders mitteilen.“

„Wirklich?“ fragte er ſchnell. „Dann bringt er auch den Mann mit, welchen wir brauchen, um Sikukuni unſchädlich zu machen, und ich darf dieſe Zuſammenkunft unmöglich verſäumen. Wie lange wollen ſie auf mich warten?“

„Vier Tage, von heut an.“

„Das genügt. Ihr müßt nämlich wiſſen, Mynheer,“ wandte er ſich zu mir, „daß wir einen entſcheidenden Schlag gegen die Kaffern beabſichtigen. Wir haben zwar Frieden mit ihnen geſchloſſen, Sikukuni aber iſt zu unruhig und blutdürſtig; er hält den Vertrag nicht, überfällt einen Anſiedler nach dem andern, verheert das Land mit ſeinen Horden und wird darin von den Engländern unterſtützt, welche ihm Waffen und Munition liefern und gar nicht bedenken, daß ſie damit ein Raubtier ſtärken, welches ſich früher oder ſpäter auf ſie ſelbſt ſtürzen wird. Wollt Ihr mit zu der Zuſammenkunft? Ihr werdet nur echte Afrikander treffen und vielleicht auch einen Kaffernhäuptling, welcher einſt ſo berühmt ſein wird, wie Sikukuni, der da unten hinter den Bergen ſeine Zulus zuſammenzieht, um einen großen Kriegszug gegen die Boers zu unternehmen, wie ich berichtet worden bin.“

Das war mir allerdings eine ſehr willkommene Einladung, doch mußte ich ſie aus Rückſicht für Jeffrouw Soofje ablehnen.

„Wann reitet Ihr?“ fragte ich alſo.

„Sobald ich hier gegeſſen habe.“

„Dann kann ich mich Euch leider nicht anſchließen. Wir haben Jeffrouw einen Arzt verſprochen und müſſen Wort halten, Mynheer.“

Er mußte dieſe Anſicht billigen und machte ſich dann höchſt eingehend und mit jener Behaglichkeit, welche den wahren Eſſer kennzeichnet, über die aufgetragenen Speiſen

her, welche zwiſchen ſeinen glänzenden Zähnen in ſolcher Menge verſchwanden, daß ich an ſeiner Stelle mir unbedingt den Tod geholt hätte.

Unterdeſſen wurde der Brief geöffnet und von Mietje vorgeleſen. Das Mädchen hatte ſicher keine andern Lehrer als ihre Pflegeeltern gehabt; ich erſtaunte daher über ihre Fertigkeit, den ſehr undeutlich geſchriebenen Brief zu entziffern, und Jeffrouw Soofje bemerkte dieſen günſtigen Eindruck, welchen die Leſerin auf mich machte.

„Ja," meinte ſie daher nach vollendeter Lektüre, „das Mietje lieſt beſſer als Jan, und der iſt doch vier Jahre älter und noch dazu der Adjutant von Baas Uys! Das hat ſie vom ſeligen Boer gelernt, der ein gar kluger Mann war in allem, was der Menſch können und wiſſen muß. Seit ihn die Kaffern getötet haben, giebt es nicht eher Ruhe für mich und Jan, als bis Sikukuni geſtraft iſt."

Als Kees Uys ſeine Mahlzeit beendet hatte, erhob er ſich und griff zum Roer.

„Jetzt wird es fortgehen, Jeffrouw. Dank will ich Euch erſt ſpäter ſagen, denn es verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß ich Jan begleite, wenn er zurückkehrt. Und wir, Mynheer, brauchen wohl auch nicht Abſchied zu nehmen, denn ich denke, Euch hier noch vorzufinden!"

„Mynheer wird nicht ſo ſchnell fortgehen," verſicherte und bat die Frau, halb zu mir und halb zu ihm gewendet. „Lebt wohl, Baas Uys, und laßt uns bald hören, daß ihr mit Sikukuni fertig ſeid!"

Sie reichte ihm die Hand, und er that mit Mietje und mir, die wir ihn dann hinausbegleiteten, dasſelbe. Das Mädchen blieb im Hofe; ich kehrte allein in die Stube zurück.

Hier mußte mir Jeffrouw Soofje von ihrem Leiden

erzählen, und ich kam zu der Ueberzeugung, daß dasſelbe nur in einem ſchlecht behandelten Katarrh beſtehe, welcher allerdings bereits begonnen hatte, einen gefährlichen Verlauf zu nehmen. Glücklicherweiſe enthielt meine kleine Reiſeapotheke das geeignete Mittel, welches ich der Patientin verabreichte, bevor ich ihr gebot, das Bett aufzuſuchen. Um das letztere zu thun, bedurfte die ſchwere Frau der Hilfe, und ich ging daher, um Mietje zu holen. Sie war im Hofraume nicht zu treffen. Ich fragte einen aus dem Stalle kommenden Hottentotten nach ihr. Er zeigte mit dem Finger hinter das Haus.

„Mietje ſein dort und geb' Schul' klein' Kind," antwortete er.

„Schule?" fragte ich überraſcht.

„Schul'!" antwortete er ſtolz. „Klein' Kind und groß' Khwekhwena (wie ſich die öſtlichen Hottentotten nennen) lern' viel, groß viel in Schul — lern' zähl', lern' leſ', lern' ſchreib' und lern' bet'. Mietje ſein gut, groß gut in Schul'!"

Ich ging der bezeichneten Richtung nach und hörte bald ein lautes Sprechen. Inmitten eines kleinen, von Buſchwerk eingerahmten freien Grasplatzes ſaß das Mädchen, umgeben von Kindern beiderlei Geſchlechtes, welche in zwei Abteilungen getrennt waren. Die Abteilung hatte jedenfalls ihren ſprachlichen Grund, denn ich erkannte ſowohl an der Farbe als auch an den Geſichtszügen, daß die eine Hälfte aus Hottentottenkindern, die andere aber aus Abkömmlingen von Kaffern beſtand. Mietje beſchäftigte ſich ſoeben mit den erſteren, und ich bemerkte, daß der gegenwärtige Unterricht ein religiöſer ſei.

„Nun wird gebetet. Faltet die Hände!" gebot ſie, dieſem Befehle durch ihr eigenes Beiſpiel folgend.

Die kleinen, gelbbraunen Händchen der Kinder legten ſich zuſammen.

„Jetzt!“

Sie erhob ihre gefalteten Hände zum Zeichen, und nun erklang es im Chore:

„Sida ·tib, ·hommi “na ·hab, sa ·ons “anu-“annuhe!“ [1])

Die Kleinen beteten das Vaterunſer in rührender Andacht zu Ende. Dann wandte ſie ſich an die Kaffernkinder:

„Und nun auch ihr!“

Die Händchen wurden auch von dieſer Abteilung gefaltet: dann gebot ſie wie vorher:

„Jetzt!“

Der kindliche Chor begann:

„Bawo wetu o sezulwini, malipatwe ngobungcwele igama lako.“ [2])

„So!“ lobte ſie die Gelehrigkeit und Andacht der Kleinen. „Und nun wollen wir beten, wie wir des Abends und des Morgens drin bei Jeffrouw Soofje beten müſſen. Alle zuſammen — jetzt!“

Sowohl die Kaffern als auch die Hottentotten begannen jetzt niederländiſch:

„Onze vader, die in de hemelen ziit, uw naam worde geheiligt.“ [3])

Ich ſah und hörte, daß ich in ein frommes, gottesfürchtiges Haus gekommen ſei, und es that mir leid, den Unterricht ſtören zu müſſen. Mietje hatte mein

---

[1]) Wörtlich: Unſer Vater Himmel in ſeiend, Dein Name geheiliget werde.

[2]) Wörtlich: Vater unſer, welcher in den Himmeln, geheiliget werde Name Dein.

[3]) Wörtlich: Unſer Vater, der in den Himmeln biſt, Dein Name werde geheiligt.

Kommen nicht bemerkt und wurde einigermaßen verlegen, als ich zwiſchen den Sträuchern hervortrat, um ſie zu bitten, zur Mutter zu gehen.

Ich begleitete ſie, nachdem ſie die Kinder entlaſſen hatte. An der Giebelſeite des Hauptgebäudes bemerkte ich zwei Wildkatzenfelle, welche ausgeſpannt unter einem der Fenſter hingen.

„Dieſe Tiere ſcheinen hier häufig vorzukommen," bemerkte ich.

Sie nickte:

„Da droben im Walde begegnet man ihnen ſehr oft, Mynheer, und es iſt nicht ganz ohne Gefahr, ſie anzuſchießen. Die erſte, welche ich traf, hat mich gar arg zugerichtet, weil ich ſie bloß verwundete, und hätte ich mein Meſſer nicht mitgehabt, ſo lebte ich jetzt vielleicht nicht mehr."

Ich blickte ſie verwundert an.

„Ihr verſteht auch, mit dem Gewehre umzugehen?" fragte ich ſie.

„Jan hat es mich gelehrt, weil er meinte, hier zu Lande ſei es vorteilhaft, wenn auch die Frauen und Mädchen die Waffen gebrauchen können."

„Wo liegt der Wald?"

„Iſt man hier das Thal hinauf und über die Höhe rechts hinübergegangen, ſieht man ihn liegen."

Wälder ſind in dieſen Gegenden eine Seltenheit, und da ich mich jetzt ohne weitere Beſchäftigung ſah, ſo rief ich meinen Diener, welcher in ſcheuer Entfernung vom Leoparden ſtand und das ihn verdrießlich anblinzelnde Tier neugierig betrachtete.

„Quimbo, haſt du die Pferde verſorgt?"

„Pferd hab' freß' und hab' ſauf', Mynheer," antwortete er. „Quimbo ſein fleißig und hab' auch ſchon eß'!"

„So nimm deine Waffen. Wir gehen nach dem Walde!“

Ich trat in die Stube, um meine Büchse zu holen, und machte die beiden Frauen mit meinem Vorhaben bekannt. Sie warnten mich vor giftigen Schlangen, deren es im Walde eine Unzahl gebe, und boten mir einen Hottentotten als Führer an. Ich lehnte dies ab und verließ das Haus.

Quimbo hatte sich mit allen seinen Waffen behangen und machte ein höchst unternehmendes Gesicht.

„Mynheer hab' Flint'; Mynheer will schieß' tot. Was will Mynheer schieß tot?“

„Elefanten,“ antwortete ich mit der ernsthaftesten Miene.

Der Kaffer that einen gewaltigen Sprung zur Seite und sah mich höchst erschrocken an.

„Elefant? — O, Mynheer werd' sein tot, und Quimbo werd' sein auch tot! Elefant bin dick; Elefant hab' Maul so groß — — —!“

Er streckte die Hände so weit als möglich auseinander, um mir zu verdeutlichen, wie groß das Maul des Elefanten sei.

„Gut, so suchen wir uns einen Löwen!“

Jetzt blieb er gar stillstehen vor Schreck.

„Mynheer will such' Löwe? Oh, oh, Löwe sein noch viel mehr groß bös als Elefant; Löwe freß' all' Tier und all' Mensch; Löwe freß' England, freß' Holland, freß' Koikoib[1]), freß' Kaffer, freß' Mynheer und freß' auch Quimbo. Was soll thun Quimbo, wenn Löwe hab' freß' Quimbo? Quimbo will nehm' schön' Frau; Quimbo darf nicht werd' freß' von Löwe!“

---

[1]) Hottentotten.

Das war mir neu. Ich vermochte es nicht, mir den guten Kaffer als würdigen Ehemann vorzuſtellen, und fragte darum:

„Was? Heiraten willſt du?“

„Quimbo wird nehm' Frau!“

Er ſprach dieſe Verſicherung mit einem außerordentlichen Selbſtbewußtſein aus und zog dabei eine Miene, als erwarte er die größte Anerkennung von meiner Seite.

„So! Wen willſt du nehmen?“

„Quimbo nehm' ſchön' Mietje!“

Beinahe hätte ich laut aufgelacht. Alſo Mietje ſollte das Glück haben, Madame Quimbo zu werden!

„Warum Mietje?“ fragte ich ihn.

„Mietje bin gut, als Quimbo fall' von Pferd; Mynheer Uys hab' woll' ſchneid' auf Quimbo, Mietje aber hab' Angſt um Quimbo; drum werd' ſein Mietje Frau von Quimbo.“

„Haſt du es denn Mitje ſchon geſagt?“

„Nein. Quimbo hab' nicht ſprech' mit Mitje.“

„Weißt du denn, daß Mitje deine Frau ſein will?“

„Quimbo weiß! Mitje will ſein ſehr Frau von Quimbo, denn Quimbo bin ſchön, bin gut und bin groß' und tapfer' Krieger!“

Das waren freilich ſehr bedeutende Eigenſchaften, die ich leider dahingeſtellt ſein laſſen mußte. Ich konnte es nicht über das Herz bringen, den ſchönen, guten und tapfern Heiratskandidaten aus ſeiner beglückenden Illuſion zu reißen, und ließ daher das Geſpräch fallen, indem ich ſo wacker voranſchritt, daß er Mühe hatte, mir zu folgen.

Das Thal verengte ſich nach oben immer mehr und endete da, wo der Quell aus der Erde ſprang. Bald erreichten wir die Höhe des Thalrandes, über welche ſich

der nachbarliche Berg noch weit erhob, ſchritten an deſſen Lehne hin und erblickten nach einiger Zeit den Wald, welcher in der jenſeitigen Bodenſenkung begann und dann mit ſeinem Grün ſich rechts und links ausbreitete, ſo weit es der von Höhen eingeengte Horizont erkennen ließ.

Während wir ſo dahinſchritten, war es mir, als bemerke ich Spuren, daß vor ganz kurzer Zeit hier jemand gegangen ſei. Zwar war kein einziger ausgeprägter Stapfen oder gar eine fortlaufende, deutliche Fährte zu erkennen, aber dem geübten Auge konnten doch einige untrügliche Merkmale nicht entgehen, welche ſich hier und da in dem grobkörnigen Sande zeigten. Trotzdem der Betreffende ein Angehöriger der Farm ſein konnte, fand ich doch dieſe Spuren, ohne einen beſonders ſtichhaltigen Grund hiefür zu haben, höchſt auffällig. Sie hörten ſchließlich infolge des felſigen Bodens, welchen wir betraten, ganz auf, und da keine nähere Veranlaſſung vorlag, unterließ ich es, ſie wieder aufzuſuchen.

Wir gelangten in den Wald.

Er beſtand aus mächtigen Gelb-, Stink-, Eiſen- und Aſſagaiholzbäumen, zwiſchen deren Stämmen baumartige Farne ihre palmenartigen Wedel emporſtreckten. Der Saum wurde gebildet von Rhinocerosſträuchern, zwiſchen denen das lebhafte Grün der Meſembryanthemum-, Oxalis- und Pelargoniumarten hervorleuchtete. Trotz der Dürre und Einförmigkeit des Bodens beſitzt das Kapland eine eigentümliche und reiche Flora, welche man auf zwölftauſend Arten ſchätzt. Hat in Gegenden, welche des Waſſers nicht ganz und gar entbehren, die Vegetation einmal Wurzel geſchlagen, ſo entwickelt ſie infolge des höchſt günſtigen Klimas bald eine außerordentliche Ueppigkeit, welche zu der Oede und Dürftigkeit waſſerloſer Striche im ſchärfſten Kontraſte ſteht.

Gleich beim Eintritte in den Wald empfing uns eine Familie von Cercopithecus Erythropyga, eine kleine Paviansart, deren Angehörige die einzigen Quadrumanen des Kaplandes bilden, mit poſſierlichen Grimaſſen, welche Quimbo durch lebhaftes Geſichterſchneiden erwiderte. Die Keule in der Rechten und den Wurfſpeer in der Linken, folgte er mir in einer Weiſe, als ob er befürchte, daß jeden Augenblick ein Elefant oder Löwe zwiſchen den Bäumen hervorbrechen und ſich auf uns ſtürzen könne. Leider hatten wir keines von beiden Tieren zu fürchten, da ſie von Jahr zu Jahr ſeltener werden und ſich vor den Verfolgungen der Anſiedler ebenſo wie das Flußpferd und das Rhinoceros in die nördlicher liegenden Wälder zurückziehen.

Den größten zoologiſchen Reichtum dieſes Waldes ſchienen die Vögel zu bilden, die in großer Zahl und vielen Arten die Wipfel belebten und ſich durch uns nicht im mindeſten ſtören ließen. Es war dies für mich ein Beweis, daß ſich nur ſelten ein menſchlicher Fuß hierher verirrte, und wenn dies geſchehen war, ihn meiſt wohl friedliche Abſichten herbeigeführt hatten.

Es war mir mehr darum zu thun, mich ordentlich auszugehen, als daß ich eine Abſicht auf ein beſtimmtes Wild gehabt hätte; dennoch aber hielt ich mich fortwährend ſchußbereit und ließ mir kein Geräuſch entgehen.

So ſtrichen wir bereits eine Stunde lang vorwärts, als ich plötzlich aus nicht zu großer Entfernung einen Schuß vernahm.

„Hör' Mynheer?“ fragte Quimbo, mit einer höchſt bedenklichen Miene den Zeigefinger erhebend.

Ich lauſchte nach der Richtung hin, aus welcher der Schall zu uns gedrungen war. Ein zweiter Schuß ertönte.

„Oh, ſchieß' noch 'mal! Mann ſchieß' tot Mann; ſein hier zwei Abantu, zwei Menſch', und ſchieß' tot ein' der ander'!"

Ich war nicht derſelben Meinung, denn die beiden Schüſſe waren jedenfalls von einer und derſelben Büchſe abgegeben worden, wie für ein geübtes Ohr deutlich aus dem Schalle zu erkennen war. Ich hegte die Abſicht, mich leiſe vorwärts zu ſchleichen, um den unbekannten Schützen heimlich zu beobachten, wurde aber bald veranlaßt, meine Bewegungen zu beſchleunigen.

„Help, help! Oh, woe to me!" hörte ich eine laute, ängſtliche Stimme rufen.

Das war engliſch. Jedenfalls befand ſich ein Weißer in Gefahr, und darum drang ich ſo ſchnell wie möglich durch die dichten Farne. Schon nach einigen Augenblicken bot ſich mir ein halb ernſter, halb komiſcher Anblick dar. Auf dem moosüberzogenen Stamme eines umgeſtürzten und ſchräg gegen die umſtehenden Bäume anliegenden Gelbholzbaumes hockte eine lange, dürre Menſchengeſtalt und verteidigte ſich mit dem Kolben der umgedrehten Büchſe gegen einen mächtigen Eber, welcher am Hinterteile verwundet war und unter zornigem Grunzen und wütenden Stößen die improviſierte Feſtung zu erobern trachtete.

Ich erhob die Büchſe, fühlte aber meinen Arm von Quimbo gefaßt.

„Oh, nicht ſchieß' Mynheer! Quimbo eß' gern ſchön' Sau; Quimbo mach' tot Sau!"

Mit drei raſchen Sprüngen ſtand er hinter dem Eber, deſſen Angriff in ſo blinder Wut geſchah, daß er den neuen Feind gar nicht bemerkte. Den Wurfſpieß erhebend, ſchleuderte er denſelben mit ſolcher Kraft dem Tiere hart hinter dem Vorderbeine in die Seite, daß das

feſte, unzerbrechliche Holz tief in die Gegend des Herzens eindrang. Das Tier ſtand einen Augenblick bewegungslos und wandte ſich dann, einen blutigen Schaum ausgeifernd, welcher die Trefflichkeit des Lanzenwurfes bekundete, gegen den Kaffer. Schon aber war dieſer, um den Hauern auszuweichen, auf die Seite geſprungen und ſchwang die kurze, ſchwere Keule. Ein wuchtiger Schlag ſauſte gegen den Kopf des Ebers, der ſofort zu Boden ſtürzte, und ein zweiter Hieb vollendete den Sieg, welcher das Werk von kaum einer Minute geweſen war. Der Held dieſes Kampfes ſchwang die Keule hoch in der Luft und ſtieß einen lauten Triumphruf aus.

„Mynheer ſeh! Sau bin tot, bin viel tot, bin ſehr tot. Sau nicht eß' Mann, ſondern Quimbo eß' Sau!“

Er riß den Spieß aus dem Leibe des erlegten Tieres und griff zum Meſſer, um es ſofort aufzubrechen. Der aus einer ſo fatalen Belagerung befreite Fremde ſchob ſeine langen, unendlichen Gliedmaßen von dem Baumſtamme herunter und dehnte ſich wie einer, der aus einem fürchterlichen Traume erwacht.

„Hail, Sir, das war Hilfe zur rechten Zeit! Das Viehzeug, damn it, war ſo direful und unhöflich, daß ein Gentleman ſich gar nicht mehr mit ihm abgeben konnte!“

Der Mann war auf alle Fälle ein Engländer. Er trug auf dem rotblond behaarten Kopfe, deſſen Geſichtsteil zwei rieſige Bartkoteletten zierten, eine hohe, helmartige und aus Nashornhaut gefertigte Mütze; den hageren Körper bedeckte eine kurze, karierte Jacke und eine ebenſolche Hoſe, über welche zwei Filzgamaſchen geknöpft waren, unter denen ein ſchmaler, ewig langer Fuß hervorragte. Die dürren Finger krallten ſich noch immer um die abgeſchoſſenen Läufe ſeiner Doppelbüchſe; an ſeiner

Linken hing in einer ledernen Scheide ein rieſiger Schleppſäbel mit Korbgriff, und aus dem um die dünne Taille geſchlungenen Shawl ſahen zwei hölzerne Meſſergriffe und die Kolben von drei rieſigen Reiterpiſtolen hervor.

„Sir Hilbert Grey," ſtellte er ſich vor, indem er mit einer unbeſchreiblichen Handbewegung mich aufforderte, ein Gleiches zu thun.

„Was führt Euch in dieſe Gegend, Sir?" fragte ich, nachdem ich auch meinen Namen genannt hatte.

„Geſchäfte, Mynheer, wichtige Geſchäfte, die ich Euch allerdings nicht verraten kann, da Ihr ein Holländer ſeid."

„Ich bin kein Holländer, ſondern ein Deutſcher, Sir, und gehe im Kapland ein wenig ſpazieren. Doch erlaubt mir zu fragen, was dieſes Tier hier mit Euern wichtigen Geſchäften zu thun hat!"

„Dieſes Tier, dieſer Drache, dieſer Cerberus? Stand off! Nicht das mindeſte. Ich ging ein wenig zwiſchen die Bäume, um einen Schöps zu verdauen, welchen wir gegeſſen haben, und geriet dabei mit dieſem Ungetüm zuſammen — —"

„Welches die Abſicht hatte, nun Euch zu verdauen," fiel ich lachend ein. „Doch apropos, Sir, wo glaubt Ihr, daß man einen Eber treffen muß?"

„Pshaw! Dieſer Lindwurm wollte ja nicht ſtillhalten, als ich zielte. Ich verſtehe ſchon, ein Gewehr da hinzuhalten, wohin es gehört, und habe daher nur einmal in die Luft geſchoſſen, was bei einem Deutſchen wohl zweimal geſchehen wäre!"

„Möglich, vorausgeſetzt, daß kein anderes Ziel als nur die Luft vorhanden iſt. Darf ich vielleicht fragen, Sir, wer die Leute ſind, mit denen Ihr Euern Schöps verſpeiſt habt?"

„No, no! Das iſt nichts für Euch. Ruft dieſen Menſchen von dem Tiere zurück; es gehört mir. Und dann geht Eures Weges!“

„Meint Ihr, Sir Hilbert Grey?“ fragte ich und fügte bei:

„Dieſer Eber gehört meinem Diener, denn er hat ihn erlegt, und das Recht, welches Euch Euer Schuß an dem Wilde geben könnte, iſt recht gut abzutreten gegen den Umſtand, daß er Euch das Leben gerettet hat.“

„Fudge! Ich behaupte, daß dieſe Sau mein Eigentum iſt und werde — — —“

„Nichts werdet Ihr! Wenn ſich Angehörige von zwei civiliſierten Nationen in dieſen Breiten begegnen, ſo pflegen ſie ſich freundlicher zu verhalten, als es bei Euch der Fall iſt, Sir Hilbert Grey. Ihr verlangt, daß ich meines Weges gehen ſoll. Gut, ich folge Euch, aber dieſer Weg geht grad dahin, wohin Euch der Eure führt: zu dem Orte, an welchem der edle Schöps verſpeiſt wurde. Hier hat ein jeder das Recht und ſogar die Pflicht, zu ſehen, wer ſich in ſeiner Nähe befindet, und will man ihn daran hindern, ſo gilt einfach das Recht des Stärkeren. Wollt Ihr mich zu Euren Genoſſen führen oder nicht?“

Der gute Mann blickte höchſt verlegen zu mir hernieder.

„Ich darf nicht, Sir, denn es ſoll niemand wiſſen, daß wir uns hier befinden.“

Ich hatte einen allerdings noch unbeſtimmten Verdacht gefaßt, welcher durch das Verhalten des Engländers nichts weniger als gehoben werden konnte. Was that er hier in dieſer Gegend, welche, wie ich wohl wußte, nur von einzelnen holländiſchen Boers bewohnt wurde, die den Engländern geradezu feindſelig geſinnt waren? Ein geheimer Emiſſär der engliſchen Regierung konnte er un-

möglich ſein; dazu war er, wie es ſchien, geiſtig zu wenig befähigt, und was hätte er als ſolcher auch grad hier in dieſem Walde zu thun gehabt? Zwar hatte Kees Uys geſagt, daß ſich jenſeits der Randberge die Zulus zuſammenſcharten — — ich mußte klar ſehen und meinte daher:

„Wer ſoll es nicht wiſſen, Sir? Die Holländer oder auch ich als Fremder und Neutraler?“

„Niemand!“

„Und wenn ich es nun bereits wüßte?“

„Ihr? Impossible, unmöglich!“

„Und doch! Es ſind Kaffern!“

Ich merkte es ihm ſofort an, daß ich richtig geraten hatte, obgleich er mir auszuweichen ſuchte:

„Kaffern? Ihr irret Euch, Sir! Wo wollt Ihr ſie geſehen haben?“

Quimbo war mit ſeiner Arbeit fertig geworden und erwartete neugierig das Reſultat unſerer ihm unverſtändlichen Unterredung. Ich wandte mich zu ihm:

„Laß das Tier einſtweilen liegen. Wir müſſen dieſen Mann begleiten!“

„Quimbo laß' lieg' Sau? Oh, oh, Mynheer, Quimbo eß viel ſchön' Sau; Quimbo werd' trag' Sau, und Mietje werd' ſeh', daß Quimbo ſchön und tapfer!“

„Du ſollſt ſie auch haben, nur ſpäter, denn — —“

Ein lautes Raſcheln ließ mich umblicken — Sir Hilbert Grey hatte die Gelegenheit benutzt und war in das Geſträuch geſprungen. Er mußte wirklich die ernſteſten Gründe haben, mit ſeinen Begleitern unentdeckt zu bleiben, hatte ſich aber natürlich verrechnet. Ich verſchmähte es, ihm nachzuſpringen; er konnte ſich mir nur für den Augenblick entziehen; ſeine Füße waren groß genug, um mir untrügliche Spuren zurückzulaſſen. Bei der geheimen

Verfolgung derſelben konnte mir Quimbo nichts nutzen; daher beſann ich mich kurz und erteilte ihm die Erlaubnis, nach der Farm zurückzukehren. Die Art und Weiſe, ſeine Beute fortzubringen, mußte ich dabei ihm allein überlaſſen.

Mich nach der Richtung wendend, in welcher der Engländer entflohen war, fand ich eine Fährte, wie ich ſie deutlicher mir nicht wünſchen konnte. Sir Hilbert Grey war jedenfalls wenig erfahren in der Art und Weiſe, ſich auf einem Territorium zu bewegen, auf welchem die Gefahr den Menſchen in tauſenderlei Geſtalten umgiebt, und ebenſowenig dachte er wohl auch daran, daß ich die Eindrücke ſeiner Gorillafüße benützen werde, ihm zu folgen.

Er ſchien ſich vorerſt ſelbſt im unklaren über die Richtung befunden zu haben, welche er einzuſchlagen gehabt hatte. Seine Spur führte im Zickzack bald rechts, bald links und nahm erſt nach längerer Zeit eine grade Linie an. Nach einer guten halben Stunde gelangte ich nun an den Rand einer Bodenvertiefung, welche den oberen Teil eines ſich von hier abſenkenden Thales bildete und eine Quelle enthielt, die laut murmelnd zwiſchen zwei Sandſteinen hervorrieſelte.

Da unten am Waſſer ſaßen Sir Hilbert Grey und an ſeiner Seite vier Kaffern, welche ich an ihrer kriegeriſchen Ausrüſtung als Zulus erkannte. Was hatten ſie hier zu ſuchen, und welcher Umſtand führte ſie mit dem Engländer zuſammen? Auf dem Boden lagen noch drei ledige Schilde, ein Beweis, daß ſieben Kaffern zu zählen ſeien, von denen die Fehlenden aus irgend einem Grunde ſich entfernt hatten. Die Straußenfedern an einem der Schilde und acht weiter abwärts weidende Pferde ließen vermuten, daß ich es hier nicht mit gewöhnlichen Kaffern zu thun hatte.

Der Engländer befand sich in einem lebhaften Gespräche mit den Wilden, doch selbst wenn ich die Sprache der letzteren verstanden hätte, wäre es mir nicht eingefallen, die Unterredung zu belauschen, da es Notwendigeres zu thun gab. Hier das Lager der Kaffern mit dem verdächtigen Engländer, dort die Farm, nur von einem jungen Mädchen behütet, und dabei drei der Wilden abwesend, darunter der Vornehmste von ihnen — das waren jedenfalls hinreichende Gründe, so schleunig wie möglich zurückzukehren.

Was konnte während meiner nun stundenlangen Abwesenheit nicht alles passiert sein und bis zu meinem Eintreffen noch geschehen! Ich warf jeden Skrupel beiseite und schlich mich längs des Randes hin bis zu den Pferden. Eine plötzlich in mir erwachte Angst sagte mir, daß ich eines derselben haben müsse, möge dies nun ein Diebstahl genannt werden oder nicht. Schwer war es allerdings nicht, aufzusitzen und davon zu reiten, aber dann wäre ich gesehen und verfolgt worden und hätte also die Gefahr für die Farm vergrößert, statt sie zu vermindern. Die Ausführung meines Vorhabens mußte so spät wie möglich bemerkt werden und darum benutzte ich eine Krümmung des Thales, um mich zu dem entferntesten der Tiere zu schleichen; zwar war dies nicht das beste, aber es stand so, daß es von den Kaffern nicht gesehen werden konnte.

Ich gewann ihm den Wind ab, schlich zwischen den Farnkräutern bis auf kaum fünf Fuß Entfernung heran und saß im nächsten Augenblick im Sattel. Das überraschte Tier stieß ein kurzes Schnaufen aus und ging in die Höhe, doch schnell hatte ich es scharf am Zügel, gab ihm einen vielleicht ungewohnten Schenkeldruck zu fühlen und lenkte es das Thal hinab, um dort, nach der Farm

einbiegend, den Wald zu verlaſſen und die Höhe des Berges zu gewinnen.

Ich war noch nicht ſo weit gekommen, als ich Quimbo bemerkte. Er hatte aus ſtarken Baumäſten eine Art Schleife gebildet, den Eber darauf gelegt und ſich ſelbſt als Zugtier vorgeſpannt, um unter Schweiß und triefendem Oele die ſchwere Laſt bergan zu ſchleppen. Er war höchſt erfreut, als er mich bemerkte, und ebenſo erſtaunt, mich als Reiter zu ſehen.

„Mynheer hab' Pferd?“ fragte er. „Oh, oh, Pferd bin gut; Pferd werd' zieh' Sau für Quimbo!“

Und ſofort ſpannte er ſich aus, um ſeine wichtige Entdeckung durch die That nutzbar zu machen; ich aber wehrte ihm ab:

„Wer wird die Sau eſſen? Das Pferd oder Quimbo? Wer ſie ißt, der mag ſie auch ziehen! Ich kann dir das Pferd nicht geben, denn ich brauche es ſelbſt notwendig. Dort im Walde ſind bewaffnete Zulus und dort auf der Farm werden noch einige ſein. Ich muß hin, um Unglück zu verhüten. Nimm dich vor ihnen in acht, und ſpute dich, in Sicherheit zu kommen!“

„Zulu bei Mietje? Oh, oh, Quimbo werd' ſpring', und Sau werd' ſpring', daß ſchnell komm' bei gut' ſchön' Mietje. Quimbo ſchlag' tot all' ganz' Zulu!“

Er ſpannte ſich wieder vor und ſtampfte davon, daß es dampfte; ich aber eilte ihm im Galopp voran.

Bald ſah ich die Farm unten liegen. Trotz des ſchwierigen, abfallenden Terrains die gleiche Schnelligkeit beibehaltend, ritt ich abwärts, der hinteren Seite des Gartens zu. Wollte ich um denſelben herumbiegen, um das vordere Thor zu erreichen, ſo verging mir zu viel Zeit; ich hielt alſo direkt auf den Zaun zu, nahm das Pferd empor und ſprengte über denſelben hinweg. Ich

kam nicht ſo glatt hinüber, als ich gewünſcht hatte. Ich hatte während des ſcharfen Rittes die Steigbügel nicht benützen können, da ſie mir viel zu niedrig hingen, und mir auch nicht Zeit genommen, ſie höher zu ſchnallen. Der Gaul war jedenfalls, wie mir auch die ganze Sattelung zeigte, von dem unendlichen Sir Gilbert Grey geritten worden. Im Sprunge über den Zaun blieb der eine Bügel an demſelben hängen, der Riemen riß, und Pferd und Reiter überſchlugen ſich. Im nächſten Augenblick aber waren wir wieder auf den Beinen; der gefährliche Sturz hatte uns beiden keinen nennenswerten Schaden gebracht; ich überließ das Pferd ſich ſelbſt und eilte durch den Garten nach dem Wohngebäude.

Hierbei traf ich auf einen der Hottentotten.

„Iſt jemand bei Jeffrouw Soofje?“ fragte ich ihn.

„Oh, Mynheer,“ antwortete er ängſtlich, „Zulu ſein im Haus — drei Zulu. Auch groß' Häuptling ſein da!“

Ich fragte nicht weiter und trat in den Flur, wo mir laute Stimmen aus der Stube entgegen tönten. Die Thür ein wenig öffnend, gewahrte ich drei Kaffern, von denen zwei in der Nähe des Einganges ſtanden, während der dritte in der Mitte des Raumes war und Mietje beim Arme gefaßt hatte. An der Thür zur Schlafſtube lehnte ſchreckensbleich die Hausfrau; ſie hatte vor Angſt um die Pflegetochter das Lager verlaſſen und eilfertig nur die nötigſten Kleidungsſtücke übergeworfen.

„Hier wohn' Jan van Helmers,“ hörte ich den Häuptling in gebrochenem Holländiſch ſagen. „Er ſein Boer van het Roer; er ſchieß' auf Zulu; er muß ſterb' und Frau muß ſterb'!“

„Er wird nicht ſterben, ſondern kommen, um uns zu rächen!“ antwortete das Mädchen unverzagt.

„Er wird ſterb' und Frau wird ſterb', doch nicht

du! Hier iſt Zahn von Schlang', darum du nicht ſterb', ſondern geh' mit Sikukuni für Straf' an ſchlimm' böſ' Somi!" fügte er hinzu, auf eine aus Schlangenzähnen gefertigte Kette deutend, welche das Mädchen am Halſe trug. „Wo iſt her Zahn von Schlang' an Schnur hier?"

„Von meiner Mutter."

„Wo iſt Mutter?"

„Sie iſt tot; ſie verſchmachtete in der Kalahari."

„Oh, Sikukuni weiß nun all'! Weib von Somi hatt' Zahn von Schlang' hier; Weib von Somi floh mit Kind in Kalahari; Weib ſtarb, Kind nahm Boer und auch Zahn von Schlang'. Hier ſteh' Kind von Somi und muß geh' mit Sikukuni bei Zulu; Boer aber ſterb' und auch Frau!"

Er gab ſeinen beiden Leuten einen Wink; ſie traten zu Jeffrouw Sooſje und zogen die Meſſer. Mietje ſchrie auf und wollte ſich losringen; der gewaltige Häuptling aber hielt ſie ſo feſt umſchloſſen, daß ihr Arm mit Blut unterlief. Er gab einen kurzen, mir unverſtändlichen Befehl in der Zuluſprache, deſſen Bedeutung ich jedoch ſogleich erkannte, denn die beiden andern erhoben ihre Meſſer. Ich hatte bereits die Büchſe emporgenommen; meine beiden Schüſſe krachten raſch hintereinander, und ein dreifacher Schrei erſcholl in dem Zimmer. Durch den Rauch vordringend, erhob ich den Kolben gegen Sikukuni. Er ſtand, das Mädchen noch immer mit der Linken haltend, mit blitzenden Augen vor mir; eine Binde von Otternfell und Ohrdecken von Leopardenfell ſchmückten ſein Haupt, von welchem fünf Straußenfedern und eine Kaffernfinkenfeder wehten. Seine herkuliſchen Glieder waren außer einem aus Straußflaum gefertigten Lendenſchurze unbekleidet, und von den breiten Schultern hing ein Mäntelchen von zuſammengenähten, weißen Kuh-

ſchwänzen. Ich wußte, daß der Schlag meines Kolbens ſtets tödlich geweſen war, hatte aber die geringe Höhe der Zimmerdecke nicht in Rechnung gezogen. Ich blieb im Ausholen an einem der Balken hängen und gab dadurch eine Blöße, welche der Kaffernkönig blitzſchnell benützte. Seine kurze Keule ſchwingend, verſetzte er mir auf den Kopf einen Hieb, unter welchem ich augenblicklich zuſammenbrach.

Glücklicherweiſe blieb ich, wie ſich gleich herausſtellte, nur einige Sekunden beſinnungslos. Von dem Gedanken an die Gefahr, welche den Frauen drohte, elektriſiert, raffte ich mich auf. Ein Blick auf die Umgebung zeigte mir, daß Sikukuni und Mietje fort ſeien; die beiden Kaffern lagen mit zerſchoſſenen Schädeln am Boden neben Jeffrouw Soofje, welche dagegen unverletzt ſchien und wohl nur infolge des Schreckens das Bewußtſein verloren hatte.

Den dumpfen Schmerz nicht achtend, welcher mein Gehirn zuſammenpreßte, ergriff ich die neben mir liegende Büchſe und ſprang hinaus in den Hof. Dort empfing mich ein gellendes Angſt- und Wutgeheul der Hottentotten.

„Mietje fort, fort mit Kaffer!“ ſchrie es mir entgegen. „Häuptling nehm' mit arm' Mietje, oh, oh!“

„Wo ſind ſie hin?“ fragte ich erſchrocken.

„Da — da reit' Häuptling!“

Sie zeigten nach der Ecke des Gebäudes. Ich eilte nach derſelben hin und ſah, was mit der Schnelligkeit des Gedankens vorgegangen war. Sikukuni hatte Mietje hinaus in den Hof geriſſen und da das Pferd des langen Engländers bemerkt, welches unterdeſſen aus dem Garten nach vorne gekommen war. Sich mit dem Mädchen hinaufſchwingend, war er durch das Thor entkommen

und ſtrebte nun, von außen um die Ecke des Hofes biegend, der Höhe zu, von welcher ich vorhin herabgekommen war.

Ich maß die Entfernung zwiſchen ihm und mir und griff nach zwei Patronen.

„Meine Pferde — ſchnell, ſchnell!“

„Pferd für Mynheer — ſchnell — raſch — mach' ſchnell!“ rief, ſchrie, brüllte und heulte es, und ſo viele Menſchen, als da waren, ſtürzten, drängten, eilten und warfen ſich nach dem Stalle.

Nie im ganzen Leben habe ich ſo raſch geladen wie jetzt; jede Fiber in mir war angeſpannt, und doch durfte ich nicht das leiſeſte Zittern aufkommen laſſen, denn von meinem Schuß hing ja alles ab. Ich war ſtets meines Schuſſes ſicher geweſen, jetzt aber legte ich in Anbetracht meiner Aufregung und der Schmerzen meines Kopfes den Lauf auf die Querblanke des Zaunes. Das Pferd mußte doch durch den Fall etwas gelitten haben, denn ſeine Schnelligkeit war trotz der Anſtrengung des Häuptlings eine ſehr geringe. Allerdings durfte ich nicht zaudern, da ſich der Flüchtling in wenigen Augenblicken außerhalb des Bereiches meiner Büchſe befinden mußte. Mein Kopf war wie zuſammengeſchraubt; ich zielte, aber es flimmerte mir vor den Augen; ich ſah, daß Mietje ſich gegen die Umſchlingung Sikukunis nach Kräften aber vergeblich wehrte; ich durfte ſie nicht treffen; ich durfte nur auf das Pferd zielen, und dieſes mußte ſo getroffen werden, daß es augenblicklich zuſammenſtürzte. Da — da wurde mein Auge für einen kurzen Moment hell, und zu gleicher Zeit drehte das Pferd des langen Engländers den Kopf ein wenig zur Seite, ſo daß ich das Ohr und den daran grenzenden Schädelteil desſelben an der Geſtalt Sikukunis vorüber bemerkte; es war ein ſchweres und ungemein

gefährliches Ziel, dieſe vier oder fünf Quadratzoll Pferdekopf auf eine ſolche Entfernung, aber noch einige Sprünge, und ich konnte das Tier mit meiner Kugel nicht mehr erreichen. Ich drückte los und — da, da ſah ich ſie ſtürzen — ich hatte getroffen.

„Heraus, heraus mit den Pferden!“ rief ich, da die aufgeregten Leute vor lauter Eifer nicht damit zuſtande kamen.

„Mynheer hab' ſchieß' tot Kaffer, oh, oh, ſchau!“ brüllte einer, indem er zu dem Zaune rannte und nach der Höhe deutete.

Sofort waren die andern hinter ihm her, und ſo wurde Platz für die Pferde, welche jetzt ungeſattelt aus dem Stalle getrabt kamen. Ich ſchob eine neue Patrone in den abgeſchoſſenen Lauf, ſprang auf und nahm den Brabanter Quimbos beim Zügel. Ich hatte den letzteren mit ſeiner Laſt oben über die Höhe kommen ſehen und darauf meinen Plan gebaut.

„Geht zu Jeffrouw; ſie liegt in der Stube!“ gebot ich den Kaffern und Hottentotten und eilte dann im Galopp zum Thore hinaus und um die Farm herum.

Hatte ich mich ſchon vorhin im Walde über den Mut gewundert, mit welchem Quimbo es mit dem wütenden Eber aufgenommen hatte, ſo ſollte ich jetzt ein gleiches Beiſpiel ſeiner Mannhaftigkeit bemerken. Es ſchien, als komme bei ihm der Mut erſt bei der Gelegenheit, ihn zu beweiſen.

Von oben herabkommend, hatte er meinen Schuß gehört, das ſtürzende Pferd und den Kaffer geſehen und auch Mietje erkannt; im erſten Augenblick hatte er über das alles geſtutzt; jetzt aber ſah er mich um die Ecke des Hofes biegen und verſtand auch die Geſte, mit welcher ich ihm befahl, Sikukuni aufzuhalten. Er ließ augen-

blicklich von ſeiner Laſt und ſprang auf den Häuptling zu, der ſich wieder aufgerafft hatte und nun, da das Pferd tot war, zu Fuße mit dem Mädchen zu entkommen ſuchte.

Es gelang ihm nicht. Er bemerkte den neuen Feind und ſah auch mich, der ich in einer Minute bei ihm ſein mußte. Er erkannte, daß er das Mädchen nicht mit fortbringen könne, und erhob die Keule, um es zu töten. Da hielt Quimbo im Laufe inne, ſchwang und warf den Wurfſpieß mit ſolcher Sicherheit, daß dieſer in den Arm Sikukunis fuhr. Dieſer brüllte vor Wut laut auf, warf noch einen Blick auf mich, ließ Mietje los und ſchnellte mit den Sätzen eines Panthers davon.

Er hätte mir nicht entgehen können, aber da fiel es dem ſo unvorbereitet aus ſeiner Stallruhe aufgeſtörten Brabanter ein, plötzlich obſtinat zu werden, und ehe ich ihn beruhigte, war der Kaffer bereits jenſeits der Höhe verſchwunden.

„Eilt zu Jeffrouw," riet ich, bei Mietje angekommen. „Sie liegt beſinnungslos in der Stube!"

„Aber Sikukuni!" gab das wackere Mädchen zur Antwort, während eine andere vor Angſt ſich in tiefſter Ohnmacht befunden hätte.

„Laßt ihn und eilt nur zur Mutter! Komm aufs Pferd, Quimbo!"

„Quimbo auf Pferd? Was ſoll auf Pferd Quimbo? Quimbo muß zieh' Sau!" rief er.

„Schnell, ſchnell! Die Sau läuft dir nicht fort!"

„Sau lieg' da; aber Quimbo muß ſein bei Mietje, wenn Zulu kommt!"

Auch dieſe Ausrede half ihm nichts.

„Wir müſſen die Zulus töten, damit ſie nicht wieder kommen. Raſch, vorwärts!"

„Quimbo töt' Zulu? Oh, oh, da ſteig' Quimbo auf Pferd; Quimbo bin tapfer und groß bös auf Zulu!"

Er kletterte mit ſeinen Waffen auf den Rücken des Brabanters, und da dieſer ſeine gewöhnliche Gutmütigkeit wieder erlangt hatte, ſo ging der Ritt jetzt ſchnell vollends den Berg hinan. Oben angekommen, forſchte ich nach Sikukuni und gewahrte ihn tief unten in einer Seitenſchlucht. Der ſchlaue Häuptling hatte lieber einen Umweg zur Seite eingeſchlagen, weil wir ihm zu Pferde nicht die ſteile Böſchung hinab zu folgen vermochten und auch den Weg zu dem ihn deckenden Walde nicht abſchneiden konnten, da dieſer auf der uns zugekehrten Seite faſt bis an die Schlucht heranreichte.

Den Lagerplatz der Seinen freilich mußten wir bedeutend eher erreichen als er, und ſo hielt ich im ſchnellſten Tempo, welches für Quimbo möglich war, auf denſelben zu. Im Walde angekommen, ſtiegen wir ab, banden die Pferde in einem ſie verbergenden Dickicht feſt und drangen nun zu Fuße weiter vor.

Ich hatte mir die Schlucht genau gemerkt und hielt grad auf dieſelbe zu.

„Ich gehe dort hinüber," meinte ich, als wir unbemerkt dort angekommen waren und die fünf Männer bemerkten; damit deutete ich auf die gegenüber liegende Seite. „Wenn ich ſchieße, ſo töteſt du einen Zulu und läſſeſt den Engländer nicht entfliehen. Ich muß ihn haben!"

„Quimbo werd' mach' tot all' ganz' Zulu und halt' feſt England ſo!"

Er packte den ihm nächſtſtehenden Baum, als wolle er ihn erwürgen, und zog dabei ein Geſicht, mit welchem man ein Geſpenſt in die Flucht ſchlagen konnte.

Ich ſchlich mich fort. Drüben angekommen, bog ich

eben das Buſchwerk auseinander, um einen freien Schuß zu haben, als auf Quimbos Seite das Gebüſch krachte und ein lautes Gepolter ertönte. Der Kaffer hatte ſich in ſeinem Eifer zu weit an den Rand hervorgemacht und brach nun mit einem Geräuſche mitten unter die Zulus hinein, als ob ein Nilpferd herunterſtürze.

„Au, oh, oh, Wald bin nicht feſt! Oh, oh, Quimbo bin dumm' Quimbo!“ rief er, ſich ſchnell emporraffend.

Die Zulus waren nicht wenig überraſcht, einen ihnen Unbekannten auf dieſe Weiſe bei ſich ankommen zu ſehen; als aber Sir Gilbert Grey, den Kaffer erkennend, ihnen einige Worte zurief, warfen ſie ſich auf ihn. Er hatte ſeinen Wurfſpeer verloren, doch ſeine Keule feſtgehalten, und mit dem Augenblick der Gefahr wurde ſein Mut lebendig.

„Was — wie?“ rief er. „Zulu will ſchlag' tot tapfer Quimbo? Oh, oh, da bin Keule von Quimbo!“

Sein erſter Hieb traf einen der Feinde ſo, daß dieſer niederſtürzte, die vier andern aber packten ihn. Ich gab beide Schüſſe ab und ſprang dann hinunter. Ich kam grad recht, um den Engländer hinter den Büſchen verſchwinden zu ſehen; er zog es vor, zu fliehen, ſtatt ſeine Büchſe, ſeine zwei Meſſer und drei Piſtolen zu gebrauchen. Den letzten Zulu nahm Quimbo auf ſich, und ich eilte dem geheimnisvollen Sir nach. Er war zu den Pferden geſprungen, hatte eines derſelben erreicht und ſprengte davon. Die andern Tiere, loſe herumlaufend und unter ſchlechten Händen aufgewachſen, erſchraken, gingen durch und rannten hinter dem Fliehenden her. Es blieb mir nichts anderes übrig, als zu Quimbo zurückzukehren, den ich damit beſchäftigt fand, den vier Getöteten ihre Habſeligkeiten hinwegzunehmen. Er pflanzte ſich mit ſiegesſtolzer Miene vor mich hin.

„Seh' Mynheer, daß Quimbo bin ſchön, bin gut und tapfer? Mynheer hab' ſchieß' tot zwei Zulu, und Quimbo hab' ſchlag' tot auch zwei Zulu. Quimbo bin groß tapfer wie Mynheer!"

„Aber Quimbo bin dumm' Quimbo!" wiederholte ich ſeine eigenen Worte. „Quimbo ſtürzt da herunter, und darum iſt mir der Engländer entkommen!"

„Oh, oh, Mynheer, England werd' komm' wieder!" tröſtete er mich, und ich konnte nicht anders, ich mußte mich damit zufrieden geben.

Sikukuni hatte jedenfalls die beiden Schüſſe gehört; er kam ohne Zweifel das Thal herauf, welches der Engländer abwärts verfolgt hatte, und ſo war mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß ſich beide treffen würden. Dann war es für den Häuptling ein leichtes, ſich eines der entflohenen Pferde zu bemächtigen, aber wiederzuſehen bekamen wir ihn auf keinen Fall. Daher beſchloß ich, zumal der Abend nahe war, den Ort zu verlaſſen.

Die Toten konnten bis morgen liegen bleiben, wo ich die Hottentotten zu deren Beerdigung herſchicken wollte. Wir hatten keine Luſt, uns mit den erbeuteten Sachen zu beladen; daher verbargen wir ſie in einiger Entfernung unter das dichte Gebüſch, und nur den Schild Sikukunis mußte mir Quimbo tragen; ich wollte dieſe Trophäe keiner Gefahr ausſetzen, da ich beſchloſſen hatte, ſie mit nach der Heimat zu nehmen.

Wir gelangten zu unſern Pferden, ſetzten uns auf und ritten heim. Auf der Höhe angekommen, wo der Eber lag, ſtieg Quimbo vom Brabanter herab.

„Oh, ſchön, gut! Jetzt zieh' Pferd Sau. Quimbo mach' groß' ſchön' Feſt auf Sieg und brat' Sau, eß' Sau mit Hottentott!"

Ich überließ ihm das intereſſante Arrangement, zu

welchem ſich der Brabanter jedenfalls geduldig hergab, und ritt voran nach der Farm. Unterwegs bemerkte ich, daß das von mir erſchoſſene Pferd des Engländers bereits verſchwunden war; unten im Hofe ſah ich es liegen. Die Hottentotten hatten es herabgeſchleift, um ſich ſeines Felles und Fleiſches zu bemächtigen.

Die Kranke ſaß im Stuhle; die Angſt hatte ſie abgehalten, das Lager wieder aufzuſuchen; ich beruhigte ſie und hörte dann, daß die Sachen, welche ſich in der Satteltaſche des Engländers befunden hatten, aufgehoben worden ſeien. Ich beſchloß, dieſelben zu unterſuchen, um vielleicht Aufklärung über die Gegenwart der Zulus zu erhalten.

Nachdem ich verſprochen hatte, während der Nacht Wachen auszuſtellen und auch ſonſt auf die Sicherheit der Pflanzung bedacht zu ſein, ging Jeffrouw Soofje zur Ruhe, die ihr ſehr nötig war. Mietje hatte gleich nach ihrer Rückkehr in das Haus die zwei Leichen entfernen und das Zimmer von allen Spuren reinigen laſſen; jetzt war ſie in der Küche beſchäftigt, und ich ſuchte bis zum Abendbrot mein Zimmer auf.

Als der Abend hereingebrochen war, brannten auf dem Hofe zwei mächtige Feuer, an welchem das kaffrariſche und hottentottiſche Geſinde an mächtigen Spießen die „Sau“ briet, welche Quimbo zur Feier unſers Sieges dem allgemeinen Appetit geopfert hatte.

3.

Ich hatte die Utenſilien, welche der Satteltaſche des Engländers entnommen worden waren, mit auf mein Zimmer gebracht. Es war mir, als müßten ſie mich Anhaltspunkte finden laſſen über die Ereigniſſe des heutigen Tages. Sie beſtanden außer einigen im Lande

der Kaffern höchſt unbrauchbaren Toilettegegenſtänden für Gecken aus einer Brieftaſche und einem Fernrohre von ſehr geringem Werte.

Das Portefeuille enthielt außer verſchiedenen unverfänglichen Notizen eine Anzahl von Privatbriefen, welche ſämtlich an Sir Gilbert Grey in Kingsfield adreſſiert waren und den Poſtſtempel der Kapſtadt trugen. Ich las ſie durch. Sie verdienten dieſe Aufmerkſamkeit nicht, außer einem, bei deſſen Lektüre mir ein höchſt gezwungener Stil auffiel, der mit der Konzipierung der anderen Schreiben, obgleich er von demſelben Verfaſſer ſtammte und von der gleichen Hand geſchrieben war, in einem auffallenden Kontraſte ſtand. Es war darin von einer Rhinoceroshaube und einem Perſpektive die Rede, ohne daß ich klar zu ſehen vermochte, welche Rolle dieſe beiden Gegenſtände in dem Briefe zu ſpielen hatten. Sollte vielleicht die Mütze des entkommenen Engländers und ſein in meinen Händen befindliches Fernrohr gemeint ſein? Ich forſchte, ſuchte und verglich und machte endlich die Entdeckung, daß der Brief in der Weiſe abgefaßt worden war, daß ſein eigentlicher Inhalt zu Tage trat, wenn man zuerſt die Zeilen der graden und dann die der ungraden Zahlen las. Hierdurch erhielt das Schreiben für mich eine große Wichtigkeit. Es ſtellte ſich nämlich heraus, daß Sir Gilbert Grey aus Kingsfield der Vertreter einer Waffenfabrik war, welche im Auftrage des engliſchen Gouvernements eine Lieferung von Gewehren, Patronen, Blei und Pulver an die jenſeits der Randberge ſich zuſammenziehenden Zulukaffern zu machen hatte. Um dieſen Brief als unverfänglich erſcheinen zu laſſen, hatte man ihm dieſe künſtliche Faſſung gegeben und ihn unter die anderen geſteckt; er war jedenfalls an einen engliſchen Agenten gerichtet, welcher ſich bei

den Zulus befinden mußte, und verwies auf nähere Details und Inſtruktionen, welche, doppelt angefertigt, ſich in dem Fernrohre Greys, und falls dasſelbe verloren gehe, unter dem Futter ſeiner Rhinoceroshaube befanden.

Ich nahm natürlich ſofort die Züge des Perſpektives auseinander und gewahrte da einen beſchriebenen Bogen, welcher zuſammengerollt und hineingeſteckt worden war. Die Adreſſe lautete an einen Lieutenant Mac Klintok, welcher angewieſen wurde, mit einem Detachement von Kaffern über den Kerspaß zu gehen, um an einem genau bezeichneten Tage am Aettersberge mit dem Transporte zuſammenzutreffen und denſelben dann über das Randgebirge zu begleiten. Aus einer kurzen Bemerkung ging hervor, daß die Zulus ſofort nach dem Eintreffen der Waffen den Kleipaß beſetzen würden, um die diesſeits befindlichen Boers abzuhalten, ihren jenſeitigen Kameraden Hilfe zu bringen.

Aus dem allen ging hervor, daß die bevorſtehende Erhebung der Kaffern eine Folge engliſcher Einflüſſe ſei, und es ließ ſich vermuten, daß die Briten eine Anzahl Offiziere entſendet hatten, um das Unternehmen ſtrategiſch zu leiten.

Wie aber kam Sikukuni hierher, und wie hatte ich mir die Gegenwart dieſes Sir Gilbert Grey bei ihm zu erklären? Dieſe Fragen vermochte mir der Brief nicht zu beantworten. Es mußten ſehr wichtige Gründe ſein, welche den Häuptling bewogen hatten, in ſo geringer Begleitung über das Gebirge zu gehen. Jedenfalls war es notwendig, Kees Uys und den Boer van het Roer von dem Geſchehenen und dem Waffentransporte zu benachrichtigen.

Noch in Gedanken darüber, wurde ich von Mietje

zum Abendeſſen gerufen, welches ich nur mit ihr einnahm, da Jeffrouw Soofje durch ihr Unwohlſein daran verhindert war. Jetzt erſt fand ich Gelegenheit, das Nähere über den Ueberfall Sikukunis zu erfahren. Das Mädchen ſagte mir nochmals Dank für die rechtzeitige Hilfe und fügte hinzu:

„Ich glaubte an keine Gefahr, da erſt nur ein Zulu erſchien, der übrigens die Stammeszeichen abgelegt hatte und daher von uns für einen Fingo gehalten wurde.“

„Er iſt von Sikukuni vorausgeſandt worden, um zu rekognoszieren. Was gab er vor?“

„Er fragte, ob er bei uns Arbeit haben könne, und wollte wiſſen, ob der Boer daheim ſei. Da wir Leute genug haben und Jan nicht daheim iſt, ſo mußte ich ihn fortſchicken.“

„Und er ging ohne weiteres?“

„Nein. Er hatte die Kette bemerkt, welche ich hier trage, und fragte mich, wie ich zu derſelben gekommen ſei.“

„Ihr habt es ihm erzählt?“

„Ja. Er betrachtete mich darauf mit einem ſehr böſen Blick und entfernte ſich. Wenige Minuten ſpäter kehrte er mit Sikukuni und dem dritten Kaffer zurück.“

„Kanntet Ihr den Häuptling?“

„Nein; ich hatte ihn noch niemals geſehen.“

„Was gab er als Urſache ſeines Beſuches an?“

„Er fragte nach Jan und wollte wiſſen, wann er aufgebrochen, wohin er und wer mit ihm geritten ſei.“

„Und Ihr habt ihm die verlangte Auskunft erteilt?“

„Wie konnte ich! Er drohte mir mit dem Tode, aber ich wäre doch lieber geſtorben, als daß ich Jan verraten hätte. Dieſer trifft ja nur deshalb mit den Anführern zuſammen, um den Angriff gegen die Zulus

mit ihnen zu beſprechen und Somi zu fragen, ob er König der Zulus werden will."

„Ah! Somi will erſcheinen? Das iſt eine wichtige Neuigkeit! Ich denke, man hat über ſeinen Aufenthalt nicht das mindeſte gewußt."

„Jan und Kees Uys wußten alles. Somi hatte eine Zufluchtsſtätte da oben im Norden bei den Makua gefunden."

„Und erſt als Ihr ihm die Auskunft verweigertet, begann Sikukuni von dieſer Kette zu ſprechen?"

„Ja."

„Und glaubt Ihr, was er darüber ſagte?"

„Ich weiß nicht, ob ich es glauben ſoll. Nur die Frauen von berühmten Häuptlingen dürfen ſolche Ketten tragen, das hat mir Jan geſagt. Jeffrouw iſt mir ſtets eine gute Mutter geweſen, aber ich würde doch ſehr froh ſein, meinen Vater kennen zu lernen."

„Nach Sikukunis Ausſpruch iſt Somi Euer Vater, und wenn es den Boers gelingt, ihren Plan auszuführen, werdet Ihr alſo eine Königstochter."

„Oh, Mynheer, auch wenn dies wahr wäre, ſo würde ich nicht ſtolz darauf ſein. Der Vater im Himmel mag mit mir nach ſeinem Willen thun!"

„So recht, mein Kind! Gott lenkt die Geſchicke der Völker und auch die Schritte eines jeden einzelnen ſeiner Menſchenkinder. Aber jetzt glaube ich klar zu ſein über die Abſicht, welche Sikukuni herbeigeführt hat."

„Was meint Ihr, Mynheer?"

„Er ſcheint erfahren zu haben, was die Boers mit Somi beabſichtigen; er ſcheint ſogar von der gegenwärtigen Zuſammenkunft zu wiſſen und die Farm nur aufgeſucht zu haben, um zu ſehen, ob die Verſammlung bereits begonnen habe. Sagte er nicht auch, daß Jan ſterben müſſe? Er muß alſo wiſſen, wo dieſer zu finden iſt."

„Oh, Mynheer, Ihr macht mir Angſt!“

„Ich ziehe nur meine Schlüſſe, und es iſt gut, wenn man die Gefahr kennt, welche einem droht. Wer hat hier von der Zuſammenkunft gewußt?“

„Nur Jan, die Mutter und ich.“

„Keiner der Kaffern oder Hottentotten?“

„Nein.“

„Und doch muß es ſo ſein. Ihr werdet davon geſprochen haben und ſeid belauſcht worden. Sikukuni weiß alles, und da er zu Euch gekommen iſt, ſo iſt ſicher anzunehmen, daß er dieſe Kenntnis von hier erhalten hat. Es befindet ſich ein Verräter unter den Eurigen; überlegt Euch einmal, auf wen der Verdacht zu werfen wäre!“

„Ich kenne keinen,“ antwortete ſie nachdenklich. „Unſere Leute ſind alle erprobt außer dem Makololo Tſchemba, welcher erſt vor kurzem zu uns gekommen iſt; der aber iſt ſo fleißig und fügſam wie kein anderer; er kann kein Verräter ſein!“

„Ein fleißiger Kaffer? Eine große und auffällige Seltenheit! Ich werde einmal mit ihm ſprechen. Vielleicht iſt grad dieſer Fleiß der beabſichtigte Wert, ſich in Euer Vertrauen zu ſchleichen. Aber wißt Ihr, daß ich Euch morgen früh verlaſſen muß?“

„Uns verlaſſen, Mynheer? — Und ſo bald!“

„Allerdings. Euch droht Gefahr, und ich gehe nicht, um Euch in derſelben zu verlaſſen, ſondern um dieſelbe von Euch abzuwenden. Ich werde Jan und die Boers aufſuchen, um ſie zu benachrichtigen. Die Engländer ſenden den Zulus Waffen und Munition; dieſer Transport muß ihnen weggenommen werden. Und außerdem hege ich den Verdacht, daß Sikukuni nicht ohne größere Begleitung über die Berge gekommen iſt. Er ſcheint

den Ort zu kennen, an welchem die Zuſammenkunft ſtattfindet, und die Boers dabei überfallen zu wollen; meinem Vermuten nach ſind die Leute, welche er bei ſich hatte, nur ein Teil ſeiner Truppe geweſen."

„Wenn das wahr iſt, Mynheer, ſo befindet ſich Jan in der allergrößten Gefahr, und wir werden es Euch danken, wenn Ihr ihn aufſucht, um ihn zu warnen!"

„Das eben will ich thun! Uebrigens, je größer die Gefahr für ihn, deſto geringer iſt ſie für Euch; denn wenn Sikukuni zu den Boers geht, habt Ihr unterdeſſen hier von ihm nichts zu befürchten."

„Aber, wenn er nun beabſichtigt, uns zu überfallen, bevor er Jan und die Boers aufſucht?"

„Das wird er nicht, wenigſtens hält es mir ſchwer, daran zu glauben. Nach dem Vorgefallenen weiß er, daß wir hier gewitzigt ſind, und wollte er wirklich einen zweiten Angriff verſuchen, ſo müßte er vorher zu den Seinen zurückkehren, was auf alle Fälle einige Zeit in Anſpruch nimmt, wenn ich auch nicht ſagen kann, wo ſich dieſelben befinden. Er weiß ganz genau, daß die Zuſammenkunft der Boers bereits begonnen hat, und wird vor allen Dingen nach dieſer Richtung hin einſchreiten, um erſt dann als Sieger zur Farm zurückzukehren. Dennoch aber dürft Ihr nicht verſäumen, möglichſt für Eure Sicherheit zu ſorgen. Auf den Mut Eures Geſindes könnt Ihr Euch wohl nicht verlaſſen?"

„Nein. Der Hottentott iſt ſtets ein Feigling, und die wenigen Kaffern, welche wir hier haben, ſind nicht zahlreich genug."

„So müßt Ihr bei Euren Nachbarn Hilfe ſuchen! Wohnen ſie weit entfernt von Euch?"

„Nein. Nachbar Zelmſt iſt auf einem guten Pferde in einer Stunde zu erreichen und die beiden andern in

nicht viel ſpäterer Zeit. Ich werde ſofort Boten ſenden und ihnen ſagen laſſen, daß — — —“

„Sagen? Nein; Ihr dürft die Botſchaft nicht mündlich ausrichten laſſen, da ich einen Verräter unter Euren Leuten vermute. Schreibt lieber einige Zeilen, welche den Nachbarn übergeben werden mögen.“

„Das iſt allerdings ſicherer. Zelmſt wird jedenfalls ſelbſt ſofort kommen; Hoblyn ſchickt ſeine zwei Söhne, und Mijer wird Baas Jeremias ſenden, der wohl einige von ſeinen Kaffern mitbringt.“

„So bleibt mir nur noch übrig, den Weg zu erfahren, auf dem ich zu Jan komme. Sobald die Unterſtützung anlangt, werde ich abreiten.“

„Kennt Ihr die Raafberge, Mynheer?“

„Ich habe ſie ganz genau auf meiner Karte.“

„Den Weg zu ihnen kenne ich nicht, doch — — —“

„Ich werde ihn leicht finden; die Karte iſt ſehr gut.“

„Es ſind vier Berge. Zwiſchen dem zweiten und dritten liegt ein Doppelthal, welches durch einen Höhenrücken getrennt iſt, der nur niedriges Holz und Buſchwerk trägt. Nur ein einziger hoher Stinkholzbaum iſt ſchon von weitem zu erkennen. Habt Ihr ihn erreicht und ſteigt grad von ihm aus in das weſtliche Thal hinab, ſo gelangt Ihr nach zweihundert Schritten an eine kurze, ſteile Kloof[1]), in welcher die Zuſammenkunft ſtattfindet. Jedenfalls wird Euer Kommen bemerkt, denn Jan hat mir geſagt, daß an dem Baume ſtets ein Poſten Wache ſteht.“

„Die Beſchreibung iſt deutlich genug, ich werde mich nicht irren. Und nun macht Eure Meldungen an die Nachbarn fertig; ich werde unterdeſſen einen Rundgang halten und einige Wachen für die Nacht ausſtellen!“

[1]) Schlucht.

Ich ging, ſuchte aber vorher mein Zimmer auf, um mich mit Meſſer und Revolver zu verſehen, was auf jeden Fall geraten war. Dort angekommen, gewahrte ich zu meinem lebhaften Erſtaunen, daß der Schild Sikukunis fehlte, den ich noch kurz vor dem Abendeſſen an die Wand gehängt hatte. Ich ſteckte die Waffen zu mir und ging in den Hof, wo die Kaffern und Hottentotten beim Schmauſe ſaßen.

Quimbo ſah mich kommen. Er erhob ſich von dem Feuer, an welchem er ſich mit einem mehrere Pfunde ſchweren Stücke des gebratenen Ebers beſchäftigte, und trat auf mich zu.

„Mynheer komm, oh, oh! Mynheer eß' mit Fleiſch von Sau!"

Er riß das Stück in zwei Hälften, von denen er mir die eine mit fetttriefenden Fingern darreichte.

„Behalte das Fleiſch! Wo iſt der Schild, Quimbo?"

„Schild?" fragte er. „Schild von Sikukuni?"

„Ja. Er iſt weg aus meiner Stube!"

„Schild bin weg, bin fort aus Stube! Oh, oh, Quimbo hab' nicht Schild! Quimbo bin 'weſen in Stube und hab' ſeh' Schild häng' an Wand."

„Wann war das?"

„Gleich, jetzt bin 'weſen in Stube. Quimbo woll' ſag' Mynheer, daß Mynheer mit eß' Fleiſch von Sau, aber Mynheer bin nicht 'weſen in Stube; bloß Schild noch war häng' an Wand!"

Das war allerdings merkwürdig. Wenn Quimbo nicht wußte, wo der Schild hingekommen war, ſo mußte ich annehmen, daß derſelbe geſtohlen worden ſei. Aber wer konnte ein ſo eigentümliches Intereſſe für die Trophäe beſitzen? Ich ließ die Sache einſtweilen dahingeſtellt und wandte mich ſchon weg, um meinen Rundgang an-

zutreten, als mir unwillkürlich der Makololo Tſchemba einfiel.

„Kennſt du Tſchemba?“ fragte ich Quimbo.

„Tſchemba? Quimbo kenn' Tſchemba; Quimbo hab' red' ſchon groß viel mit Tſchemba; Tſchemba bin Makololo, ſag' Tſchemba, aber Tſchemba bin nicht Makololo, denn Makololo mach' Haut fett mit Thon, und Tſchemba hab' nicht Thon auf Haut.“

Das beſtätigte meinen Verdacht.

„Iſt Tſchemba nicht hier?“ fragte ich.

„Tſchemba bin nicht hier; Tſchemba bin fort hinter Haus und bin nachher komm in Stall.“

„Was wollte er im Stalle?“

„Quimbo weiß nicht; Quimbo bin nicht 'weſen in Stall.“

„Und wo iſt er jetzt?“

„Tſchemba bin noch in Stall.“

Ich war heute bereits im Stalle geweſen und wußte infolgedeſſen, daß dieſer einen Ausgang auch nach dem Garten hatte. Mir kam es verdächtig vor, daß Tſchemba, welcher ſich für einen Makololo ausgab, ohne es nach dem Ausſpruche meines Dieners zu ſein, ſich jetzt im Stalle zu thun machte, während die andern Kaffern und Hottentotten beim Mahle ſaßen. Daher beſchloß ich, nach ihm zu ſehen, ging jedoch nicht durch die vordere Thür in den Stall, ſondern ſchritt der Giebelſeite des Hauſes entlang nach der Hinterfronte desſelben.

Eben wollte ich um die Ecke biegen, als ich nach dem Garten zu ganz eigentümliche Schritte vernahm. Es klang, als ob zwei oder drei Perſonen ſich leiſe vom Hauſe zu entfernen verſuchten. Wer konnte das ſein? Ich horchte einen Augenblick ſchärfer hin und vernahm das unterdrückte Schnaufen eines Pferdes. Das war

im höchſten Grade verdächtig, und darum eilte ich ſo lautlos wie möglich über den Grasplatz hinweg dem Schalle nach.

Bald ſah ich eine dunkle Maſſe vor mir, welche bereits am Zaune angekommen war. Ich erkannte, mich niederduckend und bis in die unmittelbarſte Nähe herankriechend, ein Pferd und einen Mann, welcher eben beſchäftigt war, einen Plankeneingang zu öffnen, welcher, ohne daß ich denſelben am Tage bemerkt hatte, im Zaune angebracht war. Der Augenſchein belehrte mich, daß die Füße des Pferdes, um den Schall der Fußtritte zu dämpfen, umwunden waren, und ebenſo ſah ich, daß ſeine Nüſtern mit einem Tuche umwickelt ſeien. Der Mann hatte nur den gewöhnlichen Lendenſchurz der Kaffern, und auch an ſeiner hohen, eigentümlichen Friſur erkannte ich, daß er dieſem Volksſtamme angehöre. Es konnte kein anderer ſein, als Tſchemba.

Ich richtete mich hinter ſeinem Rücken auf, faßte ihn mit der Linken bei der Kehle und ſchlug ihm die rechte Fauſt ſo gegen den Schädel, daß er zuſammenbrach. Mit ſeinem eigenen Schurze band ich ihm die Hände und faßte ihn dann am Schopfe, um ihn, indem ich das Pferd am Zügel nahm, nach dem Hofe zu ſchleifen.

Dort gab es ein außerordentliches Hallo, als ich in den Schein der beiden Feuer gelangte. Quimbo ſprang auf und blickte dem Gefeſſelten in das Geſicht.

„Oh, oh, Mynheer komm' mit Pferd und 'fangen Mann? Wer bin Mann? Oh, oh, Mann bin Tſchemba, der nicht Makololo bin! Wo hab' Mynheer Tſchemba 'funden? Was hat Tſchemba thun mit Pferd von Mynheer?"

Wirklich war es mein eigenes Pferd, mit welchem der Kaffer ſich heimlich hatte davonſchleichen wollen.

Welchen Zweck ſollte dieſer Pferdediebſtahl und die heimliche Entfernung von der Farm haben?“

Durch die wenig zarte Bewegung wieder zu ſich gekommen, ſchlug Tſchemba die Augen auf, ſchloß ſie aber ſofort wieder, jedenfalls infolge der in ihm erwachenden Scham über die Lage, in welche er ſich ſo unvermutet verſetzt ſah.

Ich gebot, das Pferd von den Tüchern zu befreien und wieder in den Stall zu ſchaffen, und ließ, während dies geſchah, Tſchemba durch Quimbo auf meine Stube bringen. Er ſtellte ſich noch immer leblos und lag, ohne ſich zu rühren, gebunden am Boden.

„Tſchemba bin tot,“ meinte Quimbo. „Soll Quimbo mach' lebendig Tſchemba?“

Ich nickte. Der Diener brannte einen Span an und hielt ihn dem Scheintoten an die künſtliche Friſur, welche ſofort mit lautem Praſſeln zu ſengen begann. Dieſes Maltraitieren ſeines koſtbarſten Schmuckes brachte allerdings ſofort Leben in die Glieder des Pferdediebes. Er ſprang empor, fuhr ſich mit den gefeſſelten Händen nach dem Kopfe und ſtieß ein Geheul aus, als ob er am Spieße ſtäke.

„Mynheer ſeh', oh, oh, daß falſch' Mokololo bin tot nicht mehr!“ rief Quimbo unter einem Lachen, welches ihm den Mund von einem Ohre bis zum andern öffnete.

„Gut; lege den Span weg!“ gebot ich und wandte mich dann zu dem Gefangenen:

„Ich werde dich fragen, und du wirſt mir antworten. Wenn du mir eine einzige Lüge ſagſt, laſſe ich dir den Kopf kahl brennen!“

Sofort griff Quimbo wieder nach dem Span.

„Schön, gut, Mynheer! Oh, oh, Quimbo werd'

brenn' Haar bis auf Haut. Haar brenn' ſehr, brenn' viel; in Haar ſein groß' Oel und groß' Fett!"

„Wie heißt du?" begann ich das Verhör.

„Tſchemba."

„Gut; das will ich glauben! Du biſt kein Makololo. Zu welchem Stamme gehörſt du?"

Er ſchwieg.

„Nun?"

„Tſchemba ſein Makololo!"

„Quimbo, nimm das Feuer!"

Der Aufgeforderte gehorchte ſofort. Tſchemba hielt mit einer Gebärde der höchſten Angſt die Arme vor. Die Friſur, zu deren Geſtaltung eine ganze Reihe von Jahren erforderlich geweſen war, hatte einen zu großen Wert für ihn, als daß er ſie von neuem in Gefahr bringen ſollte.

„Tſchemba will ſag' Wahrheit! Tſchemba ſein — ſein — ſein — —"

„Ein Zulu!" half ich ihm über die Klippe hinweg.

„Ein Zulu!" nickte er, den brennenden Span mit einem ſcheuen Blick beobachtend.

„Du biſt ein Krieger Sikukunis?"

„Mynheer weiß all'; Tſchemba ſag' ja!"

„Ich weiß alles. Sikukuni hat dich hierher geſandt?"

„Sikukuni mich ſchick' zu Boer."

„Wozu?"

„Tſchemba ſeh' und hör', was Boer ſprech' mit Boer."

„Du haſt ſpioniert und dann Sikukuni alles wiſſen laſſen?"

„Mynheer laß' Tſchemba Haar, und Tſchemba ſag' all' von Sikukuni. Sikukuni nehm' Blut, nehm' Leben, Somi aber ſein gut."

„Wenn du alles aufrichtig erzählſt, ſo wird deinem Haare nichts geſchehen!“

„Quimbo thu' weg Feuer!“

Quimbo folgte meinem Winke und legte das Kienholz fort.

„Nun erzähle!“

„Sikukuni weiß, daß Mynheer Uys ſein Häuptling von Boer und komm groß viel zu Mynheer Jan. Sikukuni ſchick Tſchemba zu Mynheer Jan und ſend' dann Bot', um zu hör', was Tſchemba hör' und ſeh'. Tſchemba hör', daß Boers komm' zu Raafberg' mit Somi und ſag' Sikukuni; Sikukuni komm' mit Zulu und will mach' tot Boers, komm' heut her und ſeh, ob Boer ſchon fort. Sikukuni geh' nach' Raafberg und mach' dann auch tot Jeffrouw, nehm' mit Mietje.“

„Wo iſt er jetzt?“

„Auf Weg nach Raafberg' und wart' auf Tſchemba.“

„Wo?“

„In groß' Wald vor Raafberg' mit viel' Krieger von Zulu.“

„Du haſt heute mit ihm geſprochen?“

„Tſchemba red' mit Sikukuni, eh' Sikukuni komm' und als Sikukuni ſpring' auf Pferd mit Mietje.“

„Wer iſt der Engländer, welchen er bei ſich hat?“

„Tſchemba weiß nicht England.“

„Du haſt den Schild hier weggenommen?“

„Tſchemba woll' bring' Schild zu Sikukuni; Zulu ſein feig und ſterb', wenn nicht hab' mehr Schild, und Sikukuni geb' viel Geſchenk an Tſchemba, wenn Tſchemba bring' Schild.“

„Wo iſt er?“

„Tſchemba hab' trag' Schild hinaus über Garten und leg' auf Erd' bei Thür.“

„Quimbo, hole ihn!“

Der Diener entfernte ſich eilig und kehrte in kürzeſter Zeit mit der Trophäe zurück. Mit ihm zugleich trat Mietje ein, welche die Boten hatte abſenden wollen und dabei über das mit Tſchemba Vorgekommene unterrichtet worden war. Ich gab ihr die nötigen Aufklärungen, und dann ſandte ſie ihre Briefe ab, obgleich Tſchembas Ausſage meine Vermutung beſtätigte, daß für jetzt ein Ueberfall der Farm nicht zu erwarten ſei. Ueber das Schickſal des Gefangenen zu entſcheiden, war Sache der Boers, und deshalb ließ ich ihn in einem ſichern Raum unterbringen, wo er bis zur Ankunft Jans eingeſchloſſen wurde.

Nun ſtellte ich, um allen Eventualitäten zu begegnen, Wachen aus und begab mich dann zur Ruhe. Als ich erwachte, graute der Morgen. Nachbar Zelmſt war bereits eingetroffen, und kaum hatten wir unſere Morgenpfeifen angebrannt, ſo ritten auch die beiden jungen Hoblyn und Baas Jeremias mit einigen Kaffern in den Hof.

Sie waren nicht wenig überraſcht geweſen von der Kunde, daß Sikukuni diesſeits des Gebirges und in ihrer unmittelbaren Nähe aufgetreten ſei, und verſprachen mir, bis zur Rückkehr Jans nach beſten Kräften für die Sicherheit der beiden Frauen Sorge zu tragen. Ich konnte alſo meinen Ritt nach den Raafbergen unternehmen.

Dieſer war jedenfalls nicht ganz ungefährlich für mich, da ſich die Zulus zwiſchen mir und den Boers befanden, doch kümmerte mich das nicht; dieſe Kaffern waren ja nicht die erſten Wilden, denen ich mich gegenüber ſah.

Von den beſten Wünſchen der Zurückbleibenden begleitet, verließ ich nun die Farm. Quimbo ſaß wieder

mit weit auseinander gespreizten Beinen auf dem Rückenplateau seines Brabanters und hatte hinter sich einige tüchtige Stücke des von der gestrigen Feier übrig gebliebenen Fleisches aufgestapelt. Die Pferde hatten sich ausgeruht und schritten so wacker aus, daß ich annahm, die Raafberge schon am nächsten Morgen erreichen zu können, obgleich mir Mietje und auch die andern versichert hatten, daß fast zwei Tagreisen bis zu ihnen zu rechnen seien.

Der Weg führte meist über wüste Sandstrecken oder über vegetationslose Konglomerat- und Schieferlager, und erst gegen Abend sahen wir nach einem scharfen, anstrengenden Ritte den bläulichen Duft eines Waldes an dem vor uns liegenden Horizonte auftauchen. Der Beschreibung und meiner Berechnung nach war dies vor den Raafbergen der letzte Wald, in welchem Tschemba zu Sikukuni hatte stoßen wollen; für uns allerdings war es auch der nächste, den wir trafen, da ich nach dem Kompaß genau die nördliche Richtung eingehalten und die zur Rechten und Linken vor uns liegenden einzelnen Waldungen nicht berührt hatte.

Wenn Sikukuni wirklich Tschemba hier erwartete, so hatte er sich jedenfalls an dem uns zugekehrten Rande des Waldes postiert und mußte unser Nahen bemerken. Daher zog ich es vor, hier auf der freien Ebene zu warten, bis es dunkel genug sei, um uns unbemerkt zu nähern. Wir stiegen ab, koppelten die Pferde zusammen und legten uns auf den von den Strahlen der Sonne noch warmen Boden nieder.

Quimbo zog, um sich die Zeit zu vertreiben, sein Messer hervor und schärfte es an dem harten Gestein; er that dies mit einer so andächtigen Sorgfalt, als gälte es, ein ganzes Heer von Feinden abzuschlachten.

„Seh' Mynheer! Quimbo weţ' Meſſer für Sikukuni," erklärte er.

„Warum denn grad und bloß für ihn?"

„Sikukuni will raub' Mietje, und Mietje werd' doch ſein Frau von Quimbo. Doch Quimbo ſtech' tot nicht bloß Sikukuni, ſondern auch noch groß' viel' Zulus, wenn treff' in Wald!"

Er ſchwang das Meſſer und ſchnitt dabei eine Grimaſſe, die allerdings fürchterlich zu nennen war; dann holte er ſich ein Stück Fleiſch herbei und ſtach in dasſelbe hinein, daß die Stücke davonflogen, die er allerdings zuſammenlas, um ſie in dem breiten Munde verſchwinden zu laſſen.

Die Sonne ſank immer tiefer, und ihre immer ſchräger fallenden Strahlen ließen unſere Schatten von Minute zu Minute länger wachſen, bis ſie ſich in der hereinbrechenden Dämmerung verloren. Jeţt wurde es Zeit, aufzubrechen. Wir ſtiegen wieder zu Pferde und bogen nach einer ſeitwärts liegenden Hügelreihe ein, welche ſich bis an den Wald hinzog und deren Fuß wir verfolgten, bis wir uns unter den Bäumen befanden.

Hier mußte Quimbo bei den Pferden warten, bis ich zu unſerer Sicherheit den Plaţ in einem möglichſt weiten Umkreiſe durchſucht hatte; dann ſorgten wir für die Tiere und legten uns zur Ruhe, nachdem ich von den mitgenommenen Vorräten ein kurzes Abendeſſen gehalten hatte.

Als ich erwachte, ertönte bereits die helle Stimme des lang befiederten Finken aus den Zweigen. Zwar war es noch ſehr früh am Tage, aber ich war ja genötigt, grad dieſe Morgenſtunde gut auszunüţen, indem ich die Spuren der Zulus zu finden verſuchte. Ich weckte daher Quimbo und befahl ihm, den Ort auf keinen

Fall vor meiner Rückkehr zu verlaſſen. Dann ſchritt ich behutſam längs des Waldrandes unter den Bäumen hin, um die Stelle zu finden, an welcher der Feind den Wald betreten hatte. Ich bemerkte nicht das geringſte Zeichen, obgleich ich nach und nach eine Strecke von wohl einer halben Stundenlänge zurücklegte; der geſuchte Ort mußte ſich nicht hier ober-, ſondern unterhalb unſeres Nachtlagers befinden, und daher kehrte ich zu dieſem zurück.

Dort angekommen, fand ich wohl die Pferde, nicht aber Quimbo. Rufen durfte ich auf keinen Fall; an ein leichtſinniges Verlaſſen des Ortes wollte ich nicht glauben, daher folgte ich den Eindrücken, welche ſein Fuß zurückgelaſſen hatte. Sie führten entgegengeſetzt von der Richtung, aus welcher ich gekommen war, längs des Waldrandes hin und fielen alſo mit dem von mir beabſichtigten Wege zuſammen. Nach einiger Zeit gingen ſie waldeinwärts, wo ſie mit einer breiten Fährte zuſammentrafen, die auf einem durch einen Windbruch entſtandenen freien Platz endigte. Hier lag ein Trupp von vollſtändig gerüſteten Zulukaffern; ich zählte deren vierundzwanzig. In ihrer Mitte ſaß Sikukuni. Ihre Pferde hatten ſie ringsum an die Stämme des niedrigen Buſchwerkes befeſtigt, welches zwiſchen den niedergeſtürzten Bäumen aufgeſchoſſen war.

Da wo ich, durch die Zweige lauſchend, lag, führte eine einzelne Spur an dem Rande der Lichtung hin. Stammte dieſelbe von Quimbo, oder war ſie von einem der Feinde verurſacht worden, der mich bei ſeiner Rückkehr leicht entdecken konnte? Ich mußte dies unterſuchen und folgte ihr ſchnell, aber vorſichtig.

Schon nach wenigen Schritten vereinigte ſie ſich mit einer zweiten Fährte und führte mit ihr grad ſenkrecht

von der Lichtung ab. Da ich vor mir nicht das mindeſte Geräuſch vernahm, erhob ich mich aus der bisher eingehaltenen tief gebeugten Stellung und ſchritt raſcher vorwärts. Nach einiger Zeit teilten ſich die Spuren wieder. Welcher ſollte ich folgen? Ich unterſuchte beide. Die eine ſtammte von einem nackten Fuße und die andere von einem rieſigen Schuhe oder Stiefel her. Sollte der Engländer in der Nähe ſein? Ihn hatte ich weniger zu fürchten und wandte mich alſo der erſteren Fährte zu.

Noch hatte ich kaum ein Dutzend Schritte gemacht, ſo erblickte ich zwei nackte, braune Beine, welche hinter dem dicken Stamme eines Baumes hervorragten. Dieſe nach innen gewachſenen, eckigen Wadenmuskeln kannte ich; ſie konnten keinem andern angehören, als meinem „gut', ſchön' und tapfern Quimbo". Ich trat näher, nicht ganz leiſe, ſondern für ihn vernehmbar, um ihn nicht zu erſchrecken und dadurch zur Unvorſichtigkeit zu verleiten. Wirklich bewegten ſich ſofort die Beine; der Körper, zu dem ſie gehörten, bog ſich ſchnell hinter dem Stamme hervor, zwei Augen wandten ſich mir zu, und dann ſtand der Kaffer mit einer zur Vorſicht mahnenden Pantomime vor mir.

„Oh, oh, Mynheer rat', wer bin dort!" flüſterte er mit einer durch die Bäume gerichteten Handbewegung.

„Der Engländer?"

„Mynheer weiß'? Wer hab' Mynheer 'ſagt, daß England hier?"

„Ich ſah ſeine Spur. Warum haſt du die Pferde verlaſſen?"

„Oh, oh, Mynheer nicht bin bös, nicht bin zorn' auf Quimbo! Quimbo hör' lauf' Pferd; Quimbo paß' auf und ſeh' Pferd, was reiß' aus, und Zulu, der fang' Pferd. Quimbo lauf' nach Pferd und Zulu und komm'

an Ort, wo bin Sikukuni mit viel' Krieger und England. Da ſteh' auf England und geh in Wald; Quimbo lauf nach, und nun komm' auch Mynheer."

Dieſe Erzählung genügte, um mich aufzuklären. Ich trat etwas vor und gewahrte den Engländer, welcher ſich wohl nur entfernt hatte, um auf einige Zeit dem penetranten Fettgeruche der Kaffern zu entgehen, denn er lag ohne Beſchäftigung am Boden und ſtarrte in die über ihm hängenden Zweige empor.

Ich hatte jetzt eine ſchnelle Entſcheidung zu treffen. Bemächtigte ich mich des Engländers, ſo lief ich Gefahr, grad dadurch unſere Anweſenheit zu verraten; aber wenn es mir gelang, unſere Spuren zu verbergen, ſo gab ſein Verſchwinden den Zulus jedenfalls Veranlaſſung, den ganzen Tag nach ihm zu ſuchen, wodurch ich die nötige Zeit gewann, die Boers herbeizuführen. Und zudem wußte ich ja, daß die Kaffern bei weitem nicht die Pfadfinder ſind, wie die Wilden des weſtlichen Nordamerika. Auf das Eintreffen des Waffentransportes konnte das Verſchwinden des Engländers keinen Einfluß haben; daher beſann ich mich nicht lange, ſchlich mich bis hart zu ihm hin und richtete mich dann, das Meſſer in der Hand, vor ſeinen Augen empor.

„Good morning, Sir Gilbert Grey! Ihr ſcheint ſchlecht geſchlafen zu haben, da Ihr bereits wieder der Ruhe pflegt!"

Es widerſtrebte mir, ihn zu überfallen wie einen Wilden, und wenn ich geglaubt hatte, daß eine Ueberraſchung jede Gefahr für mich unmöglich machen werde, ſo hatte ich mich auch nicht verrechnet, denn der gute Mann riß vor Erſtaunen den Mund weit auf, machte ein Geſicht, als ſähe er ein Geſpenſt, brachte keinen Laut hervor und vergaß ſogar, ſich zu erheben.

„Wollt Ihr nicht ein wenig aufſtehen, Sir? Oder habt Ihr hier zu Lande bereits vergeſſen, wie man mit einem Gentleman zu ſprechen hat?“

Erſt jetzt erhob er ſich langſam, wie im Traume, und ſagte:

„Heigh-ho, Ihr ſeid es?“

„Ja, ich bin es, wenn ich mich nicht irre! Wollt Ihr nicht ſo gut ſein und einmal Eure Schuhe ausziehen?“

„Warum?“ fragte er, im höchſten Grade erſtaunt.

„Weil ich es wünſche, Sir! Ich habe jetzt keine Zeit, Euch meine Gründe zu erklären, doch werdet Ihr ſie ſpäter ſicher hören. Alſo, bitte!“

„Ich begreife nicht, was — — —“

„Ihr braucht es auch nicht zu begreifen, Sir. Seht hier dieſes Meſſer! Es ſitzt Euch in weniger Zeit als einer Minute zwiſchen den Rippen, wenn Ihr nicht ſofort thut, was ich Euch befehle!“

Ich winkte, und Quimbo trat an ſeine andere Seite. Er hatte ſich bisher verſteckt gehalten und erhob jetzt die Lanze.

„Mynheer, ſoll Quimbo ſtech' Lanze hier in England wie geſtern in Sau?“

Das war dem guten Sir Gilbert Grey denn doch zu gefährlich. Er erklärte erſchrocken:

„Ich verſtehe Euch nicht, Sir, aber ich werde Euch dennoch den ſonderbaren Gefallen thun!“

„Ein Glück für Euch. Ihr ſeid uns einmal entgangen, zum zweitenmal aber paſſiert das nicht wieder! Uebrigens erſuche ich Euch, ſo leiſe wie möglich zu ſprechen und uns jetzt zu folgen!“

Ich ließ ihn die Schuhe natürlich bloß deshalb ausziehen, damit ſeine rieſigen Stapfen etwas weniger be-

merkbar wurden. Er nahm sie unter den Arm und folgte mir. Bei unsern Pferden angekommen, konnte ich schon etwas umständlicher mit ihm verkehren.

„Ihr wolltet mich gestern abhalten, Eure saubere Begleitung kennen zu lernen; es ist Euch nicht gelungen, und Ihr habt jetzt die Folgen zu tragen. Ihr seid mit den Feinden des Landes hier eingedrungen, habt Sikukuni geholfen, eine Farm zu überfallen, und werdet daher das Leben lassen müssen, wenn Ihr Euch nicht so verhaltet, daß ich Euch der Nachsicht meiner Freunde empfehlen kann. Wie kommt Ihr mit dem obersten Häuptling der Kaffern zusammen?“

„Good, Good, das ist sehr einfach, Sir,“ antwortete er sehr kleinlaut. „Ich hatte eine Botschaft jenseits der Gebirge auszurichten und traf unterwegs mit ihm zusammen.“

„Welche Botschaft ist es?“

„Eine rein geschäftliche, Sir; Ihr könnt es glauben!“

„Ich glaube es allerdings; doch sind die Geschäfte sehr verschiedener Art. An wen war die Botschaft gerichtet?“

„An — an einen Holländer.“

„Lügt nicht, sonst verschlimmert Ihr Euch Eure Lage!“

„Ich sage die Wahrheit!“

„Die Wahrheit ist im Gegenteil, daß Ihr an den Lieutenant Mac Klintok geschickt seid!“

Er schwieg verlegen und überrascht.

„Nun, antwortet!“

„Wer sagt Euch das?“

„Eure Unvorsichtigkeit. Zur sichern Expedition eines wichtigen Auftrages gehört ein ganz anderer Mann als

Ihr. Alſo noch einmal: Wie kommt Ihr mit Sikukuni zuſammen?"

„Ich traf ihn zufällig; das iſt die Wahrheit, ſo wahr ich ein Engländer bin!"

„Dann muß Eure Sendung für ihn eine freundliche, für die Holländer aber eine gefährliche ſein. Wollt Ihr mir nichts Näheres mitteilen?"

„Ich darf nicht, Sir, denn ich verliere ſonſt meine Stellung!"

„Gut, ſo will ich nicht weiter in Euch dringen, Sir. Verliert nur auch die Rhinocoroshaube nicht, wie Ihr das Perſpektiv und Eure intereſſante Briefſammlung verloren habt; es könnte ſich ſonſt leicht einer finden, welcher eine Zeile um die andere lieſt!"

Er erbleichte.

„Was wollt Ihr damit ſagen, Sir?"

„Ich ſage nur, was ich bereits geſagt habe: Wenn Ihr Euch im geringſten weigert, meinen Befehlen zu gehorchen, ſo ſchmeckt Ihr meine Kugel oder die Lanze meines Dieners. Jetzt werdet Ihr dieſen ſchönen Brabanter Gaul beſteigen; die Schuhe könnt Ihr wieder anziehen!"

Er ſah, daß ich nicht ſpaßte, und ſtieg auf.

„Well, Sir, ſo meint Ihr wohl, daß ich mit Euch reiten ſoll?"

„Natürlich!"

„Aber ich habe ja noch meine Decke und meine Waffen bei den Kaffern!"

„Ihr braucht jetzt weder Decke noch Waffen. Zum Frieren iſt es jetzt bereits zu warm, und überfällt Euch wieder ein Cerberus, ſo ſitzt Ihr heut ja noch höher und ſicherer als geſtern. Uebrigens werde ich Euch vielleicht ſchon morgen wieder zu Euren Sachen verhelfen! So, erlaubt mir einmal Eure Füße!"

Ich zog einen Riemen aus der Taſche und befeſtigte ſeine unendlichen Beine unter dem Leibe des Pferdes weg an demſelben.

„Jetzt werdet Ihr nicht vom Gaule fallen, wenn ein Eber kommt! Steig hinten auf, Quimbo!“

Der Kaffer ſah mich halb fragend und halb lachend an.

„Was ſoll Quimbo? England ſitz' auf Pferd, und Quimbo ſoll ſitz' auf England?“

„Nein, du ſollſt nicht auf England, ſondern hinter England ſitzen und dabei England ſo feſt wie möglich halten!“

„Oh, Mynheer, oh, oh, das ſein ſchön und gut für Quimbo, denn wenn Quimbo halt' England, ſo fall' Quimbo nicht von Pferd und werd' aufſchneid' von Mynheer Uys!“

Er kroch auf den Rücken des Brabanters und umklammerte den langen Leib des guten Sir Gilbert Grey.

„So! Jetzt reiteſt du dort auf dem Schiefer immer grad nach Weſt. Ich komme gleich nach!“

Er folgte der Weiſung, kam aber nur mit Mühe vorwärts. Ich blieb zurück, um unſere Spuren zu verwiſchen; dann ſtieg auch ich auf und eilte den beiden nach. Auf dem harten Geſtein war von einer Fährte keine Rede, und als wir eine Ecke des Waldes zwiſchen uns und den Kaffern hatten, ohne daß ſich von dieſen ein einziger gezeigt hatte, war ich ſicher, daß dieſelben keine Ahnung von unſerer Gegenwart bekommen würden.

Der Brabanter war ſtark genug, die doppelte Laſt zu tragen, und als ich ihn am Zügel ergriff und nach Nord umlenkte, ging es im Galopp vorwärts, daß die Funken ſtoben. Der Engländer war kein übler Reiter, und Quimbo hielt ſich an demſelben ſo feſt, daß ich immer ſcharf vorwärts trachten konnte, und Zeitver-

kürzung gab es auch, da ſich Quimbo in den ſpaßhafteſten Bemerkungen über den Doppelritt erging und Sir Gilbert Grey ſich alle Augenblicke nach dem Schickſale erkundigte, dem ich ihn entgegenführte. Natürlich fiel meine Auskunft ſehr mangelhaft aus, da ich nicht zu ſeinen Richtern gehörte.

So mochten wir über zwei Stunden lang geritten ſein, als am nördlichen Horizonte vier dunkle Bergſpitzen auftauchten, welche ſich von Minute zu Minute vergrößerten, ſo daß ich in ihnen die Raafenberge erkannte. Ich hielt genau auf ihre Mitte zu, und die dritte Stunde war noch nicht vergangen, ſo erkannte ich das Doppelthal und auch den Stinkholzbaum, welcher auf der Höhe zwiſchen ihnen in die Lüfte ragte.

Jetzt wurde das Fortkommen ſchwerer; es galt, Abhänge zu erklimmen und zwiſchen dichtem Gebüſch ſich hindurchzuwinden. Auf dem Höhenzuge angekommen, zog ich den Krimſtecher aus dem Etui und fixierte den Signalbaum. Ein Mann lehnte an ſeinem Stamme und beobachtete uns ebenſo durch ein Rohr. Ich nahm den Hut ab und ſchwenkte denſelben; er antwortete durch das gleiche Zeichen und ſtieg dann ſchnell den Abhang hinunter. Jedenfalls ging er in die Kloof, um die Boers zu benachrichtigen.

In größerer Nähe angekommen, erkannte ich nun mit dem bloßen Auge acht Geſtalten, welche uns teils erwarteten, teils uns entgegen kamen. Unter den Vorderſten befand ſich Kees Uys, der allerdings ganz erſtaunte Augen machte, als er mich ſah.

„Ihr ſeid es, Mynheer? Das iſt ja gar nicht möglich! Was treibt Euch zu uns, und wie kommt Ihr in ſo kurzer Zeit hierher? Es iſt doch nichts Schlimmes vorgefallen?“ fragte er.

„Schlimmes genug, aber es hat ein gutes Ende genommen," antwortete ich.

„Und wen bringt Ihr hier?"

„Einen Gefangenen, den ich euch zu überliefern habe. Führt mich zu den andern, dann werde ich euch alles erzählen!"

Ich wurde, als mich Uys vorstellte, von den derben, biederen Männern herzlich willkommen geheißen. Dann nahmen wir den Engländer in die Mitte und schritten, während Quimbo in der Nähe der Wache bei den Pferden blieb, nach der Kloof hinab.

Dort saßen noch vier Männer. Ihr Gespräch war so ernst gewesen, daß sie sich durch die Nachricht von meinem Nahen in demselben gar nicht hatten stören lassen. Der eine war ein Kaffer von hoher, schlanker, aber kräftiger Figur; ich erriet sofort, daß es Somi, der vertriebene Bruder Sikukunis, sei. Zwei kräftige, untersetzte und echt neerländische Gestalten waren Zingen und van Hoorst, und der vierte, welcher allerdings wie ein Goliath vor mir stand, war kein anderer als Jan van Helmers. Er war um einen vollen Kopf länger als ich, und die Stärke seiner Glieder stand zu dieser Höhe in genauer Proportion. Das Leopardenfell, welches ihm als Karoß[1]) über die Schultern hing, erhöhte den Eindruck kriegerischer Stärke, welchen diese Figur machen mußte, und doch blickten seine klugen Augen so gut und mild, daß man ihn vom ersten Augenblick an liebgewinnen mußte.

„Neef Jan, dieser Mynheer kommt von Jeffrouw Soofje und von Mietje," benachrichtigte ihn Kees Uys.

„Von Mietje? Ist's wahr?" fragte er.

„Ja. Er kam mit mir zu ihnen und ist es wert, daß du ihn willkommen heißest!"

[1]) Mantel.

„Das thue ich ohnedies, da er unſern Ort kennt und alſo einer der Unſerigen iſt," antwortete er, mir kräftig die Hand ſchüttelnd.

„Das iſt er nicht, Neef Jan. Er iſt ein Deutſcher und kam nach dem Kap, um hier ein wenig ſpazieren zu gehen, wie es die deutſchen Gelehrten zuweilen machen ſollen. Ich brachte ihn zu Jeffrouw Soofje, und dieſe hat ihn geſendet, um dir wichtige Botſchaften zu bringen."

„Ah, da iſt daheim etwas paſſiert! Setzt Euch, Mynheer; nehmt einen Trunk, und erzählt dann ſchnell!"

Er griff in eine Bodenvertiefung und langte nebſt Glas eine Flaſche des rühmlichſt bekannten Kapweines hervor. Ich that Beſcheid; das Glas ging rundum, und dann warteten alle mit Spannung auf meine Botſchaft. Sir Gilbert Grey ſtand neben mir; eine Flucht aus der Mitte ſolcher Männer war nicht möglich, und man ſah es ihm auch deutlich an, daß er bereit ſei, ſich in ſein Schickſal zu ergeben.

Ich griff in die Taſche, zog ſein Portefeuille hervor und nahm den Brief aus demſelben. Er erſchrak.

„Leſt einmal dieſen Brief, Mynheer!" bat ich Kees Uys.

Er that es und meinte dann:

„Findet Ihr etwas Sonderliches in ihm?"

„Gebt ihn weiter!"

Das Schreiben ging von Hand zu Hand, ohne daß einem einzigen die eigentümliche Faſſung desſelben aufgefallen wäre. Ich gab es Uys zurück und erklärte:

„Leſt einmal die erſte und dritte, die fünfte und ſiebente Zeile und ſo weiter, und fangt dann mit der zweiten wieder oben an!"

Er folgte dieſer Weiſung, und bald nahm ſein Geſicht eine Spannung an, welche die andern neugierig machte.

„Ah, das iſt etwas anderes; das iſt ja ein Schreiben, welches wir Euch gar nicht mit Geld bezahlen können!“ meinte er, als er die Lektüre beendet hatte.

„Gieb her; gieb her!“ rief es von allen Seiten.

„Halt, das dauert zu lange. Ich werde euch den Brief vorleſen!“

Er begann, und als er zu Ende war, zeigte ſich die Verſammlung in der größten Aufregung.

„Das iſt ja eine wahre Kunſt, einen ſolchen Brief zu ſchreiben, und eine noch viel größere Kunſt, das Geheimnis zu entdecken!“ rief van Raal. „Wer hat es Euch verraten, Mynheer?“

„Niemand; ich fand es ſelbſt.“

„Und wo fandet Ihr den Brief?“

„Nachher! Leſt vorher dieſe Ordre!“

Ich nahm das Perſpektiv des Engländers aus der Taſche und zog das Papier aus dem Rohre. Es wurde wieder von Uys vorgeleſen, und auf die dann an mich gerichtete Bitte um Aufklärung wandte ich mich an den Gefangenen:

„Nehmt einmal Eure Mütze ab, Sir Gilbert Grey, und gebt ſie dieſem Herrn!“

Der Engländer gehorchte beinahe zitternd. Uys nahm die Mütze und nickte.

„Das alſo iſt der Mann, und darum bringt Ihr ihn zu uns! Wollen das Duplikat gleich holen!“

Er zog das Meſſer hervor und ſchnitt das Futter auf.

„Hier iſt es, und ſeht, es lautet dem anderen ganz gleich! Aber nun erzählt, Mynheer, wie Ihr zu dem Gefangenen kommt!“

„Ich fand ihn bei Sikukuni.“

„Bei Sikukuni!“ rief es im Kreiſe, und ſelbſt Somi, welcher bisher ruhig dageſeſſen hatte, machte eine Be-

wegung der Ueberraſchung. „Das iſt nicht möglich! Sikukuni iſt beim Zuluheere drüben hinter den Bergen!“

„Sikukuni iſt hier in der Nähe, und wenn ihr ihn fangen wollt, kann ich euch zu ihm führen!“

Sie ſprangen alle auf, auch Somi, dieſe Männer, die ſonſt nicht leicht aus dem Gleichgewichte zu bringen waren.

„Scherzt Ihr oder iſt es wirklich ſo?“ wurde ich gefragt.

„Es iſt ſo! Sikukuni war auf Eurer Farm, Mynheer van Helmers; er wollte Jeffrouw Soofje töten und Mietje mit ſich nehmen. Ich hinderte ihn daran und verfolgte ihn bis in den Wald, den man zu Pferde in drei Stunden von hier erreichen kann.“

Jan legte mir die Fauſt ſchwer auf die Schulter.

„Wenn er den Meinen nur ein Haar gekrümmt hat, ſo iſt er verloren. Erzählt, aber ſchnell, ſchnell!“

„Ja, erzählt und laßt uns nicht länger warten!“ mahnten auch die andern.

Ich begann meinen Bericht und erzählte raſch alle Ereigniſſe ſeit geſtern bis zu dem gegenwärtigen Augenblick. Sie lauſchten in atemloſer Spannung, und als ich geendet hatte, war der Eindruck von der Wahrheit meines Referates ſo groß, daß ſie alle zu den Waffen griffen.

„Wir müſſen hin; wir müſſen ihn ſofort überfallen!“ rief Jan.

„Ja,“ ſtimmte Zingen bei. „Haben wir ihn, ſo iſt der Aufſtand der Zulus ſchon vor dem Ausbruche ſo gut wie beendet!“

„Holt die Pferde!“ meinte van Hoorſt. „Wir dürfen keine Zeit verlieren!“

„Halt!“ rief ich in die allgemeine Unruhe hinein. „Hört mich, Mynheers, ehe ihr einen Entſchluß faßt!“

„Ja, hört ihn," meinte Kees Uys. „Er hat in allem ſo gehandelt, daß uns ſeine Meinung nur von Nutzen ſein kann!"

„Ihr ſeid hier verſammelt, um wichtige Dinge zu beſprechen. Seid ihr bereits fertig damit?"

„Nein."

„Und braucht ihr lange Zeit, um es zu werden?"

„Nein. Wir ſind im ganzen einig und haben nur noch Nebendinge zu beſtimmen."

„Es bleibt euch Zeit genug dazu, und es iſt beſſer, gleich fertig zu werden, als zuvor von hier aufzubrechen und von neuem zu beginnen."

„Aber dann entgeht uns Sikukuni!"

„Wie kann er euch entgehen, da er euch hier überfallen will! Ihr könntet ihn ruhig erwarten; da es aber doch möglich iſt, daß er Verdacht geſchöpft hat, ſo halte ich es allerdings für beſſer, ihn im Walde aufzuſuchen; doch iſt jetzt dazu noch nicht die richtige Zeit."

„Wann dann?" fragte Jan, der vor Verlangen brannte, mit dem Zulu zuſammenzugeraten.

„Beabſichtigen die Zulus, hierher zu kommen, ſo wird dies nicht vor nachts geſchehen, und ſuchen wir ſie auf, ſo dürfen wir erſt nach Mitternacht aufbrechen, um ſie gleich beim Tagesgrauen zu erreichen. In beiden Fällen bleibt euch Zeit zu euren Verhandlungen. Ihr braucht nicht wieder hierher zurückzukehren, könnt im Chore nach Jan van Helmers Farm reiten und dann nach dem Attersberge aufbrechen, um den Transport wegzunehmen, zu welchem ihr vielleicht zu ſpät kommt, wenn ihr hier zu viel Zeit verſäumt."

„Ihr habt recht," meinte Zingen, „wenn wir nur ſicher wären, daß Sikukuni morgen früh noch zu treffen iſt!"

„Ja, er hat recht,“ knirſchte auch Jan, „wenn nicht Sikukuni auf den Gedanken kommt, uns auch beim Morgengrauen zu überfallen.“

„Warum?“ fragte ich.

„Weil dann beide Gegner zu gleicher Zeit aufbrechen und einander umgehen können.“

„Das iſt allerdings ein Gedanke, der ſeine volle Berechtigung hat.“

„Darum iſt es beſſer, wir brechen ſofort auf und —“

„Und laſſen uns von den Zulus bemerken,“ fiel ich ein. „Verzeiht, Mynheers, wenn ich ſage, ‚uns‘ und alſo eure Sache auch zu der meinigen mache! Aber ich habe mich einmal in dieſes Abenteuer verwickelt und möchte auch nicht gern den Schauplatz verlaſſen, bevor ich weiß, zu welchem Ende es führt.“

Da trat van Hoorſt zu mir und bot mir die Hand; die andern folgten ihm.

„Redet nicht, Mynheer!“ ſagte er. „Ihr habt grad ſo gehandelt, als wäret Ihr einer der Unſerigen; wir ſind Euch viel Dank ſchuldig, und da wir jetzt nicht über eine große Zahl von Büchſen verfügen, ſo kann es uns nur willkommen ſein, wenn Ihr die Eure auch ferner für uns ſprechen laſſen wollt! Was nun den Ueberfall betrifft, ſo ſtimme ich Euch in allem vollſtändig bei.“

„Und dennoch bin ich zu einer Konzeſſion für Mynheer van Helmers bereit. Im Falle die beiden Feinde ſich umgehen, müßten wir den Gegner wieder hier aufſuchen, wozu wir Zeit gebrauchen würden. Daher ſchlage ich vor, wir warten hier nur bis eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit und beſetzen von der Dämmerung an den Eingang der Thäler in einer breiten Linie. Iſt bis dahin von den Zulus nichts zu ſpüren, ſo brechen wir auf. Ich meine jedoch, daß ſie den ganzen Tag verwenden

werden, um nach dem Engländer zu ſuchen, der ſich ihrer Anſicht nach im Walde verirrt hat; von Tſchemba, der noch nicht bei ihnen angekommen iſt, ganz abgeſehen."

Dieſer Vorſchlag wurde angenommen, obgleich Jan am liebſten ſofort aufgebrochen wäre. Wie Achilles vor Troja, zog er ſich zürnend zurück und verließ die Kloof, ohne an den weiteren Verhandlungen teilzunehmen.

Die erſte derſelben bezog ſich auf den Engländer. Was ich vorhergeſehen hatte, geſchah. Als Diener ſeines Herrn traf ihn keine Verantwortung, und da er auch ſonſt nicht direkt feindſelig gehandelt hatte, ſo beſchloß man, ihn einſtweilen als Gefangenen zu behandeln und nach Wegnahme des Transportes wieder freizugeben.

Nun wurde in Vereinigung das Mahl gehalten, bei welchem Jan ſo einſilbig blieb, wie vorher, und dann legte man ſich in Anbetracht der zu erwartenden nächtlichen Anſtrengung zur Ruhe.

Dieſe dauerte einige Stunden. Ich war der erſte, welcher erwachte, und verließ die Kloof, um hinaus nach dem Baume zu gehen. Dort ſtand Quimbo und hielt mit ſtolzem Blick ein gewaltiges Roer in der Hand.

„Was thuſt du hier?"

„Was thu' Quimbo? Oh, oh, ſeh' nicht Mynheer, daß Quimbo ſteh' Wach'?"

„Du? Ich denke, Mynheer van Hoorſt ſoll jetzt Wache haben?"

„Oh, Wach' hab' Mynheer Raal und dann Mynheer van Hoorſt, aber hab' will' ſchlaf' all' beid' und ſag', Quimbo ſoll nehm' Flint' und ſteh' Wach' an Baum."

Die beiden Männer hatten dem guten Kaffer mit dieſem ehrenvollen Auftrage jedenfalls den größten Gefallen gethan, und da etwas Feindſeliges jetzt nicht zu

erwarten ſtand, ſo lag auch kein Grund vor, ihr Verhalten beſonders ſtraffällig zu nehmen.

„Es iſt doch nichts paſſiert?“ erkundigte ich mich.

„Paſſiert? Nein, nichts, gar kein'! Bloß groß', lang' Mynheer reit' fort.“

„Es iſt einer fortgeritten?“ fragte ich in ſofortiger Ahnung und Beſorgnis. „Wer?“

„Groß', lang', dick' Mynheer mit Fell von Leopard auf Achſel.“

„Wann war das?“

„Wann war? Gleich als Quimbo nehm' Flint' und ſteh' Wach'.“

Alſo vor bereits zwei Stunden! Ich eilte nach der Kloof zurück und weckte die Schläfer. Sie erſchraken bei meiner Kunde und traten ſofort zu einer Beratung zuſammen. Der hitzige Boer van het Roer hatte unſern ganzen Angriffsplan vereitelt, und es galt nun, ihm ſchleunigſt nachzufolgen, um ihm Hilfe zu bringen, wenn er ſich von ſeiner Verwegenheit hinreißen laſſen ſollte, ſich den Zulus zu zeigen.

Der Engländer wurde wieder auf den Brabanter gebunden, Quimbo ſtieg hinten auf, und als alles fertig war, ging es in das Thal hinab, in welchem eine friſche Quelle rieſelte, von welcher der Ort den Namen Klaarfontein erhalten hatte, und von da aus in ſüdlicher Richtung weiter. Als wir die Ebene erreichten, wurden die Pferde in Galopp geſetzt. Die Verhandlungen und nach ihnen die Ruhe hatten einen großen Teil des Tages in Anſpruch genommen, und die Sonne neigte ſich bereits dem Horizonte zu.

Die Pferde der Boers waren friſch, die unſrigen aber hatten einen angeſtrengten Ritt erſt kurz hinter ſich; dennoch war mein Engländer immer voran und zeigte

nach einer guten Stunde nicht die geringſte Ermüdung. Anders ſtand es mit dem Brabanter. Das ſchwere, wenn auch außerordentlich kraftvolle Tier war eine ſolche Flüchtigkeit nicht gewohnt, hatte eine doppelte Laſt zu tragen und folgte uns nur mit der größten Anſtrengung. Nur noch eine Viertelſtunde hatten wir auszuhalten; die Sonne war untergegangen, und es dunkelte bereits, als ich die Stimme Quimbos hörte.

„Mynheer, Mynheer, oh, oh! Mynheer komm' zu Quimbo!"

Ich hielt und ließ ihn herankommen.

„Was giebt's?"

„Oh, Mynheer helf' Quimbo! Pferd nicht will mehr lauf', und England nicht will mehr reit'!"

„So! Ihr wehrt Euch, Sir Gilbert Grey, und glaubt vielleicht, in der Dunkelheit zu entkommen? Da irrt Ihr Euch. Gebt einmal Eure Hände her!"

„Was wollt Ihr?"

„Euch die Hände binden. Es iſt ſo beſſer für meinen Diener."

„Das laſſe ich mir nicht gefallen, Sir!"

„Mir gleich! Ich habe keine Zeit, mit Euch zu verhandeln. Wenn Ihr Euch nicht gutwillig binden laßt, ſo ſchieße ich Euch ohne Gnade nieder. Alſo her mit den Händen!"

Ich war noch mit einem Riemen verſehen und band ihm die Hände. Dann eilte ich den andern nach.

Ich holte ſie bald ein und kam wieder an die Spitze. Ich hatte während meines Berichtes den Ort, an welchem die Zulus lagerten, ſo genau beſchrieben, daß ihn Jan leicht hatte finden können. Sie waren jetzt, ſelbſt wenn ſie ſich verteilt gehabt hatten, um den Engländer zu ſuchen, jedenfalls wieder dorthin zurückgekehrt, und daher hielt

ich, als wir um die letzte Waldecke gebogen waren, beinahe grad auf den Platz zu.

Ungefähr da, wo ich die vorige Nacht gelagert hatte, hielt ich an und sprang vom Pferde.

„Steigt ab, Mynheers; bindet eure Tiere an; nehmt eure Waffen und folgt mir so leise wie möglich!“

Sie thaten es, und noch waren wir mit den Pferden beschäftigt, so ertönten zwei Schüsse aus der Richtung des Kaffernlagers.

„Vorwärts, Mynheers; Jan ist in Gefahr!“

Jetzt war von Vorsicht keine Rede mehr; wir brachen durch die Büsche, wie es ging, ich voran und die andern mir nach. Die Dunkelheit verhinderte uns, alle Hindernisse zu erkennen; deshalb dauerte es eine geraume Weile, ehe ich die Lichtung erreichte. Hier bot sich ein Anblick, der einen Krieger in Entzücken versetzen konnte. Von der hochflackernden Flamme eines Lagerfeuers hell erleuchtet, stand Jan inmitten der ganzen Zulubande. Der Hut war seinem Kopfe entfallen, und das lange, blonde Haar wehte wie eine Löwenmähne auf das Leopardenfell hernieder. Sie alle hoch überragend, hielt er sie mit dem Kolben seiner Büchse von sich ab, und jeder Hieb, den er führte, warf einen Feind zu Boden. Dennoch hätte er unterliegen müssen, wenn wir nicht rechtzeitig erschienen wären.

Ich erhob meine Büchse und gab zwei Schüsse ab; rechts und links von mir blitzte es auf, und dann warfen wir uns auf die Lichtung. Wir trafen — nur mit Jan zusammen, der uns anstarrte und dann mit einem: „Ich muß ihn haben!“ in die Büsche sprang. Auf dem Platze lagen die Leichen; die andern, verwundet oder unverwundet, hatten sich alle gleich nach unsern Schüssen in das Gesträuch geworfen.

Einem augenblicklichen Impulſe folgend, eilte ich hinter Jan her. Seitwärts ertönte lautes Schnaufen und Pferdegewieher; ich wandte mich dorthin und kam grad noch zur rechten Zeit, um einen Trupp Kaffern längs des Waldrandes an mir vorüberſprengen zu ſehen. Der vorderſte von ihnen wandte ſich zu den übrigen zurück und rief ihnen einige Worte zu, von denen ich nur „indhlu het roer“ verſtehen konnte. „Indhlu“, ſo viel wußte ich, bedeutet in der Zuluſprache ſo viel wie Haus, und „het roer“ bezog ſich jedenfalls auf Jan, der ja weithin als der Boer van het Roer bekannt war. Demnach ſchien der entkommene Häuptling entſchloſſen zu ſein, ſofort zur Farm zurückzureiten, um ſich für den heutigen Ueberfall zu rächen.

Eben ſtand ich im Begriff, zum Kampfplatze zurückzukehren, als ich zwiſchen meinem gegenwärtigen Standpunkte und der Waldecke zwei laute Stimmen vernahm, die ich augenblicklich erkannte:

„Still, England! Nicht ſprech' kein Wort zu Quimbo! Quimbo nicht will hab' Geld und nicht will hab' Geſchenk. Quimbo hab' gut' Mynheer, viel' groß' gut' Mynheer, und Quimbo thu', was ſag' Mynheer. Mynheer ſag', daß England bin 'fangen, und Quimbo halt' feſt England!“

„Well, ſo gebe ich dir noch mehr! Ich gebe dir auch noch ein Roer, mit dem du eine ganze Meile weit ſchießen kannſt!“

„Nun aber ſtill, England! England hab' nicht gut Roer, denn England kann nicht einmal ſchieß' tot Sau mit Roer! England will ſchieß' Meil' mit Roer? Was bin Meil'? Bin Meil' Sau oder Katz'? Kann Quimbo eß' Meil', wenn Quimbo hab' ſchieß' tot Meil'?“

„Wenn du meine Riemen zerſchneideſt und mich gehen

läſſeſt, ſo gebe ich dir einen ganzen Wagen voll Fett für dich und deine Haare, einen Wagen voll Fett, welches ſo gut riecht, daß — — —“

„Schweig!“ fiel ihm der Kaffer, jetzt ernſtlich bös, in die Rede. „Wo will England hab' ganz' Wag' voll Fett, wenn England nur hab' lang', dünne Knochen? Das Fett von England riech' gut? Was verſteh' England von riech' gut! England riech' an Quimbo, dann wird England ſeh', wer riech' gut, England oder Kaffer!“

Der Elefantentritt des Brabanters war jetzt in meine Nähe gekommen. Welch ein Glück, daß der brave Diener nicht eine Minute früher anlangte! Er wäre ſicher in die Hände der erboſten Zulus gefallen. Ich trat hervor und auf die beiden Reiter zu. Augenblicklich glitt Quimbo vom Pferde, nahm hinter demſelben Platz, faßte es am Zügel und erhob den Speer.

„Teta ilizwi? Wer bin da?“ rief er mich an.

„Ich bin es, Quimbo!“

„Oh, oh, Mynheer, Quimbo bin froh, daß Quimbo ſeh' Mynheer. England will reiß' aus Quimbo, und Pferd will nicht reiß' aus, ſondern fall' um mit England und Quimbo!“

„Warte hier!“ beſchied ich ihn und eilte zum Kampfplatze, wo ich die Boers alle fand.

Auch Jan war zurückgekehrt und ſtand ſchweigſam unter den Vorwürfen der andern da.

„Mynheers, die Zulus ſind zu Pferde entkommen,“ ſagte ich. „Seht, ob ihr eines von ihren übrigen Tieren fangen könnt für den Engländer, der da draußen mit meinem Diener hält. Ich werde ſehen, wohin die Zulus gehen. Wartet, bis ich zurückkehre!“

Ich ſuchte ſo ſchnell wie möglich unſere Tiere auf, beſtieg meinen Engländer und trieb ihn im ſchnellſten

Galopp hinaus auf die Ebene. Wohl an die zehn Minuten lang ritt ich ſo fort; dann ſtieg ich ab und legte mich mit dem Ohre an die Erde. Mein ausgezeichnetes Tier hatte mich weit fortgetragen, ſo daß ich den fliehenden Kaffern ziemlich nahe gekommen war. Ich hörte den Hufſchlag ihrer Pferde ganz deutlich und war mir nun auch über die Richtung klar, welche ſie einſchlugen: es war wirklich diejenige nach der Farm Jan van Helmers'.

Es konnten ihrer beinahe noch ein Dutzend ſein, und wenn ſie die Farm wirklich erreichten, ſo ſtand ein ſchwerer Kampf für die Nachbarn zu erwarten. Das mußte verhütet werden, wenn es nur irgend möglich war.

Ich ritt zurück. Am Walde angekommen, traf ich die Boers mit dem Engländer beſchäftigt, der um ſeine Entlaſſung bat. Sie konnten ſeinen Wunſch nicht erfüllen, da es ihm dann möglich war, unſer Vorhaben in Beziehung des Transportes zu verraten. Es war ihnen gelungen, drei Pferde der Zulus einzufangen, deren eines für Sir Gilbert Grey beſtimmt ward. Ich machte ſie mit meiner Entdeckung bekannt, und augenblicklich griff Jan nach ſeinem Pferde.

„Ich reite fort; kommt nach, Mynheers!“ rief er und erhob den Fuß, um aufzuſteigen.

Ich ergriff ihn beim Arme und hielt ihn zurück.

„Bleibt noch eine Weile, Mynheer,“ bat ich; „Ihr wißt ja, daß eine Ueberſtürzung ſelbſt in der größten Gefahr nur zum Schaden gereicht. Gebt Eurem Pferde eine halbe Stunde Ruhe und laßt es ein wenig freſſen. Da drüben fließt der Bach, wo es auch trinken mag. Auf das Pferd kommt es an, ob der Reiter vorwärts kann!“

„Ihr habt recht, Mynheer; aber eine halbe Stunde nur, nicht länger, und dabei mag es bleiben!“ antwortete

er und führte das Tier nach der angegebenen Richtung zur Tränke.

„Führe die unſrigen nach, Quimbo!“

„Ja, Mynheer. Pferd muß freß' und muß ſauf'; aber Quimbo laß' ſauf' nicht zwei Pferd', ſondern drei Pferd'!“

Er nahm außer meinem Engländer und dem Brabanter noch eines von den Zulupferden mit. Ich hatte keine Zeit, mich nach dem Grunde dieſes Verfahrens zu erkundigen, und unterſuchte die beiden andern Pferde. Es waren Tiere von jener kleinen und außerordentlich dauerhaften Mozambiqueraſſe, welche die Kaffernhäuptlinge gern für ſich und ihre Günſtlinge gebrauchen, während ihre Truppen meiſt nur aus Fußvolk beſtehen. Sie trugen zu beiden Seiten des Sattels je ein ziemlich großes Säckchen geſtoßenen Mais, eine Maßregel, welche die Tiere zu großer Ausdauer befähigt, da dieſes Futter länger anhält, als die dürren Halme, welche das Land bietet.

Noch gab ich mich dieſer Betrachtung hin, als Quimbo zurückkehrte und die beiden andern Pferde beim Zügel nahm.

„Pferd hier auch ſauf'!“

Damit trollte er ſich von dannen. Er mußte eine beſtimmte Abſicht haben. Vielleicht war ihm der Rücken des Brabanters zu breit und er wollte in der Stille einen günſtigen Tauſch vollziehen. Ich hatte nichts dagegen und ſchwieg alſo; nur eine Bemerkung machte ich ihm:

„Nimm dieſe Säcke in acht, Quimbo; es iſt Mais darin, der außerordentlich gut für die Pferde iſt.“

„Mais? Oh, oh, Mais werd' bekomm' nicht Boer, ſondern Mynheer und Quimbo!“

Er ging, und ich trat zu den andern, um mich mit

ihnen zu beſprechen. Jan kehrte zurück. Er hatte ſein Pferd unter der Aufſicht Quimbos gelaſſen und wollte hören, was wir berieten.

Es verſtand ſich ganz von ſelbſt, daß wir den Zulus ſchleunigſt zu folgen ſuchten; nur war es fraglich, ob unſere Pferde von gleicher Ausdauer ſeien. Das meinige erhielt den erſten Preis, und da ſich Jan nicht halten ließ, ſo wurde ausgemacht, daß ich mit ihm vorausreiten ſollte, während die andern nach Kräften nachfolgen konnten.

Ich ging nach dem Brunnen und teilte dies Quimbo mit.

„Quimbo reit' mit Mynheer!“ erklärte er.

„Du darfſt nicht; du mußt über den Engländer wachen!“

Er drehte ſich um und antwortete nicht. Als Jan kam, um aufzuſitzen, that ich das Gleiche und bemerkte, daß ſowohl ſein Pferd als auch das meinige mit Mais verſehen ſeien, ein Zeichen der Aufmerkſamkeit meines guten Kaffern.

Wir nahmen von den Boers Abſchied, welche bis gegen Morgen hier halten wollten; ich empfahl ihnen Quimbo, und dann ging es fort. Jan ritt ſchweigſam neben mir her; er hatte ſich mit ſeinen Gedanken zu beſchäftigen, und ich ſtörte ihn nicht. So waren wir wohl eine halbe Stunde lang im Trabe fortgeritten, als ich Hufſchlag hinter mir vernahm. Ich hielt, um den Reiter zu erwarten. Er kam in völliger Carriere herbei und vermochte kaum, ſein Pferd vor mir zu halten. Gleich beim erſten Worte, welches ich hörte, erkannte ich Quimbo.

„Mynheer, oh, oh, Quimbo ſchon denk', Quimbo treff' nicht Mynheer!“

„Was willſt denn du?“

Ich hatte beinahe ſo etwas vermutet, und darum mochte meine Frage nicht ſehr ſtreng klingen.

„Quimbo nicht bleib' bei Boers; Quimbo reit' mit gut', lieb' Mynheer. Quimbo hab' Pferd von Zulu und hab' Mais für Pferd."

„Wo haſt du denn den Brabanter?"

„Brabant' thu' weh Quimbo an Bein; Quimbo kann nicht bring' zuſamm' wieder Bein. Brabant' bin bei Boers; Boers mag auch weh thu' Bein!"

Ich mußte lachen über dieſe menſchenfreundliche Anſicht des Dieners.

„So komm! Ich kann dich doch nicht wieder zurückſchicken."

Der Ritt wurde in möglichſter Eile fortgeſetzt. Quimbo konnte ſeinen Mozambique beſſer umſpannen, und wenn er auch beinahe glatt auf dem Rücken desſelben lag, ſo war er doch beſſer daran als früher auf dem Brabanter. Die ganze Nacht ging es vorwärts, bis der Morgen graute und die Pferde ſich etwas ausruhen mußten. Es wurde gefüttert, und dann ſaßen wir wieder auf.

Wir hatten die Spur der Zulus getroffen; ſie mußten außerordentlich gut beritten ſein, ſonſt hätten wir ſie wohl bald eingeholt. Freilich konnten ſie ſich denken, daß ſie verfolgt wurden, und darum mochten ſie ihre Pferde nach Möglichkeit anſtrengen, grad wie wir es thaten.

Gegen Mittag wurde nochmal Raſt gemacht, und als wir ſpäter zur Abenddämmerung wieder anhielten, befanden wir uns bereits in der Nähe des Waldes, in welchem ich zum erſtenmal mit Sir Gilbert Grey zuſammengetroffen war. Die Pferde dampften und trieften vor Schweiß, und ihre Flanken ſchlugen, ſo daß wir die

übrige Strecke unmöglich zurücklegen konnten, ohne wenigſtens einige Minuten auszuruhen. Das konnte für die Farm verderblich werden, und ſobald wir nur einigermaßen wieder Atem geſchöpft hatten, ging es weiter.

Wir hatten die ganze, auf zwei Tagreiſen geſchätzte Strecke in nicht ganz einem Tage zurückgelegt, wobei in Betracht zu ziehen war, daß mein Pferd die ganze Strecke hin und zurück ohne die nötige Zwiſchenpauſe unter die Hufe genommen hatte. Das mußte bei der Quellenarmut der Gegend und dem meiſt ſteinigen Boden über die Kräfte ſelbſt des beſten Tieres gehen, und es war daher nicht zu verwundern, daß wir nur im Schritte nach der Höhe ſtrebten, von welcher ſich das Thal abſenkte, in dem Jans Farm lag.

Noch hatten wir die noch nicht ganz erreicht, als uns von drüben herauf Schüſſe entgegen tönten.

„Hier, Quimbo, halte die Pferde! Zu Fuße kommen wir ſchneller hinab!“ gebot ich und ſprang ab.

Jan folgte mir, und nun ging es im ausgeſtreckten Laufe den Berg vollends hinan und dann auf der entgegengeſetzten Seite desſelben hinab.

Die Schüſſe wiederholten ſich und lieferten uns den Beweis, daß die Nachbarn wach geweſen und von den Zulus nicht überraſcht worden waren. Wir langten keuchend beim Garten an, ſprangen am Zaune hin und bogen um die Ecke des Hofes, da wir annahmen, daß das Thor vor allen Dingen Gegenſtand eines Angriffes ſein müſſe. Wir hatten uns geirrt, denn eben als wir es erreichten, ertönte von der hinteren Seite des Wohngebäudes her ein Schuß.

„Sie ſind über die Planken geſtiegen und befinden ſich bereits in Hof und Garten. Die Unſrigen ſchießen aus den oberen Fenſtern. Kommt!“ meinte Jan, indem

er wieder umkehrte, längs der Mauer hineilte und dann über den Zaun voltigierte.

Auch ich ſchwang mich hinüber und hatte den Fuß kaum zur Erde geſetzt, als ich einen krachenden Kolbenſchlag vernahm.

„Einer!“ rief Jan.

Auch ich ſah eine dunkle, nackte Geſtalt auf mich zuſchnellen, erhob die Büchſe und drückte ab.

„Zwei!“

„Hallooh! Wer ſchießt da unten?“ fragte eine tiefe Stimme aus dem Fenſter herab.

„Ich bin es, Baas Jeremias!“ antwortete Jan, indem auch er auf ein Ziel, welches ich nicht erkannte, abdrückte. Ein lauter Schrei bewies, daß er getroffen hatte. „Wo ſind die Schurken?“

„Nur zwei oder drei im Hofe —“

„Die ſind abgethan!“

„Die andern im Garten!“

„Ah, ich werde ihnen jemand ſchicken!“

Er trat an das Häuschen des Leoparden.

„Tüfel!“

Ein eigentümlich pfauchendes Ziſchen ließ ſich vernehmen.

„Komm, mein Tüfel; du haſt ſeit langem keinen Zulu mehr geſehen!“

Er zog das mächtige Tier an der Kette aus dem Hauſe und ſchlang ihm dieſelbe um den Hals.

„Tretet nahe zu mir, Mynheer! Er iſt gut abgerichtet, thut keinem aus dem Hauſe etwas, und auch Ihr habt nichts zu fürchten, wenn Ihr bei mir ſteht. Baas Jeremias!“

„Hallooh, was iſt's?“

„Iſt jemand von den Leuten draußen? Ich laſſe den Teufel los.“

„Immer los, Neef Jan! Wir ſind alle hier im Hauſe.“

Jan führte das Tier bis an die Hofecke, zeigte nach dem Garten und ließ los.

„Faß, Teufel!“

Im nächſten Augenblick war das Tier verſchwunden, und gleich darauf vernahmen wir einen entſetzlichen Schrei, dem ein kurzes, zorniges Brüllen folgte.

„Schon einer! Kommt, Mynheer, ich ſchicke ihnen noch jemand!“

Er ſchritt auf einen niedrigen Schuppen zu und öffnete die Thür.

„Rob!“

Im Augenblick kam der Strauß hervor.

„Faß!“ gebot der Boer, nach dem Garten deutend.

Der Vogel folgte dem Befehle und ſtieß davon.

„Wird der Leopard dem Strauße nichts thun?“ fragte ich.

„Fällt ihm nicht ein! Sie trinken Milch aus einem Kübel. Aber jetzt kommt, Mynheer! Wir müſſen die Pferde der Kaffern zu entdecken ſuchen, dann ſind die Schurken verloren.“

Wir ſprangen wieder über den Zaun, während im Garten ein Schrei dem andern folgte. Die Pferde befanden ſich jedenfalls in der Nähe des Hauſes; darum meinte ich:

„Wir umgehen das Haus in einiger Entfernung von den Planken, Ihr dahin und ich dorthin, Mynheer Jan!“

„Nein, Ihr müßt bei mir bleiben wegen des Leoparden, wenn dieſer über den Zaun ſetzen ſollte, was ich aber nicht erwarte.“

Da huſchte es an uns vorüber, eine Geſtalt und noch eine. Ich gab ihnen ſchnell meinen noch übrigen Schuß nach. Ein dritter wollte vorbei, empfing aber die zweite Kugel Jans, und dann hörten wir auch ſchon das Schnaufen von Pferden, deren Hufſchlag ſich entfernte.

„Dort alſo hielten ſie,“ rief Jan. „Die beiden ſind entkommen, wenn Ihr keinen von ihnen getroffen habt.“

„Ich traf den zweiten; das weiß ich ganz genau. Und doch ſind wohl zwei davon, denn es hat jedenfalls einer bei den Pferden geſtanden.“

„Die übrigen aber ſind verloren; denn ich kenne meinen Tüfel.“

Noch während er ſprach, knackten die Planken; ich glaubte, ein vierter Zulu wolle herüber, und kehrte die Büchſe zum Schlage um, aber es war der Leopard, welcher zur Erde ſchnellte, ſich dann mit der Raſchheit des Blitzes auf mich ſtürzte und mich zur Erde riß.

„Tüfel!“ rief ihn Jan von mir zurück, aber das Tier hatte Blut geſchmeckt und ſeine ganze Wildheit wieder bekommen.

Die eine Tatze krallte ſich tief in das Fleiſch meiner Achſel, und die Zähne verſuchten, meine Kehle zu erreichen. Ich lag unter ihm, hielt ihn am Halſe gefaßt und drückte den Kopf feſt an mich, um das fürchterliche Gebiß unſchädlich zu machen. Die Beine ſchlang ich um ſeinen Hinterleib und zog denſelben hart zu mir hernieder, ſo daß mir auch die Hinterpranken nicht gefährlich werden konnten. Dennoch hätte ich ohne Jans Hilfe unterliegen müſſen. Dieſer faßte die Kette, riß mit einem gewaltigen Rucke das Tier von mir weg und ſchleuderte es mit ſolcher Wucht gegen die Planken, daß nicht nur dieſe, ſondern auch die Glieder des Leoparden krachten.

Die Geſchichte erzählt von Männern, welche Löwen einfach mit der Hand erwürgt haben ſollen; ich hatte bisher an der Wahrheit dieſer Erzählungen gezweifelt, wurde jetzt aber überzeugt, daß es menſchliche Individuen geben könne, deren phyſiſche Kraft ſelbſt derjenigen eines ſolchen Tieres gewachſen iſt. Ich raffte mich auf und zog das Meſſer.

„Wir müſſen ihn töten!“

„Iſt nicht nötig, Mynheer; er iſt bereits unſchädlich!“

Der Boer kniete auf dem Leoparden, der ſich gegen den mächtigen Druck nur durch ein dumpfes Heulen wehren konnte, und ſchlang die Kette um einen der tief in die Erde eingelaſſenen Steine, welche die Stützen des Plankenzaunes bildeten. Dann erhob er ſich.

„Hier hängt er ſicher, bis zum Tage, wo das Auge hinreicht, ihn fügſam zu machen. Seid Ihr verwundet?“

„Ein wenig an der Schulter.“

„So kommt ſchnell, damit Ihr verbunden werdet! Es war allerdings wohl eine Unvorſichtigkeit, das Tier loszulaſſen, uns aber wären mehr Feinde entgangen als ihm.“

Er ſtieg über den Zaun, und auch ich that es trotz der Schmerzen, welche ich dabei an der verwundeten Achſel empfand.

„Macht die Thür auf, Baas Jeremias!“

„Sogleich, Neef Jan!“ antwortete der Boer von oben herunter. „Wie iſt's mit den Kaffern?“

„Zwei ſind entkommen; die andern werden wir uns anleuchten.“

Die Thür wurde geöffnet, und wir ſtanden im Begriffe, einzutreten, als wir jenſeits des Zaunes nahendes Pferdegetrappel vernahmen, welches von einer hilferufenden Stimme übertönt wurde.

„Au, oh, oh! Mynheer, helf! Bös' Geiſt will freß' Quimbo und freß' Pferd!"

Was konnte das für ein Geiſt ſein? Jan eilte zum Thore und zog es auf. Nach wenigen Augenblicken kam Quimbo auf ſeinem Mozambique hereingeſprengt; ihm folgten, trotzdem er ſie nicht am Zügel hatte, die beiden andern Pferde, und hinter dieſen fegte mit weit vorgeſtrecktem Halſe der Strauß herein.

„Oh, Geiſt will fang' arm' Quimbo. Mynheer ſchieß' tot Geiſt!" rief der Kaffer, jetzt vor mir haltend und mit ängſtlicher Gebärde zurückdeutend.

Baas Jeremias ſtand mit einer großen Laterne unter der Thür, ſo daß wir deutlich zu ſehen vermochten. Der Strauß war, wie wir ſpäter bemerkten, durch die jedenfalls von den Zulus geöffnete Plankenpforte aus dem Garten geraten und auf Quimbo geſtoßen, der ſich dem Hauſe genähert hatte und in der Dunkelheit den Vogel nicht erkennen konnte. Jetzt ſah er freilich, mit welcher Art von Geiſtern er es zu thun gehabt hatte, und der Mut kehrte ihm zurück. Vom Pferde ſpringend, faßte er ſeinen Wurfſpeer und ſchlug damit kräftig auf ſeinen Verfolger los.

„Was? Geiſt bin Vogel, bin Strauß? Wart, Quimbo will zeig' Vogel, zu mach' Geiſt!"

Er hatte ſich in ſeinem Gegner verrechnet. Der in der Freiheit ſo ſchüchterne und furchtſame Strauß iſt in gezähmtem Zuſtande oft ein ſehr tapferer Wächter des Hauſes und, wenn er einmal zum Bewußtſein ſeiner Stärke gelangte, ein Kämpe, mit dem man nicht ſo leicht anbinden darf. Quimbo ſollte dies ſofort erfahren; der Vogel riß ihn mit einem kraftvollen Anlaufe zur Erde, verſetzte ihm einige höchſt energiſche Beintritte und ſchlug mit dem Schnabel nach ſeinem Kopfe, wobei er unglück-

licherweiſe nach der Friſur zielte, die im Augenblick ihre künſtleriſche Pantoffelform verlor. Der Unterliegende ſtieß ein gellendes Zetermordio aus.

„Helf', Mynheer! Oh arm' Quimbo, oh ſchön' arm' Haar von Quimbo! Mynheer, hau' tot, ſchlag' tot, ſtech' tot, ſchieß' tot Strauß!"

„Rob, zurück!" rief Jan und faßte den Vogel bei einem der kurzen, ſchlagenden Flügel.

Das Tier gehorchte und wurde von dem Boer nach dem noch offenen Schuppen gebracht. Quimbo raffte ſich auf und wollte, ſeinen Schopf noch immer mit den Händen haltend, ſein Lamento fortſetzen, als er meine zerfetzte Schulter bemerkte, von welcher allerdings das Blut ſehr reichlich niederfloß. Sofort ſprang er auf mich zu und rief beſorgt:

„Mynheer hab' Wund'? Mynheer bin ſchlag' bald tot? Oh, oh, gut' arm' Mynheer! Quimbo werd' bind' zu Wund' von lieb Mynheer!"

Die Nachbarn und auch Mietje waren herbeigekommen. Bei den Worten Quimbos vergaßen ſie die Fragen und Erkundigungen, welche ſie jedenfalls auf den Lippen hatten, und umringten mich. Ich wurde in das Haus und in die Stube gezogen, wo man meine Wunde unterſuchte. Sie zeigte ſich zwar als ſchmerzhaft, aber nicht gefährlich. Während des Verbindens ging es ans Fragen und Erzählen, und dann begaben wir uns mit Laternen und wohl bewaffnet hinaus, um nach den Zulus zu ſehen.

Im Hofe lagen drei Leichen. Hinter dem Hauſe hatte der Tod eine noch reichlichere Ernte gehalten, denn dort fanden wir fünf gräßlich zerfleiſchte Körper, von denen zwei augenſcheinlich unter den Schnabelhieben des

Straußes gestürzt waren, ehe der Leopard sie vollends getötet hatte.

Nun suchten wir nach der Richtung, in welcher die Pferde gestanden hatten. Auch hier waren unsere zwei Schüsse tödlich gewesen, zum großen Grimme Jans aber befand sich Sikukuni nicht unter den Gefallenen. Er war abermals entkommen.

Am vorhergehenden Tage hatten die Nachbarn die im Walde gefallenen Zulus beerdigen und deren von uns versteckten Habseligkeiten nach der Farm bringen lassen. Am nächsten Morgen stand ein bedeutenderes Begräbnis bevor, mit welchem wir bis zur Ankunft der zurückgebliebenen Boers warten wollten. Dann sollte ein Gericht über den gefangenen Tschemba gehalten und das Nötige über die Verfolgung Sikukunis und die Aufhebung des Waffentransportes bestimmt werden. — — —

4.

Ich war am andern Morgen schon frühzeitig munter und fand, als ich in den Hof trat, auch Mietje bereits wach. Sie hatte ja für viele und bedeutende Gäste zu sorgen, ein Bewußtsein, welches ihre Ruhe verkürzen mußte.

Der Gedanke, daß der Zuluhäuptling entkommen sei, trieb mich hinaus in das offene Feld. Der Leopard hing noch an dem Steine und blinzelte lüstern nach den unweit von ihm liegenden Leichen der Erschossenen. Ich sah abseits ganz deutlich die Spuren der Pferde, welche hier gehalten hatten; ihre Fährte, welcher ich eine kurze Strecke folgte, führte im Thale hinab und wandte sich dann nach Osten. Es war uns von Vorteil, zu wissen, in welcher Richtung sie weiterging; daher kehrte ich zur

Farm zurück und weckte Quimbo, welcher mir ein Pferd ſatteln mußte.

Ich ſtieg trotz meiner Wunde auf und kehrte zu der Spur zurück, welche ich ſo lange verfolgte, bis ich mir eine feſte Anſicht bilden konnte. In einer Entfernung von vielleicht vier engliſchen Meilen von der Farm auf einer Höhe haltend, ſah ich gegen Morgen zu die jetzt von der Sonne beſchienenen Häupter des Randgebirges ſich erheben, während der Fuß desſelben bis nahe zu mir heran noch in wallenden Nebeln verborgen lag. Dort drüben führte der Kerspaß über die Berge, und da, weiter oben, öffnete der Kleipaß den Weg hinunter in das Land. Eine andere Straße als dieſe beiden gab es nicht, wie allgemein angenommen wurde. Die Spuren führten in gerader Richtung nach dem Kleipaß, und ich war jetzt überzeugt, daß es uns jetzt nicht mehr gelingen werde, Sikukuni zu erreichen. Zwar waren ſeine Pferde infolge der gehabten Anſtrengungen außerordentlich abgetrieben, aber er beſaß Tiere genug, um wechſeln zu können, und ſelbſt wenn wir uns mit friſchen Pferden verſorgen konnten, hatte er jetzt bereits einen zu großen Vorſprung, um ihn einzuholen.

Ich kehrte zurück und hatte nicht mehr weit bis zur Farm, als ich einen Trupp Reiter bemerkte, welcher von ſeitwärts kam und das gleiche Ziel mit mir zu haben ſchien. Auch ich wurde bemerkt. Man hielt an und erwartete mich. Es waren über dreißig kräftige Boersgeſtalten, mit breiten Hüten über den ſonnengebräunten Zügen und mit ſchweren über die kräftigen Schultern hängenden Büchſen.

Ich grüßte und fand freundliche Erwiderung meines Grußes.

„Woher des Weges, Fremder?“ fragte der Anführer.

„Vom Spazieren.“

„Vom Spazieren? So wohnt Ihr hier in der Nähe?“

„Ich bin Gast bei Jan van Helmers.“

„Beim Boer van het Roer? So ſeid Ihr uns doppelt willkommen!“ Er reichte mir die Hand zum zweitenmal und ſchüttelte die meinige mit großer Herzlichkeit. „Ihr ſeid auch Holländer?“

„Nein, wie Ihr an meiner Ausſprache hören werdet. Ich bin ein Deutſcher, doch bitte ich Euch, mich ganz als Holländer zu betrachten.“

„Das ſoll geſchehen, wenn Ihr es wünſcht, und zwar gern, Mynheer! Iſt Neef Jan daheim?“

„Ja. Er hat viel Beſuch bei ſich.“

„Wen?“

„Zunächſt Nachbar Zelmſt, die beiden jungen Hoblyn und Baas Jeremias. Kommen werden heute noch Zingen, Velmar, van Raal, van Hoorſt und noch einige.“

„Iſt's möglich? Da ſind ja alle unſere berühmten Männer beiſammen! Hat man Euch als Deutſchen den Zweck dieſer Zuſammenkunft geſagt?“

„Ja.“

„Dann ſeid Ihr ein ſicherer Kamerad und könnt mir wohl auch ſagen, ob Somi eingetroffen iſt bei Klaarfontein.“

„Er war da.“

„Gewiß?“

„Ich ſelbſt habe mit ihm geſprochen.“

„Ihr habt mit nach den Raafbergen gehen dürfen?“ fragte er erſtaunt.

Ich merkte, daß ich durch dieſen Umſtand bedeutend an Anſehen gewann und antwortete kurz:

„Ich war dort. Kommt, Mynheers; Jan mag euch das Nötige ſelbſt ſagen!“

Ich ritt voran; die andern folgten. Jetzt erſt mochten ſie mich genauer betrachten; der Anführer kam an meine Seite.

„Ihr ſeid verwundet, Mynheer?“

„Ja.“

„Ein Schuß?“

„Nein; der Leopard Jans hatte mich unter ſich.“

„Ah, wirklich? Dann ſeid Ihr unvorſichtig geweſen, denn das Tier iſt ſo gut gezähmt und wird ſo reichlich gefüttert, daß es keinem Freunde des Hauſes ein Leid thut. Wißt Ihr, wie Neef Jan zu dieſer gefährlichen Katze gekommen iſt?“

„Nein.“

„Es war vor fünf Jahren, und er zählte damals alſo ſiebzehn, als er nordwärts in die Berge ging, um nach Schiefer für ſein Dach zu ſuchen. Ein Regen trieb ihn in einen Felſenſpalt, welcher, nach oben zu, ſich eng und höhlenartig in das Geſtein hineinzog. Er hatte eben Platz genommen, als er weiter hinten ein katzenartiges Pfauchen und eine Stimme vernahm, die von einem wilden Tiere herkommen mußte. Er kroch hinter und fand einen jungen Leoparden, welcher ſchon ziemlich groß war und ſich mit Krallen, Zähnen und mit einem durchdringenden Geſchrei gegen jede Berührung verteidigte. Er faßte ihn dennoch beim Genick und ſtand ſchon im Begriffe, ihn vor an das Tageslicht zu bringen, als draußen ein zorniges Schnauben erſcholl und der Eingang der Spalte ſich verdunkelte. Es war die alte Leopardin, welche ſich ſofort unter lautem Brüllen auf ihn warf. Er hatte keine Zeit, ſein Gewehr zu ergreifen oder nach dem Meſſer zu langen; er mußte ſich mit den Händen verteidigen, und dabei kam ihm die Enge des Spaltes ſehr zu ſtatten. Wie er es fertig gebracht hat, das weiß ich nicht; aber

er erwürgte das Tier mit den Fäuſten und trägt noch heute das Fell desſelben als Karoß. Den jungen Leoparden aber brachte er mit heim und zähmte ihn; es iſt derſelbe, der Euch verwundet hat."

„Er ſcheint ihn als Wächter und gelegentlichen Verteidiger der Farm zu benutzen."

„Das iſt bereits zweimal geſchehen und zwar mit tüchtigem Erfolge; nur möchte ich ihm nicht raten, das Tier bei Nacht loszulaſſen, da es dann ſchwer wieder zu bändigen ſein dürfte."

„Das iſt eben geſtern abend geſchehen."

„Geſtern abend? — Hat denn ein Ueberfall ſtattgefunden?"

„Ein ſehr ernſtlicher."

„Durch wen, Mynheer? Ihr ſetzt mich nicht wenig in Schreck und Erſtaunen!"

„Durch Sikukuni."

„Nicht möglich!"

„Sondern wirklich!"

„Sikukuni iſt doch bei den Zulus jenſeits der Berge!"

„Er war hier, und dieſe Spur vor uns iſt die ſeine. Ich kehre eben von ihrer Verfolgung zurück, welche ich unternahm, um zu ſehen, welchen Weg er eingeſchlagen hat. Doch da unten liegt die Farm, wo Ihr Euch alles erzählen laſſen könnt!"

Ich ließ mein Pferd beſſer ausgreifen. Man hatte uns bemerkt und kam uns, als wir in den Hof ritten, entgegen.

„Hallooh, Cumpeer Huyler," rief Jeremias, „das iſt ja eine ganz mächtige Ueberraſchung! Was bringt denn Euch auf das Pferd und zu uns?"

„Die Zulus, wer denn ſonſt! Nehmt das Roer und kommt mit; wir haben von drüben die Botſchaft erhalten,

daß ſich die Kaffern nach dem Kleipaß ziehen, und ſind aufgebrochen, um den Nachbarn drüben Hilfe zu bringen."

„Das iſt ganz recht und ſchön ſo, Cumpeer, doch thut mir den Gefallen, die Zulus nicht eher über den Haufen zu reiten, als bis Ihr hier mit Neef Jan und einigen andern Männern, die heute noch kommen werden, geſprochen habt. Jeder von uns hat ein Pferd und ein Roer, und wir werden ſicher nicht fehlen, wenn man uns braucht. Steigt ab, ihr Leute, und kommt herein!"

Die Pferde wurden den Hottentotten übergeben und die Männer traten in die geräumige Stube. Ich wollte ihnen folgen, wurde aber von Quimbo abgehalten, welcher aus dem Garten kam.

„Mynheer, Boers komm', und Somi komm' von Berg!"

„Haſt du ſie wirklich geſehen?"

„Quimbo ſeh' all' ganz Boers und Somi; auch dick' Pferd von Quimbo bin dabei!"

Ich öffnete das Thor, welches wieder verſchloſſen worden war, und trat hinaus vor die Umfriedung des Hofes. Sie kamen wirklich den Berg herab und begrüßten mich ſchon von weitem, ihre Hüte in die Luft ſchwenkend. Meine Gegenwart ſagte ihnen, daß die Angelegenheiten der Farm nicht mehr ſchlimm ſtehen konnten.

Ihre Ankunft brachte doppeltes Leben auf der Farm hervor; die vorher angekommenen Boers griffen, da die Stube nun zu wenig Raum bot, mit zu, um in den Hof Tiſche heraus zu ſchaffen, an denen bald die ganze Geſellſchaft Platz genommen hatte, um durch herüber und hinüber gehende Fragen und Antworten ſich über die vorgekommenen Ereigniſſe genügend zu unterrichten.

Die Verſammlung von Klaarfontein hatte unterwegs nichts Beſonderes erlebt, war aber um uns und die Farm

in großer Besorgnis gewesen und hatte daher ihren Ritt möglichst zu beschleunigen gesucht. Quimbo, den ich ihnen empfohlen hatte, war vermißt worden, doch hatten sie sich mit einer langen Forschung nach ihm nicht aufhalten wollen. Er mußte jetzt einige Vorwürfe anhören, die er in großer Gemütsruhe entgegennahm. Den gefangenen Engländer hatte man natürlich mitgebracht; er wurde zu Tschemba, dem falschen Makololo, gesteckt, um da das weitere zu erwarten.

Somi aber saß nicht unter uns. Er hatte sich, als er kaum vom Pferde gestiegen war, durch das Thor entfernt. Jetzt kehrte er zurück, ein starkes Bündel Kräuter in der Hand, in denen ich eine Polygaleenart erkannte, die untermischt war mit den Blättern von Erythrina Corallodendron. Er trat mit ihnen zu mir.

„Gut' Deutschland hab' Wund'; Somi hab' gut Kraut für Wund', daß nicht komm' Fieber und heil' schnell zu. Gut', tapfer' Deutschland zeig' Wund', daß Somi verbind'!"

Ich hatte oft mich selbst überzeugt, daß wilde Völkerschaften Pflanzen medizinisch anzuwenden verstehen, von deren außerordentlicher Heilkraft unsere Wissenschaft keine Ahnung hat; war daher sofort bereit, seine Hilfe anzunehmen, und trat mit ihm zur Seite, um mich von ihm von neuem verbinden zu lassen.

Als er die Wunde sah, machte er ein sehr bedenkliches Gesicht.

„Wund' sein bös, sein nicht von schneid' oder stech' und schieß', sondern von wild' Tier; heil' schlecht. Somi darf nicht bloß Kraut, sondern muß erst nehm' Saft von Kraut. Aber Deutschland sein stark; Deutschland werd' hab' viel groß' Schmerz, aber doch nicht Fieber!"

Er zerquetschte die Kräuter und ließ den Saft der-

ſelben in die Wunde fließen; dann legte er die erſteren auf und befeſtigte den Verband wieder.

„Somi wird nehm' all' Tag' Kraut und leg' auf Wund' von Deutſchland," meinte er, als er fertig war.

Ich konnte in ſeinen nicht unſchönen Zügen eine deutliche Zuneigung leſen, die er für mich zu empfinden ſchien. Doch plötzlich nahm ſein Geſicht einen Ausdruck an, den ich beinahe mit dem Namen der Erſtarrung zu bezeichnen vermochte. Die ſchnelle Bewegung ſeiner Hände nach oben drückte die größte Ueberraſchung aus, die man ſich nur denken kann.

„Tſcharga!" rief er dann und ſtürzte nach der Thür, unter welcher Mietje erſchienen war, um nach ihren Gäſten zu ſehen. „Tſcharga!" rief er wieder, als er, die Arme ausbreitend, vor ihr ſtand.

Die Aufmerkſamkeit ſämtlicher Anweſenden lenkte ſich natürlich auf dieſe Scene. Das Mädchen blickte ihn verwundert an, und er ſtand vor ihm in ſichtbarem Entzücken, als gewahre er ein koſtbares Gut, deſſen Beſitz für ihn das höchſte Glück in ſich ſchließe. Da aber ließ er die Arme langſam ſinken und klagte:

„Oh, nein, ſein nicht Tſcharga! Tſcharga ſein alt jetzt, wenn noch leb', und nicht mehr ſo jung und ſchön. Aber warum ſeh' wie Tſcharga, und warum hab' Kett' von Tſcharga hier an Hals?"

„Seid Ihr Somi?" fragte ſie.

„Ja, ich Somi bin!"

Sie ließ die Schlangenzähne in ſichtbar beginnender Bewegung durch die kleinen Finger gleiten und antwortete:

„Die Kette iſt von meiner Mutter."

„Wer iſt Mutter? Wie heiß' Mutter?"

„Ich weiß es nicht. Der Boer van Helmers hat

mich in der Kalahari bei ihr gefunden; sie war tot; die Quelle, an welcher er uns traf, war versiegt, und Mutter hatte verschmachten müssen."

„An Quelle? An Brunnen? Wie heiß' Brunnen?" fragte er schnell hintereinander.

„Es war am Ulwimibrunnen."

„Ulwimi, oh, oh! Wie lang' sein das her? Oh, sag' schnell, sag' rasch! Herz von Somi klopf', daß sonst spring' Herz entzwei!"

„Es war im heißen Sommer und ist jetzt sechzehn Jahre."

„Wie viel Jahr'? Ishumi und tantatu Jahr', zehn und sechs Jahr? Oh, oh, Somi muß flieh' vor Sikukuni; Somi send' schön', lieb' Tscharga nach Ulwimiwasser, und als Somi komm' nach, find' Somi Grab, mach' auf Grab und seh' tot Tscharga, aber nicht Tochter. Tscharga war gut' Weib von Somi, und du sein Tochter von Tscharga und von Somi!"

Er sprach das in der Erregung der höchsten Freude so schnell, daß man es kaum verstehen konnte, schlang dann die Arme um das Mädchen und drückte dasselbe zehnmal, zwanzigmal an sich, ihm dazwischen immer wieder in das erglühende Gesicht blickend und dabei die seligsten Freudenrufe ausstoßend.

„Mein Kind, mein' Tochter, mein gut', schön Kind! Will' du sein mein' Tochter und hab' lieb Vater Somi?"

Sie nickte unter Thränen und schlang die Arme innig um ihn, ohne sich um die Anwesenden zu kümmern, welche mit der lebhaftesten Teilnahme Zeugen dieser Scene waren.

„Wie heiß' Tochter? Oh, sag', sag' schnell, daß Vater kann ruf' Tochter mit Namen!"

„Mietje."

„Mietje? Was heiß' Mietje? Somi nicht weiß und nicht kann gut ſag'. Mietje mag ſag' Holland und Boer, Somi aber ſag' Tſcharga, denn Tochter heiß' wie Mutter!"

Er wandte ſich jetzt zu Jan, welcher mit eigentümlichen Gefühlen dabei geſtanden und jedes Wort gehört hatte.

„Vater von Jan hab' 'funden Tſcharga, und Tſcharga bin Schweſter von Jan?"

„Mietje ſollte meine Frau werden!" antwortete der Gefragte einigermaßen verlegen. Trotz des Vollbewußtſeins ſeiner Raſſe und ſeiner Nationalität mußte er doch unwillkürlich daran denken, daß Somi König der Kaffern werden ſollte.

„Weib von Jan?" fragte Somi überraſcht. „Oh, oh, ſo hab Jan arm Kind ohne Vater lieb?"

„Ja."

„So nehm' Jan Tſcharga! Aber Tſcharga nicht mehr ſein arm' Kind; Vater von Tſcharga ſein König, und Somi hab' viel' — viel' — — —"

Er hielt inne und griff unter das Mäntelchen, welches ſeinen Oberkörper umhüllte. Einen kleinen Gegenſtand hervorbringend, zeigte er denſelben Jan.

„Jan ſeh', was iſt das!"

Der Boer ſtieß einen Ruf des Erſtaunens aus.

„Ein Diamant, ein ſchwarzer Kapdiamant, unter Brüdern fünftauſend Gulden wert! Baas Uys, Ihr ſeid Kenner; ſeht ihn Euch an und ſagt, ob ich recht habe!"

Kees Uys ergriff den Stein, welcher dann von Hand zu Hand ging und die lebhafteſte Bewunderung erregte.

„Es iſt richtig, Neef Jan; der Preis iſt eher höher als niedriger!"

„Stein ſein ſchwarz' Diamant," meinte Somi ſtolz, „und Somi hab' noch viel' ſchwarz' Diamant, mehr klein und mehr groß als hier. Somi hab' 'funden Diamant auf Flucht in Berg' und hab' ſteck' viel Diamant in Erde, wo nicht kann find' ander' Mann. Aber Somi werd' hol' Diamant und geb' Jan, weil Jan hab' lieb arm' Tochter von Kaffer ohne Vater!"

Das war wirklich ein ganz bewundernswertes Ereignis, und es dauerte lange, ehe die Gruppen ſich wieder löſten und das Geſpräch ſich dem früheren Gegenſtande wieder zuwandte. Somi verſchwand mit Jan und Mietje im Innern des Hauſes, um die leidende Mutter von dem Geſchehenen zu benachrichtigen, und die andern beſprachen den Ueberfall des Waffentransportes.

Von dieſem ließ ſich erwarten, daß er unter gehöriger Bedeckung ſtattfinden werde, und daher war die Ankunft Huylers und der Seinen den Boers höchſt willkommen, da wir in ſolcher Anzahl den Engländern jedenfalls gewachſen waren. Bis zum Attersberge hatten wir über einen Tag zu reiten, und da der in dem Briefe angegebene Zeitpunkt auf übermorgen fiel, ſo beſchloſſen wir, bereits heute gegen Abend aufzubrechen. Unſere Pferde freilich befanden ſich in einem ſehr angegriffenen Zuſtande; daher ſollten friſche Tiere von den benachbarten Farmen requiriert werden, zu welchem Zwecke ſich einige der Begleiter Huylers dorthin auf den Weg machten.

Bis zu ihrer Rückkehr, welche bereits nach einigen Stunden erfolgte, wurden die Spuren des geſtrigen Kampfes vertilgt, und dann ließen die Boers Tſchemba vorführen, um über ihn zu Gerichte zu ſitzen.

Der Kaffer mochte ſich allerdings nicht wenig wundern, ſo viel Boers hier beiſammen zu finden, und machte ein ziemlich mutloſes Geſicht, als er vernahm, was man mit

ihm vorhabe. Er wiederholte seine bereits mir gemachten Aussagen; über die weiteren Pläne Sikukunis vermochte er keine Auskunft zu geben, und da seine Schuld so offen am Tage lag, daß ein Zweifel über dieselbe gar nicht möglich war, so stimmten die meisten der Boers für den augenblicklichen Tod des Verräters. Dem aber widersetzte sich Jan auf das energischeste, und auch ich schloß mich dem Veto an. Tschemba hatte im Auftrage seines Königs gehandelt, dem er sich, besonders bei dem grausamen Charakter desselben, unmöglich widersetzen konnte; ferner hatte er bei seiner Vernehmung durch mich sofort alles gestanden und seinen König blutgierig genannt, während er sich Somi freundlich gesinnt zeigte. Endlich trat auch Mietje hinzu und bat mit ihrem Vater um das Leben des Zulu, und so willigten endlich die Boers unter der Bedingung ein, daß der Kaffer bis zu ihrer Rückkehr gefangen gehalten werde. Er wurde, als ihm dies eröffnet worden war, wieder abgeführt.

Nun ging es an das Rüsten, da unsere Abwesenheit für diesmal von einer längeren Dauer sein mußte. Wir konnten vom Attersberge nicht hierher zurückkehren, sondern beschlossen, den Transport, falls er in unsere Hände fiel, was wir auch sicher hofften, gleich über die Berge zu bringen, wo er uns Gelegenheit gab, die Rüstung des dort sich versammelnden Boersheeres zu vervollständigen und dann ohne weiteres Zaudern über die Zulus herzufallen.

Die Farm war reich genug, uns alle mit genügendem Proviant auszustatten, und als wir aufbrachen, waren wir so gut mit Packpferden versehen, daß es schien, als ob wir eine Entdeckungsreise in das Innere des afrikanischen Kontinentes beabsichtigten.

Natürlich waren zum Schutze der Farm die nötigen

Vorkehrungen getroffen worden, obgleich ſich als ſicher annehmen ließ, daß eine weitere Bedrohung derſelben nicht ſtattfinden werde. Sikukunis Abſicht, die Zuſammenkunft an Klaarfontein zu ſprengen, war vereitelt und ſein Angriff gegen die Familie van Helmers wiederholt und ſiegreich abgeſchlagen worden; er hatte keine Leute mehr bei ſich, und wenn er einmal hinter den Bergen war, ſo bekam er dort jedenfalls ſo viel zu thun, daß er keine Zeit fand, wieder zurückzukehren.

Es koſtete Somi allerdings Ueberwindung, die wiedergefundene Tochter ſo ſchnell wieder zu verlaſſen, und auch Jan trennte ſich nur ſchwer von ihr und der Mutter, welcher ich die nötigen Medikamente zurückließ. Beide blieben noch eine Weile auf der Farm zurück und erreichten uns erſt, als ein guter Teil der Nacht vergangen war.

Der Ritt verlief ohne ein beſonders bemerkenswertes Ereignis, bis wir am andern Abend beim Ziele anlangten.

Der Attersberg erſtreckte ſeinen langgedehnten Rücken vom Randgebirge weit nach Oſten hin, wo er allmählich auf der Hochebene verläuft. Sein öſtlicher Teil iſt von dichtem Walde beſtanden, während der weſtliche kahl und öde ſich aus einer Höhe von mehreren tauſend Fuß zur Tiefe ſenkt. Zahlreiche Schluchten und Riſſe durchſchneiden ihn in der Richtung nach Süd und Nord, und gewaltige Steinblöcke und Felsſpitzen ragen teils auf den unwirtlichen Hängen empor, teils liegen ſie im finſteren Forſte zwiſchen faulenden Baumleichen, welche von hohem Moos überzogen und von Schlinggewächſen umrankt ſind. Ein ſolches Terrain bietet der Verſtecke genug ſelbſt für eine größere Karawane, und wenn der Transport bereits vor uns angekommen war, was ja recht gut in das Bereich

der Möglichkeit gehörte, so hielt es jedenfalls nicht leicht, ihn zu entdecken. Doch war im Briefe nicht der Ort angegeben, wo Lieutenant Mac Klintok ihn finden sollte, und so ließ sich erwarten, daß ein nicht gar zu sicheres Versteck gewählt worden sei. Waren die Engländer aber noch nicht da, so ließ sich ihr Kommen leicht bemerken, wenn wir uns auf dem Rücken des Berges so postierten, daß wir die westlichen Abhänge desselben und die weiterhin gelegene Hochebene zu überblicken vermochten.

Wir hielten vor der mächtigen Höhe und traten zusammen, um über den Ort zu beraten, an welchem wir lagern wollten. Es dämmerte bereits stark, und da wir nahe dem Neumonde waren, so konnten wir auf den Mondschein nicht rechnen und mußten eine schnelle Entscheidung treffen.

„Wohin?“ fragte van Horst.

„Wir ziehen uns in die nächste beste Schlucht, in welcher wir, ohne gesehen zu werden, ein Feuer anzünden und es uns bequem machen können,“ antwortete Huyler.

„Ein Feuer darf nicht angezündet werden,“ meinte Uys. „Die Engländer könnten uns trotz aller sonstigen Vorsicht bemerken.“

„Was meint Ihr, Mynheer?“ fragte Veelmar, sich zu mir wendend.

Ich antwortete:

„Die Tage sind heiß, aber die Nächte kalt, und ein Feuer würde uns daher nicht unangenehm sein, denke ich. Es läßt sich auf alle Fälle ein Ort finden, wo es brennen kann, ohne bemerkt zu werden. Wir müßten da zum Walde emporsteigen. Da uns aber dabei die Pferde hinderlich sind, so schlage ich vor, sie in eine Schlucht zu plazieren und eine Wache bei ihnen zu lassen, die allerdings auf das Feuer zu verzichten hat. Wenn wir uns

droben im dichten Walde lagern und den Platz vorher sorgfältig absuchen, können wir uns wärmen, ohne eine Entdeckung zu befürchten. Morgen mit dem früheſten reite ich dann mit einem oder zwei von uns hinaus nach der Ebene, um zu ſpähen, ob der Transport bereits eingetroffen iſt."

„Ihr habt recht. Aber die Schlucht?"

„Iſt bereits gefunden, wenn ſie breit und lang genug iſt, um den Tieren genugſam Weide zu bieten. Seht, dort links zieht ſie ſich in den Berg hinein!"

Wir ritten auf dieſelbe zu und gewahrten, daß ſie unſerem Zwecke vollſtändig entſprach. Die Pferde wurden hineingebracht und zwei Mann an ihrem Ausgange poſtiert. Dann ſtiegen wir zu dem Walde empor. Er war in ſeinem unteren Teile zu licht, und wir mußten weit nach oben, ehe er ſo dicht wurde, daß das Gewirr ſeiner Zweige unſer Feuer deckte. Wir fanden einen geeigneten Platz, ſuchten die Umgebung desſelben ab und richteten dann, als wir nichts Verdächtiges gefunden hatten, das Lager her. Das Abendbrot wurde bereitet; einige Wachen ſorgten für die nötige Sicherheit, und dann legten wir uns zur Ruhe.

Ich mochte wohl bereits eine Stunde geſchlafen haben, als ich von einer Hand berührt wurde und ſofort aufwachte. Somi ſtand vor mir.

„Deutſchland, ſteh' auf und komm' mit Somi!"

Ich erhob mich, einigermaßen verwundert über dieſe Störung. Er ging mit mir zu Jan, welcher uns zu erwarten ſchien, und ſchritt dann uns beiden voran in den Wald hinein.

„Was ſollen wir?" fragte ich Jan.

„Ich weiß es nicht, Mynheer," antwortete er. „Somi weckte mich und dann Euch; weiter iſt mir nichts bekannt."

Ohne ein Wort der Aufklärung führte uns der Häuptling immer weiter empor und ſchlug dann eine mehr weſtliche Richtung ein, ſo daß wir den freien Berg erreichten und den Wald in den Rücken bekamen. Hier blieb er ſtehen. Er war uns mit einer Sicherheit vorangeſchritten, daß es ſchien, er ſei hier beſſer bekannt, als ſich vorher vermuten ließ.

„Jan hör', und Deutſchland hör'! Jan ſein Sohn von Som'i, und Deutſchland ſein Mynheer groß tapfer und groß Vorſicht. Jan und Deutſchland ſoll wiß' Geheimnis von Somi. Somi flieh' vor Sikukuni und komm in Attersberg; find' da ſchwarz' Diamant, von dem ſag' auch geſtern Boers, und verſteck' Diamant. Jetzt hol' Diamant, und Jan und Deutſchland ſein dabei!"

Das alſo war es! Der verſchwiegene Mann hatte keinen von uns ahnen laſſen, daß das Ziel unſeres Rittes zugleich auch das Verſteck ſeines Reichtums ſei, und der Umſtand, daß er mich neben Jan zur Begleitung aufforderte, gab mir einen neuen und großen Beweis von der Zuneigung, welche ich bereits geſtern beobachtet hatte. Er weidete ſich an unſerm Erſtaunen und fuhr dann fort:

„Somi hab' nehm' bloß wenig Diamant; in Berg ſein noch groß viel mehr Diamant; darum nicht ſoll' wiß' Boers, weil Somi ſchenk' Geheimnis an Jan, der hol' all' Diamant!"

Er führte uns die Höhe beinahe vollends empor und blieb dann vor einem großen Felsblock ſtehen, welcher tief in die Erde eingeſenkt zu ſein ſchien.

„Jan ſein ſtark; Jan heb' Stein!" bedeutete er den Boer.

Dieſer ſtemmte ſich gegen den Felſen und hob eine Seite desſelben empor. Somi griff darunter.

„Stein wieder laß' fall'!“ gebot er dann. „Somi hab' find' Diamant.“

Er richtete ſich empor und zeigte uns ein aus der Haut eines jungen Leguan gefertigtes Säckchen, welches er öffnete, um uns hineingreifen zu laſſen, da es nicht hell genug war, ſeinen Schatz zu erkennen.

„Hier Diamant, ishumi, ilinci, mboxo Stein, zwei mal zehn und acht Diamant. Und nun auch führ' zu Kloof, wo find' Diamant!“

Schon hatte er ſich gewendet, um wieder voranzuſchreiten; da drehte er ſich noch einmal zurück und griff in den Beutel.

„Deutſchland hab' ſchütz' Tſcharga; Somi hab' lieb Deutſchland, ſchenk Deutſchland Diamant hier!“

Ich trat zurück und wehrte ab. Selbſt wenn er den kleinſten der koſtbaren Steine ergriffen hatte, war das Geſchenk ſo reich, daß ich mich ſcheute, es anzunehmen. Der Kaffer wußte wohl, daß dieſe Diamanten einen hohen Wert haben; aber die wirkliche Höhe dieſes Wertes war ihm jedenfalls unbekannt.

„Warum nicht will' nehm' Stein? Somi weiß noch viel Stein, und wenn Deutſchland nicht nehm', ſo werf' Somi Stein fort, daß verlier'. Was Somi woll' ſchenk', das nehm' nicht wieder!“

Bei dieſer Drohung, die er jedenfalls wahr gemacht hätte, war es nicht anders möglich, ich mußte das Geſchenk annehmen.

Meinen Dank abſchneidend, wandte er ſich wieder um, ſchritt der Höhe des Berges zu und ſtieg dann an der andern Seite desſelben langſam hinab. Es ging ſehr weit hinunter, doch war der Kaffer ſo mit dem Wege vertraut, daß wir alle Hinderniſſe unſchwer überwanden.

Da war es mir, als ob ich einen brenzlichen Geruch verspürte. Ich blieb stehen und sog die Luft prüfend ein. Ich hatte mich nicht getäuscht.

„Halt!“ gebot ich. „Unter uns muß ein Feuer brennen.“

Die beiden andern fanden meine Wahrnehmung bestätigt; es war notwendig, jetzt beim Abwärtssteigen die größte Vorsicht anzuwenden. Wir brauchten nicht sehr weit zu gehen, um nun auch den Schein eines Feuers zu bemerken, welches aus der Kloof, die Somi zum Ziele gedient hatte, emporleuchtete. Der Häuptling blieb stehen.

„Das sein Kloof, wo Stein sind'! Wer sein in Kloof? Nehm' wohl weg all' Diamant!“

„Wir werden ja sehen, wer es ist,“ antwortete ich. „Kommt vollends bis zum Rande der Schlucht, und vermeidet jedes Geräusch!“

Wir stiegen vollends hinab und befanden uns am Rande einer engen und nicht zu tiefen Schlucht, welche sich einige hundert Schritte weit in den Berg hineinzog und dann an einem jähen Felsensturze endete. Ich legte mich auf den Boden und streckte den Kopf über den Rand hervor, um in die Kloof zu blicken. Jan und Somi folgten meinem Beispiele.

Unten saßen um ein Feuer sechzehn Zulus und bei ihnen drei Weiße, von denen einer ganz genau dieselbe Kleidung trug wie Sir Hilbert Grey, während diejenige der beiden andern in ihnen englische Offiziere vermuten ließ. Sie befanden sich kaum zwanzig Fuß unter uns, so daß ich das Gespräch der drei Männer deutlich zu vernehmen vermochte.

„Dieser Grey scheint kein zuverlässiger Mann zu sein,“ hörte ich sagen. „Er hätte bereits vor drei Tagen im Lager sein müssen.“

„Wir wissen das," antwortete der mit der Rhinoceroshaube. „Doch mußte unsere Post im Duplikat abgesendet werden, und wir hatten keinen andern als diesen Sir Gilbert, der in seinem ganzen Leben keinen einzigen klugen Augenblick gehabt hat. Mein Weg war der kürzere, aber auch der gefährlichere, und es mußte Sorge getragen werden, daß, wenn ich den Boers in die Hände fiel, Ihr dennoch die Benachrichtigung erhieltet, Lieutenant. Uebrigens wurde Grey nicht vollständig eingeweiht, und das mag wohl der Grund sein, daß er sich nicht genugsam gesputet hat."

Ich war erstaunt über die Enthüllung, welche in dieser kurzen Rede lag. Also das Handlungshaus, welches den Transport zu liefern hatte, war so vorsichtig gewesen, zwei Botschafter abzusenden, von denen nur der eine in unsere Hände gefallen war. Infolge dieses Verfahrens war Lieutenant Klintok dennoch benachrichtigt worden und befand sich hier in der Kloof, um mit seinen sechzehn Kaffern die Sendung in Empfang zu nehmen.

Somi lag neben mir und flüsterte jetzt:

„Zulu und England bloß hier lager', aber nichts weiß von Diamant!"

Seine frühere Befürchtung zeigte sich allerdings als unbegründet, desto gefährlicher aber war die Anwesenheit dieser Leute für unser gemeinschaftliches Unternehmen. Sollte dieses gelingen, so mußten die Männer da unten in der Kloof unschädlich gemacht werden. Doch wie bei jedem Unfall sich irgend ein glücklicher Umstand geltend zu machen pflegt, so vernahm ich auch hier bald Worte, welche für unsere weiteren Absichten von ungemeinem Vorteile sein mußten.

„Also über den Kerspaß bringen wir die Waffen?" fragte der Bote.

„Ja," antwortete der Lieutenant Mac Klintok. „Dort erwartet uns zur größeren Sicherheit ein bedeutendes Detachement Kaffern, da sich annehmen läßt, daß diese holländischen Bauern in den Besitz des Passes zu kommen suchen werden."

„Und der Kleipaß?"

„Ist wohl auch bereits besetzt, doch nicht so stark wie der Kerspaß. Der erstere ist enger, macht mehr Windungen und ist leichter zu verteidigen. Uebrigens handelt es sich dort nicht um eine so außerordentlich wichtige Zufuhr, sondern bloß darum, etwaige einzelne Zuzüge von hier hinüber zurückzuweisen."

„Ich denke nur," meinte der andere Engländer, daß wir uns einer bereits verfehlten Sache angenommen haben."

„Inwiefern?"

„Es stehen zwar beinahe zwölftausend Zulus einem Boersheere, welches höchstens dreitausend Männer zählt, entgegen; aber diese Boers sind Feinde, welche man ja nicht unterschätzen darf. Ihre Taktik ist stets eine sehr vorzügliche gewesen, und was den Kampf betrifft, so verstehen sie es, ihre Roers zu gebrauchen, und im Nahekampf nimmt es jeder dieser Holländer mit vier, fünf Kaffern auf."

„Pshaw!"

„Pshaw? Ich bitte dich, Kamerad, denke nur an diesen Boer van het Roer, der im letzten Kampfe ganz allein auf einem von den feindlichen Waffen unerreichbaren Felsen stand, mit seinen Kugeln Gegner um Gegner niederstreckte, dann mitten in den dichten Haufen derselben hineinsprang und unter ihnen wütete, wie ein rasender Roland. Wie viele Feinde rechnest du wohl auf ihn?"

„Einige mehr als auf jeden andern, das iſt wahr; nur darf er nicht etwa mir oder dir gegenüberſtehen, ſonſt würde wenig Federleſens mit ihm gemacht werden! Uebrigens iſt unſer Plan ein ſo ausgezeichneter, daß die Boers verloren ſind, ehe noch der erſte Schuß fällt."

„Du meinſt die Falle im Groote-Kloof?"

„Ja. Du weißt, daß ich es durchforſchen mußte und dabei die Entdeckung machte, daß ſich kein Ort ſo gut zu einer Rieſenfalle eigne, wie dieſes Groote-Kloof, welches ſeinen Namen eigentlich mit Unrecht führt, denn es iſt keine Schlucht, ſondern ein mächtiger Thalkeſſel, der ringsum von hohen, ſteilen Felswänden eingefaßt iſt und nur einen einzigen Zugang zu haben ſcheint. Ich aber forſchte ſo lange, bis ich einen Aufſtieg nach der Höhe fand, der außerordentlich ſchwer zu bemerken und ſehr leicht zu verteidigen iſt. Der hintere Teil des Keſſels iſt bis hinauf zur Höhe mit dichtem, baumartigem Farn beſtanden, welcher die Wand unerſteiglich erſcheinen läßt, während man, in das Dickicht eindringend, bemerkt, daß ſich der Felſen ſtufenartig erhebt und ein, wenn auch ſchwieriges Emporkommen geſtattet. Jenſeits gelangt man dann leicht wieder von der Höhe herab. Die Zulus ſtehen am Kerspaſſe, und die Groote-Kloof befindet ſich in der Nähe des Kleipaſſes. Sobald wir von den Holländern angegriffen werden, laſſen wir uns ſcheinbar ſchlagen und ziehen uns flüchtig nach dem erſteren hin. Während nun unſere Hauptmacht ſich hinter uns in das Thal des Zwarten-Rivier verſteckt, zieht ſich eine Truppe, welche der Feind für das vollſtändige Heer halten muß, in die Groote-Kloof, ſteigt hinten aus derſelben empor und beſetzt den Aufſtieg. Der Feind iſt ihr gefolgt, befindet ſich im Keſſel, deſſen Eingang ſofort von dem herbeieilenden Zuluheere beſetzt

wird, und muß ſich ergeben, ohne einen einzigen Schuß gethan zu haben, wenn er nicht verhungern und verdurſten will."

„Der Plan iſt ſehr kompliziert und abenteuerlich. Es kann bei ſeiner Ausführung leicht ein Umſtand eintreten, welcher uns verderblich wird. Wenn die Boers unſere Abſicht merken und uns am Zwarten-Rivier einſchließen, ſind wir verloren."

„Sie werden nichts merken, denn der Plan iſt Geheimnis zwiſchen uns und Sikukuni; kein Menſch weiß ſonſt von ihm."

„Und wenn uns die Holländer die Unklugheit, uns in der Kloof einſchließen zu laſſen, nicht zutrauen und eine Falle wittern?"

„Unmöglich! Sie wiſſen, daß ſie mit einem ſtrategiſch unwiſſenden Feinde zu kämpfen haben."

„Ebenſo aber wiſſen ſie auch, daß Sikukuni bei den Kaffern nicht mehr beliebt iſt. Wir hören ja ſogar, daß die Boers Somi ſuchen, um ihn zum König zu machen. Ich fürchte, die Zulus werden den tyranniſchen Sikukuni gern verlaſſen, um einen weniger blutdürſtigen König zu bekommen!"

„Das iſt ein vom Feinde erfundenes Gerücht, welches den Zweck hat, Zwietracht und Inſubordination in unſerm Heere hervorzubringen. Es wird ihnen nicht gelingen, denn Somi iſt ſo gewiß verſchollen, wie dieſes Stück Fleiſch verſchwinden wird."

Er nahm die Hammelkeule, welche über dem Feuer briet, herab und ſchnitt ſich eine Portion herunter, die er zu verzehren begann. Ich hatte genug gehört und erhob mich.

„Kommt; wir müſſen ſo ſchnell wie möglich zu unſerem Lager zurückkehren!" flüſterte ich.

„Habt Ihr alles verſtanden, Mynheer?“ fragte Jan, ebenſo wie ich von dem Gehörten überraſcht.

„Alles!“ nickte ich und winkte Somi, wieder voran zu ſteigen.

Die Wichtigkeit der Nachricht, welche wir zu überbringen hatten, trieb uns ſo ſchnell vorwärts, wie es das Terrain geſtattete. Das Lager wurde raſch erreicht, und bei unſerm lauten Zurufe erhoben ſich alle, um den Grund der Störung zu vernehmen. Alle griffen ſofort zu den Waffen. Mit Somi an der Spitze, begaben wir uns in einer langen, ſchweigſamen Linie zurück nach der Schlucht. Das Gehörte war von ſolchem Intereſſe für die Boers, daß es keinem einfiel, uns nach dem urſprünglichen Grunde unſerer Entfernung vom Lagerfeuer zu fragen.

Am Ziele angelangt, poſtierten ſich die Boers zu beiden Seiten der Schlucht, während ich mit Jan und Somi nach dem Eingange derſelben ſchlich. Dort weideten drei Pferde; ſie gehörten jedenfalls den Engländern, weil ja die Kaffern den Marſch zu Fuße gemacht hatten. Wir hätten den Ueberfall ſofort unternehmen können, aber einerſeits ſträubte ſich unſer Gefühl, einen ſchlafenden Feind zu töten, und andererſeits gelüſtete es uns, den ſelbſtgefälligen Briten zu einem kleinen Dementi zu verhelfen.

Sowohl ſie als auch die Kaffern hatten ſich zur Ruhe gelegt und ſich dabei ſo ſicher gefühlt, daß nicht einmal eine Wache ausgeſtellt worden war. Wir ſchritten auf der Sohle der Kluft dem Feuer zu. Einer der Zulus erhob ſich und ſtieß einen lauten Ruf aus, worauf ſich die andern ſofort empor richteten und zu den Waffen griffen. Die Engländer hatten ſich etwas abſeits von den Kaffern gelagert. Ich trat zu ihnen und grüßte.

„Good evening, Lieutenant Klintok! Darf man Euch ein wenig ſtören?“

Auch er hatte zu der Büchſe gegriffen und ſtand in einer Haltung vor mir, der man die Ungewißheit anmerkte, ob er uns als Freunde oder Feinde behandeln ſolle.

„Ihr kennt mich? Wer ſeid Ihr? Wo kommt Ihr her, und was wollt Ihr hier?“

„Das iſt faſt zu viel auf einmal gefragt, Sir! Ich komme, um Euch von einem gewiſſen Sir Gilbert Grey zu grüßen.“

„Von Grey?“ fragte er ſchnell. „Wo iſt er?“

„Er iſt Gefangener der Boers und befindet ſich in guten Händen.“

„Gefangen? Und Ihr kommt von ihm? So gehört Ihr zu den Holländern?“

„Ein wenig, Sir; ich ſelbſt hatte ja das Vergnügen, mich ſeiner Perſon zu bemächtigen.“

Sofort ſtellte er ſich mit den beiden andern ſo, daß uns der Rückweg abgeſchnitten war.

„Dann nehme ich euch gefangen!“

„Dagegen haben wir nicht das geringſte, denn ſo können wir am leichteſten ſehen, auf welch ehrenhafte Weiſe von Euch der Vertrag gehalten wird, die Kaffern nicht mit Waffen zu unterſtützen.“

Er horchte auf.

„Ihr faſelt,“ antwortete er. „Legt eure Gewehre ab!“

„Das können wir thun, wenn es Euch Vergnügen macht!“ Ich legte meine Büchſe, die ich wegen meiner Verwundung doch nur ſchwer gebrauchen konnte, zur Erde. Jan und Somi thaten das Gleiche. „Ihr macht uns dafür vielleicht das Vergnügen, Euch nach der Groote-Kloof begleiten und die Boers in der Mauſefalle ſehen zu können!“

„Ihr habt gehorcht!“ rief er drohend, indem er einen Schritt näher trat.

„Natürlich! Wir mußten doch wiſſen, wer die Leute ſind, denen wir unſern Beſuch machen wollten. Ich hatte Euch etwas zu bringen und wollte ſehen, ob ich den Adreſſaten richtig gefunden hätte.“

„Was?“

„Dieſe drei Papiere, die wir bei Eurem Sir Gilbert Grey gefunden haben.“

Ich griff in die Taſche und reichte ſie ihm entgegen.

„Ihr habt ſie geleſen?“

„Allerdings. Die Abfaſſung des Briefes iſt nicht ſehr geiſtreich. Will vielleicht der Verfaſſer Patent auf ſeine Erfindung nehmen?“

„Schweigt, Mann! Ich ſehe noch Meſſer und Piſtole bei Euch. Legt vollends ab!“

„Auch das thun wir vielleicht; doch erlaubt vorher, Euch meine Begleiter vorzuſtellen! Dieſer junge Mynheer, der beinahe noch einmal ſo lang iſt als Ihr, wird von uns der Boer van het Roer genannt, und —“

„Jan van Helmers!“ rief er erſtaunt.

„Ja, mit dem Ihr wenig Federleſens machen wollt. Und dieſer Mann hier iſt nicht ſo ſicher verſchollen, wie Euer Keulenſtück verſchwunden iſt. Sein Name lautet Somi.“

„Somi!“

„Ja, der neue Zulukönig, wenn Ihr es erlaubt!“

Der Lieutenant ſchien vollſtändig verblüfft zu ſein. Er konnte ſich jedenfalls die unbeſorgte Art und Weiſe, in welcher wir drei inmitten eines ſo überzähligen Feindes erſchienen, nicht erklären. Doch faßte er ſich bald und befahl den Kaffern:

„Bindet ſie!“

„Oho, Sir Mac Klintok! Ihr ſeid gewiß noch ſehr unerfahren, ſonſt könntet Ihr Euch leicht denken, daß wir nicht ohne den nötigen Schutz an Eurem Feuer erſcheinen!“

Ich wollte ihn faſſen, trotzdem ich nur den einen Arm ſchmerzlos gebrauchen konnte, kam aber zu ſpät, denn Jan ergriff noch vor mir zugleich ihn und ſeinen Kameraden bei der Bruſt, legte ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt nebeneinander zur Erde, und preßte ihnen mit ſeinen gewaltigen Fäuſten die Lungen ſo zuſammen, daß ſie ſich nicht zu rühren vermochten. In demſelben Augenblick hatte auch Somi den dritten niedergeriſſen, und von oben krachten wie in einem einzigen Schuſſe alle Büchſen, daß das Echo von den benachbarten Höhen donnernd wiederhallte. Im nächſten Momente erfolgte eine nochmalige Salve, und ohne daß ich mich umzuſehen brauchte, wußte ich, daß jetzt keiner der Kaffern mehr am Leben ſei.

Eine einzige Minute hatte hingereicht, die Situation vollſtändig umzudrehen. Die Kluft füllte ſich mit den Boers, und nun wurde mit den Engländern das gethan, was ſie mit uns hatten vornehmen wollen: ſie wurden, da ſie ſich trotz aller Erfolgloſigkeit zu wehren verſuchten, gebunden. Für den Reſt der Nacht nahmen wir an ihrer Stelle an dem Feuer Platz.

Da wir jetzt ſicher wußten, daß der Transport noch nicht angekommen ſei, war ein Ausſpähen unnötig. Als der Morgen graute, legten wir die Leichen zuſammen und bedeckten ſie mit Strauchwerk und Steinen, und da wir vom Ausgange der Schlucht den ganzen Weſten überblicken konnten, ſo beſchloſſen wir, hier zu bleiben, und ließen unſere Pferde von der andern Seite des Berges herüberkommen.

Es war Somi anzuſehen, daß er mit dieſer Anordnung nichts weniger als zufrieden war; er mochte eine Entdeckung ſeines Geheimniſſes befürchten, doch waren die Boers zu ſehr mit ihren kriegeriſchen Angelegenheiten beſchäftigt, als daß ſie ſich beſonders mit geologiſchen Betrachtungen hätten befaſſen können. Der Häuptling benutzte die jetzige Muße, mir Kräuter für meine Wunde zu ſuchen, und wirklich blieb ich in der Folge von jedem Fieber frei, und die tiefen Krallenriſſe heilten wider Erwarten ſchnell und gut.

Quimbo hatte ſchon während unſers Marſches durch ſein gedrücktes, einſilbiges Weſen meine Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt. Als er jetzt ſtill in meiner Nähe ſaß, fragte ich ihn, was ihm fehle.

„Quimbo bin traurig," antwortete er. „Quimbo werd' nicht mehr lach' und ſing'."

„Warum?"

„Quimbo bin bös, bin zornig auf Jan, ſehr viel groß' Rach' und Zorn!"

„Was hat dir denn der gute Jan gethan?"

„Jan gut? Oh, oh, Mynheer, Jan bin ſchlecht, bin ſchlimm! Jan nehm' Quimbo Mietje; Quimbo hör' all', was Somi ſag' und was Jan ſag'. Mietje bin Tochter von Somi und werd' nicht Frau von Quimbo, ſondern Frau von bös' ſchlecht' Jan. Oh, oh!"

Er fuhr ſich zornig mit allen zehn Fingern in die Friſur. Als er aber deren verwüſteten Zuſtand fühlte, erhielt ſein Gedankengang eine neue Richtung.

„Mietje nicht will ſein Frau von Quimbo, weil Quimbo nicht mehr bin ſchön! Strauß hab' nehm' Quimbo ſchön' Haar, aber Jan hat doch noch viel mehr nicht ſchön Haar. Oh, oh, Haar von Quimbo wachs wieder, und dann wein' Mietje, daß nicht worden iſt Frau von

Quimbo. Und dann lach' Quimbo aus Mietje und nehm' ein ander gut' ſchön' Frau!"

Ich mußte ihn ſeinen tragikomiſchen Rachegedanken überlaſſen, da meine Aufmerkſamkeit auf einen dunklen Punkt gelenkt wurde, welcher draußen auf der Ebene ſichtbar zu werden begann. Ich ſtieg etwas höher empor und nahm mein Doppelglas zur Hand. Mit Hilfe desſelben gewahrte ich eine lange Schlange von Reitern und Wagen, welche ſich dem Berge näherten. Die durch mich aufmerkſam gemachten Boers ließen das Glas von Hand zu Hand gehen und erkannten den erwarteten Transport. Eine kurze Beratung führte zu dem Ergebniſſe, daß wir unſichtbar bleiben wollten, bis die Karawane ſich einen Halteplatz ausgeſucht habe.

Wir begaben uns in die Schlucht zurück und beobachteten den Zug von hier aus im Verborgenen. Er näherte ſich höchſt langſam, da die ſehr ſchwerfälligen Karren mit Ochſen beſpannt waren, die übrigens von der langen und beſchwerlichen Reiſe ſehr angegriffen zu ſein ſchienen.

Erſt gegen Mittag erreichten die Erwarteten den Fuß des Berges und zogen, ohne eine beſondere Deckung zu ſuchen, mit den Wagen einen Kreis, innerhalb deſſen die Reiter und Ochſentreiber Platz nahmen.

„Jetzt iſt's Zeit!" meinte Jan. „Wir reiten hinab, brechen in die Wagenburg ein und ſchießen alles nieder!"

Ich wehrte ab.

„Dann liefen wir Gefahr, uns in die Luft zu ſprengen; wie leicht könnte ſich das Pulver während des Kampfes durch einen Schuß entzünden! Es iſt eine große Unvorſichtigkeit von dieſen Leuten, ſich ſo in die Nähe der gefährlichen Wagen zu lagern. Um dies zu thun, muß ſicher jede Art von Feuer und natürlich auch das

Tabakrauchen bei ihnen verboten sein. Uebrigens könnten wir zu Pferde wohl schwerlich in die Wagenburg eindringen, und dann dürften wir nur die Messer gebrauchen."

Da drängte sich Quimbo durch die Boers zu mir heran.

„Mynheer nicht weiß, wie mach', aber Quimbo weiß!"

„Nun?"

„Quimbo geh zu Reiter und sag', Quimbo bin Zulu; dann bring Reiter zu Boers!"

„Das geht nicht, denn — — —"

„Das geh', Mynheer; Quimbo gleich werd' zeig'!"

Ehe wir ihn halten konnten, schlüpfte er zwischen uns hindurch und sprang den Berg hinab. Wir erschraken natürlich über das eigenmächtige Verhalten des Kaffern, der unsere Zurufe nicht beachtete und bald so weit entfernt war, daß er uns gar nicht mehr hören konnte. Sein Unternehmen gab nur dann Hoffnung auf Erfolg, wenn er klug genug war, sich für eine ausgestellte Schildwache auszugeben und dabei zu behaupten, daß der Zug von den Seinen noch gar nicht bemerkt worden sei. Wir konnten uns nicht über die Mittel einigen, allen schlimmen Eventualitäten zuvorzukommen, und so erreichte Quimbo die Wagenburg, noch ehe wir einen bestimmten Entschluß gefaßt hatten.

Jetzt blieb uns nichts anderes übrig, als das Kommende ruhig abzuwarten. Was innerhalb des Wagenkranzes vorging, konnten wir nicht sehen; bald aber öffnete sich derselbe, und wir bemerkten zu unserer Freude, daß sämtliche Reiter den Platz verließen, um dem verwegenen Kaffer zu folgen, der, wie es schien, sie gradewegs zu uns führte. Nach einer Weile aber sahen wir, daß er nicht am Berge emporstieg, sondern sich am Fuße

desselben hielt. Auf diese Weise kamen die Reiter unter uns vorüber und verschwanden hinter den Büschen der Berglehne.

Ich atmete auf.

„Quimbo ist klüger, als ich gedacht habe," meinte van Hoorst, „und der Anführer dieser Leute ist dümmer als unser Kaffer. Ein kluger Offizier hätte die Erwarteten zu sich herabkommen lassen, wenigstens wäre er dem fremden Menschen nicht mit seinen sämtlichen Mannschaften gefolgt. Wir lassen die Pferde hier und folgen ihnen hinter den Büschen, bis ein Teil von uns an ihnen vorüber ist. Dann haben wir sie zwischen zwei Feuern, und ich will den von ihnen sehen, der uns entkommt. Bleibt Ihr hier bei den Pferden, Mynheer," wandte er sich zu mir. „Ihr seid der einzige unter uns, welcher verwundet ist, und bessern Händen können wir unsere drei Gefangenen nicht anvertrauen!"

Ich sträubte mich gegen diesen Beschluß; da aber alle andern demselben beistimmten, so mußte ich mich fügen. Bald waren die Boers hinter den Sträuchern verschwunden, und ich befand mich allein mit den Engländern. Diese hatten natürlich seit ihrer Gefangennahme alles beobachtet, und ihre auf mich gerichteten Blicke zeigten deutlich, was in ihnen vorging; doch sprach keiner von ihnen ein Wort, da sie annehmen mußten, daß jeder Versuch, hindernd in unser Vorhaben einzugreifen, erfolglos sein würde.

Erst nach fast einer Viertelstunde vernahm ich einen entfernten, donnerartigen Schall, dem kurz darauf ein zweiter folgte. Der Angriff hatte begonnen. In einer nicht ganz zu besiegenden Unruhe wartete ich weiter. An einem Siege der Boers war nicht zu zweifeln; die fremden Reiter unter ihrem englischen Anführer gehörten

zu einem der Hottentotten-Jägerregimenter zu Pferde, welche man Cape mounted rifles nannte, und waren wenig zu fürchten. Meine Unruhe bezog ſich nur auf Quimbo, welcher ſich jedenfalls in einer nicht ganz ungefährlichen Lage befand, da er leicht das Opfer eines augenblicklichen Racheaktes werden konnte. Doch lange ſollte ich dieſe Sorge nicht zu tragen haben, denn ich ſah ihn als erſten der Zurückkehrenden in raſchem Laufe aus den Büſchen brechen und zu mir emporſpringen.

„Oh, Mynheer hier!“ rief er ſchon von weitem. „Quimbo hab' ſuch' gut' Mynheer und nicht find'; da denk' Quimbo, Mynheer bin ſchieß' tot, bis Uys ſag, wo Mynheer bin!“

„Nun, wie iſt's gegangen?“

„Gut, oh, oh, ganz viel groß gut! Hottentott bin tot, all tot. Als Boers ſchieß', bin Quimbo ſchnell ſpring' in Buſch, weil ſonſt England ſchieß' tot Quimbo. — Nun ſag' Mynheer, ob Quimbo bin dumm oder ob Quimbo mach' gut ſein' Sach'!“

„Du biſt ein ganz geſcheiter Kerl, Quimbo, und wenn wir in die erſte Stadt kommen, ſollſt du dafür einen Ring an deine Naſe erhalten, der beinahe ſo groß iſt, wie hier die Krempe meines Hutes!“

„Ring in Naſe? Oh, oh, Mynheer bin ein groß' viel' gut' Mynheer. Quimbo werd' ſein mit Ring der ſchön beſt' Quimbo auf ganz' Erd'!“

Noch während dieſes Geſpräches ſah ich einen Teil der Boers auf den erbeuteten Pferden zurückkehren und im Galopp nach der Wagenburg ſprengen, während die andern ihnen zu Fuße folgten. Es galt nur noch, ſich der zurückgebliebenen Ochſentreiber zu verſichern, und das war ebenſo leicht wie bald geſchehen.

Dann wurde ich mit den Gefangenen geholt, wonach

es an die Unterſuchung der Wagen ging. Es waren ihrer fünfzehn, jeder von acht ſtarken Ochſen gezogen. Sie enthielten außer allerdings veralteten Gewehren einen großen Vorrat an Blei, Pulver und Patronen.

Wir mußten den müden Zugtieren Ruhe gewähren; ſie wurden getränkt und geweidet, und während dieſer Zeit berieten wir über das, was nun geſchehen ſollte. Nach dem, was ich von den Engländern erlauſcht hatte, ſchien es nicht geraten, den Kerspaß zu erſteigen; der Transport mußte ſeinen Weg über den Kleipaß nehmen. Ferner ſchien es notwendig, das Boersheer jenſeits des Gebirges ſo ſchleunig wie möglich über den heimtückiſchen Plan der Feinde in Kenntnis zu ſetzen, und ſo wurde beſchloſſen, daß einige von uns voranreiten ſollten, dies zu thun. Man wählte Jan, Uys und mich; die beiden erſteren, weil Uys mit ſeinem Adjutanten die Führung der Boers übernehmen ſollte, und mich, weil ich aufrichtig erklärte, daß mir nichts verhaßter ſei, als ein langſames Reiten à la Ochſenſchritt.

Wir brachen ſofort auf. Quimbo blieb natürlich bei mir. Er hatte als Belohnung ſeines Mutes und ſeiner Umſicht eine Flinte erhalten und ritt nun ſo ſtolz hinter uns her wie ein Knappe des Mittelalters, der für ſeine Tapferkeit zum Ritter geſchlagen wurde.

Ich hatte die Päſſe des nordamerikaniſchen Felſengebirges und diejenigen der Cordilleren kennen gelernt; der Kleipaß konnte ſich ihnen an Wildheit der Scenerie vollſtändig zur Seite ſtellen. Zwiſchen ſteilen, himmelanſtrebenden Felſen ritten wir bald bergauf, bald ſteil bergab, und ich mußte geſtehen, daß dieſer beſchwerliche Ritt mich infolge meiner Verwundung mehr angriff, als es ſonſt der Fall geweſen wäre.

Wir hatten die Höhe des Gebirges erreicht, ohne ein

feindliches Weſen zu bemerken, hielten uns aber bei jeder Krümmung des Weges auf einen Angriff gefaßt.

„Werden wir ſtark genug ſein, einen Poſten zu bewältigen?“ fragte ich.

„Je nach Umſtänden,“ antwortete Uys. „Hier muß nicht nur die Zahl der Feinde, ſondern auch das Terrain berückſichtigt werden.“

„Feinde giebt es hier,“ ſagte Jan leiſe, indem er ſein Pferd anhielt und nach einem dunklen Gegenſtande zeigte, welcher an einer Felſenecke, um die ſich der Weg ſcharf bog, am Boden lag. „Bleibt halten! Ich werde rekognoszieren.“

Er ſtieg vom Pferde und ſchritt nach der Ecke, um den Gegenſtand zu betrachten. Dann bog er den Kopf vor, um hinter die Kante zu blicken. Eine Gebärde der Ueberraſchung ſagte mir, daß er etwas Auffälliges bemerke, dann winkte er uns zu ſich heran. Als wir näher kamen, erkannten wir in dem Gegenſtande einen Karoß. Jedenfalls hatte hier eine Wache geſtanden und in der Hitze den Mantel abgelegt.

Hinter der Felſenkante wurde der enge Pfad breiter und bildete zwiſchen der ſenkrecht anſteigenden Steinwand rechts und dem zu einer ſchwarzen Tiefe abfallenden Abgrunde links eine Art Rondell, in deſſen Mitte zwölf Zulus Platz genommen hatten. Ihnen war jedenfalls die Bewachung dieſes wichtigen Poſtens anvertraut, der ſelbſt von einer ſo geringen Zahl gegen ein ganzes Heer verteidigt werden konnte, da der Pfad zu beiden Seiten um eine ſcharfe Felſenkante führte, welche nur einem einzigen Manne Raum bot, auf den Platz zu kommen. Nun hatte gewiß auch an jeder Kante ein Poſten geſtanden, wie ja der Pelzmantel deutlich bewies; aber den beiden Männern war wohl die Zeit zu lang geworden,

und ſo hatten ſie ſich zu den andern begeben, um ſich mit ihnen zu unterhalten.

Jan ſtieg wieder auf ſein Pferd.

„Ich reite voran und ſprenge mitten zwiſchen ihnen hindurch bis zur andern Ecke; Ihr bleibt hier zurück, um keinen fliehen zu laſſen, und Mynheer Uys folgt mir mit Quimbo!“

Ich nickte, ſtieg ab und nahm mein Gewehr zur Hand, welches ich trotz meiner Wunde regieren konnte, weil ich, mich niederkniend, es auf einen kleinen Vorſtein der Kante zu legen vermochte. Kaum hatte ich dieſe Stellung eingenommen, ſo ſprengten die drei Männer vorwärts: Jan mitten unter die Kaffern hinein, wodurch er gleich einige von ihnen kampfunfähig machte. Uys hielt kurz vor ihnen und feuerte zweimal; der tapfere Quimbo that dasſelbe; meine Schüſſe krachten, und diejenigen Jans folgten ihnen; einige Kolbenſchläge vollendeten das Werk: wir waren Herren des Platzes.

Die Leichen wurden in den Abgrund geworfen; dann ſetzten wir unſern Weg fort. Wir waren ihm wohl kaum eine Stunde lang gefolgt, ſo wurden wir durch einen Ruf Quimbos, welcher es ſich nicht nehmen ließ, voranzureiten, aufmerkſam gemacht.

„Oh, oh, wer komm'! Seh' Mynheer dort viel Mann?“

Wirklich tauchte vor uns eine Anzahl von Reitern auf, welche bei unſerm Anblick vorſichtig ſtillhielten. Der vorderſte ſetzte ein Glas an, ſtieß dann einen lauten, freudigen Ruf aus und ſprengte uns, gefolgt von den andern, entgegen.

„Baas Uys!“ rief er von weitem. „Willkommen, willkommen! Ihr werdet da unten mit Sehnſucht erwartet.“

„Neef Welten, Ihr? Was thut denn Ihr hier auf der Höhe?“

„Ich bin geſendet, den Zulus den Paß hier abzunehmen, damit Ihr mit all den andern herüber könnt. Aber Ihr kommt allein! Wo ſind die übrigen, und — iſt die Höhe nicht beſetzt?“

„Sie war's, von einem Dutzend Zulus; aber wir haben unter ihnen aufgeräumt. Die andern kommen nach; ſie bringen einen Wagenzug voll Gewehre und Munition, den wir den Engländern abgenommen haben.“

„Das trifft ſich glücklich! Wir brauchen Pulver und haben keines. Uebrigens fand auch ich weiter unten einen ſtarken Zulupoſten, doch die Leute ſchliefen und wurden niedergemacht. Ihr werdet die Spuren des Kampfes ſehen.“

„Wie ſteht es im Heere?“

„Alles voll Mut und gutem Willen, nur fehlt der Anführer. Macht, daß Ihr hinunterkommt. Die Kaffern ſind wohl an die zwölftauſend Mann ſtark und ſtehen in der Nähe des Kerspaſſes.“

„Sie erwarten dort den Transport, den ich den Engländern weggenommen habe. Wo halten die Boers?“

„Eine halbe Tagereiſe vor ihnen.“

„Und hier am Kleipaß?“

„Nur einige hundert Mann, die wir umgangen haben. Sie halten links von der Mündung des Paſſes in den Bergen und werden Euch nicht bemerken, wenn Ihr ſie zu vermeiden ſucht.“

„Gut. Beſetzt die Höhe! Ich werde die Zulus da unten vertreiben laſſen, und dann ſollt Ihr bald Gutes hören.“

Der Abſchied war ein kurzer; dann ging es wieder abwärts. Am Abend hatten wir den Ausgang des Paſſes

erreicht, bekamen einen Feind weder zu ſehen noch zu hören und ritten die ganze Nacht hindurch, bis wir, nach und nach durch Zuzüge verſtärkt, beim Heere anlangten.

Hier konnte ich bemerken, in welchem Anſehen meine Begleiter ſtanden; ſie wurden mit allgemeinem Jubel empfangen, und auch auf mich fiel ein Teil der ihnen geſpendeten Ehre, deren Abglanz auf dem breiten Geſichte meines guten Quimbo leuchtete.

Uys übernahm ſofort die Führung des Heeres, und die zunächſt von ihm getroffene Maßregel war, eine Abteilung Boers zu entſenden, um die Zulus am Ausgange des Kleipaſſes zu vertreiben. Dann wurde ein vorläufiger Kriegsrat gehalten, bei dem ich nicht zugegen war, aber eine Folge desſelben erſtreckte ſich auch auf meine Perſon. Man hatte beſchloſſen, ein Detachement von zweihundert Boers zu Fuße nach der Groote-Kloof zu ſenden, um dieſelbe noch vor den Zulus in Beſitz zu nehmen, und die Führung dieſer Leute ſollte mir anvertraut werden. Uys fragte mich, ob ich geneigt ſei, das Kommando anzunehmen, und ich ſagte mit Freuden zu. Ich hatte mich in der kurzen Zeit ſo in die Intereſſen der Boers hineingelebt, daß es mir beinahe Bedürfnis war, bei ihnen bis zum Ende des Kampfes auszuharren.

Noch vor meinem Aufbruche entdeckte mir Uys ſeinen Plan. Gleich nach Ankunft der eroberten Karawane ſollte die Munition verteilt werden, dann wollte er die Zulus angreifen, ohne ihren Angriff abzuwarten. Vorher jedoch ſollte das Thal des Zwarten-Rivier beſetzt werden, und das übrige ließ ſich aus dem, was ich bereits wußte, leicht ergänzen. Ich riet ihm noch, den Zulus die Nachricht zugehen zu laſſen, daß ſich Somi bei dem Boersheere befinde und jeden begnadigen wolle, der von Siku-

kuni zu ihm übergehe; dann brach ich mit meinen Zweihundert auf.

Der gute Quimbo nannte mich jetzt nicht anders als Mynheer Oberst, was ich mir aus seinem Munde gern gefallen ließ. Wir fanden die Groote-Kloof ganz so, wie sie Lieutenant Mac Klintok beschrieben hatte, und entdeckten auch den Aufstieg, den ich mit einigen erklomm, um mich von seiner Wegsamkeit zu überzeugen. Von der Höhe aus, wo jeder im voraus seinen Posten angewiesen erhielt, konnte man das Zwarten-Rivier-Thal in zwei Stunden erreichen, ein Umstand, der uns später sehr zu statten kam.

Jetzt konnten wir nichts anderes thun, als warten. Natürlich blieben wir mit der Hauptmacht in Verbindung und erfuhren endlich nach einer vollen Woche, daß der Angriff nun vor sich gehen werde. Die Karawane war mit ihrer Begleitung glücklich angekommen.

Zwei Tage später kehrten die von mir ausgesandten Vorposten zurück und meldeten, daß die Kaffern im Anzuge seien. Sofort wurden die letzten Spuren unserer Anwesenheit verwischt, und wir klommen zwischen den Farnkräutern zur Höhe, wo wir vom Rande des Kessels aus denselben nach allen Seiten mit unsern Kugeln bestreichen konnten.

Nicht lange, so drangen, dem belauschten Plane nach, die Kaffern ein und gingen sogleich gegen den Hintergrund vor. Hier wurden sie von unsern Büchsen empfangen. Wir hatten sie so vor den Rohren, daß von zweihundert Schüssen und noch von zweihundert wohl jeder seinen Mann traf. Sie stutzten nicht, nein, sie waren augenblicklich so entsetzt, daß sie zurückprallten und nach dem Eingange stürzten, wo sie in der gleichen Weise empfangen wurden. Wir hatten Zeit, wieder zu

laden. Die arme, von den Engländern aufgehetzte Schar, welche wohl aus zwei Regimentern zu je fünfzehnhundert Mann beſtand, war dem Tode geweiht. Die engliſchen Offiziere an ihrer Spitze wußten, daß ſie bei der Gefangennahme als Spione behandelt würden, daher baten ſie nicht um Pardon und feuerten die auseinander ſtiebende Truppe vergeblich an, die Höhe zu erſtürmen. Im Verlauf von nicht ganz einer Stunde war die ſchreckliche Arbeit gethan, von welcher die Groote-Kloof noch heute das Kafferngrab genannt wird.

Das Hauptheer hatte ſich nur ſcheinbar nach der Kloof gewandt und war vielmehr, nur eine genügende Anzahl von Boers nach derſelben ſendend, hinter dem Heere der Zulus nach dem Zwarten-Rivier gegangen, deſſen Thal die Zulus beſetzten, ohne zu ahnen, daß es bereits vor ihnen beſetzt worden ſei. So kamen ſie auch hier ganz unerwartet zwiſchen zwei Feuer, und es ſchien ihnen das gleiche Schickſal ihrer Genoſſen in der Kloof bereitet zu ſein.

Aber Sikukuni befand ſich bei ihnen; genug, um wenigſtens ihren Regimentern das Anſehen von disziplinierten Körpern zu erhalten. Trotz ihrer Uebermacht in der Zahl wütete der Tod ſchrecklich in ihren Reihen; ein Rückzug war nicht möglich; ſie mußten ſiegen oder ſich ergeben, und darum wurden ſie von dem wütenden Sikukuni, der jeden Widerwilligen eigenhändig niederſtach, immer wieder von neuem zur Schlachtbank geführt.

Als die Arbeit in der Kloof gethan war, ſtieg ich mit den Meinen, von denen keinem auch nur ein Haar gekrümmt worden war, zur Ebene nieder und traf daſelbſt mit Jan zuſammen, der die Schar kommandiert hatte, welche den Kaffern zur Kloof gefolgt war. Ich ſchloß mich ihm an, und nun ging es im Geſchwind-

marſche nach dem Zwarten-Rivier. Dort ſtand der Kampf noch im vollſten Schrecken.

Wir griffen ſofort in denſelben ein; er beſtand in einem mühevollen und ermüdenden Abſchlachten der gegen uns gehetzten Scharen, und hätte wohl bis in die ſpäte Nacht gewährt, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, welches ſich für Sikukuni von den unglückſeligſten Folgen zeigte.

Eben rückte nämlich ein Regiment Zulus gegen die von Jan und mir befehligte Abteilung an, als plötzlich von da, wo Uys mit ſeinem Stabe hielt, ein Reiter mit wehender Mähne den Angreifern entgegenſprengte. Es war Somi, der es in wirklich königlichem Mute wagte, ſich ihnen ganz allein entgegenzuſtellen. Auf ſeinen Wink hielt das Regiment; er ritt hart an dasſelbe heran und ſprach zu den Leuten. Sein Wagnis gelang. Laut jauchzend ihre Schilde und Speere ſchwenkend, machten ſie, von ihm angeführt, Front gegen die Ihrigen. Das nächſtſtehende Regiment hatte dies geſehen und ſtutzte.

„Schnell vor!“ befahl Jan. „Gebt ihnen eine Salve, daß ſie zur Erkenntnis kommen, was zu thun ſei!“

Unſere Kugeln drangen in ihre Glieder. Bei Sikukuni ſicherer Tod, bei Somi Leben und Rettung — ihre Lanzen und Schilde ſchwingend, gingen auch ſie über.

Sikukuni mußte dies bemerken. In höchſter Wut verließ er ſeinen Platz, ſtellte ſich an die Spitze des nächſten Regiments und ſtürmte heran. Da riß Jan einen von ſeinem Ritte zurückkehrenden Adjutanten vom Pferde und ſprang auf.

„Jetzt wird er mein!“ rief er und ſtürmte von dannen, dem angreifenden Regimente grad' entgegen.

Dasſelbe war nur mit Lanze und Keule bewaffnet. Die Lanzen ſauſten um ihn herum; er achtete es nicht und hielt grad auf Sikukuni zu. Es war eine Recken-

that, bei welcher ſein Leben gegen fünfzehnhundert Leben ſtand. Durfte ich den mir von Uys angewieſenen Platz verlaſſen? Ich fragte nicht, ſondern kommandierte zum Vorgehen, um wenigſtens ſeine Leiche zu retten. Ich hielt im Sturmſchritte mein Auge nur auf ihn gerichtet. Er war bei Sikukuni angelangt und holte mit dem Kolben aus; dieſer parierte den Schlag mit der Keule, die ihm aus der Hand geſchleudert wurde. Im nächſten Augenblick hatte ihn Jan beim hohen Schopfe erfaßt, riß ſein Pferd herum und ſprengte, grad als wir das Regiment erreichten und mit umgekehrten Roers in dasſelbe eindrangen, ihn nach ſich ſchleppend, im ſauſenden Galopp nach dem Halteplatz von Kees Uys. Sikukuni war gefangen.

Die Kunde davon verbreitete ſich im Augenblick über das ganze Zuluheer, welches nun einer Herde ohne Hirten glich. Ein Regiment nach dem andern ging zu Somi über und ſtreckte die Waffen, und noch vor Einbruch der Dunkelheit ſtanden wir als Sieger auf dem Platze, der ſo viel Blut getrunken hatte, daß wir in demſelben förmlich wateten. Die Kolonialpolitik eines großen europäiſchen Staates hatte wieder einmal vielen Tauſenden von Menſchen das Leben gekoſtet.

Am ſpäten Abend ſaßen wir beim hochlodernden Lagerfeuer alle beiſammen, die wir uns drüben jenſeits der Berge kennen gelernt hatten. Der Boer van het Roer war der Held des Tages; er hatte mit einem einzigen verwegenen Griffe Sikukuni ſeine Freiheit und ſein Königreich genommen, dafür aber blutete er aus drei Lanzenwunden, welche ihm kein anderer als Somi ſelbſt verband. — —

Daß die Boers dann den Engländern noch mehrere Schlappen beibrachten, iſt bekannt; der dadurch gerettete Staat wurde „Südafrikaniſche Republik“ genannt.

Später konſtituierten ſich die Boers wirklich als Bataviſch-Afrikaniſche Maatſchappij, welche ſich freilich gegen die heimlichen und offenen Angriffe der Engländer nicht lange zu halten vermochte. Der biedere, kraftvolle Boer wird verſchwinden vom Kaplande, wie es mir Uys bei unſerm erſten Zuſammentreffen geweisſagt hat. —

Wer heute nach Zeeland kommt und in Storkenbeek die Familie van Helmers beſucht, der ſieht in der Wohnſtube rechts und links vom Spiegel zwei Bleiſtiftzeichnungen hängen; und wenn er fragt, wen dieſe beiden Köpfe vorſtellen, ſo wird ihm geantwortet, daß es die Porträts von Jan und Mietje van Helmers ſeien, die ſich verheiratet haben und ſo unendlich reich ſind, daß ſie ſogar einmal ein Etui mit ſechs koſtbaren ſchwarzen Kapdiamanten nach Storkenbeek ſchickten, damit die armen Verwandten durch dieſe Gabe in etwas beſſere Umſtände kommen ſollten. Und auf weiteres Befragen erfährt er, daß ein Mynheer aus Deutſchland, der Offizier van der Gezondhait geweſen ſei und mit Jan eine gewaltige Schlacht gegen die Kaffern mitgemacht habe, der Zeichner dieſer Skizzen war.

Dieſer Mynheer aus Deutſchland hat den geſchenkten Diamant ſpäter in der Kapſtadt verkauft und dadurch die Mittel zu weiteren Reiſen gewonnen. Auf ſeinem Schreibtiſche ſteht noch heute unter andern Raritäten eine Schnupfdoſe, welche einſt Quimbo im Ohrläppchen trug und ihm beim Abſchiede mit den Worten überreichte:

„Lieb' gut' Mynheer will geh' nach heim; Quimbo wein' viel' groß' Thrän', weil Quimbo nicht darf geh' mit Mynheer; aber Quimbo geb' hier Doſ' an Mynheer, damit Mynheer denk' viel an arm' ſchön' tapfer' Quimbo!“ — — —

3.

Er Raml el Helahk.

1. Der Khabir.

Die Sonne hatte ihren Tageslauf faſt ganz vollendet; darum lag ich nach der heutigen glühenden Hitze etwas entfernt von dem Brunnen vollſtändig im Schatten meines Reitkameles, während ſich die andern Mitglieder der Karawane rund um das brackige, ſchlecht ſchmeckende Waſſer niedergelaſſen hatten und den überſchwenglichen Reden meines Chaddam[1]) Kamil lauſchten. Ich konnte jedes Wort verſtehen, welches geſprochen wurde, und hörte mit heimlichem Vergnügen zu, welche Mühe er ſich gab, alle meine unzähligen guten Eigenſchaften in das richtige Licht zu ſtellen.

„Nicht wahr, du heißeſt Aram Ben Sakir und biſt ein reicher Mann?“ fragte er den neben ihm ſitzenden Handelsherrn aus Murſuk. „Wieviel bezahlſt du jedem deiner Begleiter auf dieſer Reiſe für den Tag?“

„Zweihundert Kauris,“ antwortete der Gefragte bereitwilligſt. „Iſt das nicht genug?“

„Für deinen Beſitz, ja; aber mein Sihdi[2]) iſt viel, viel reicher, als du biſt. Er heißt Hadſchi Kara Ben Nemſi, und in den Oaſen ſeines Vaterlandes weiden 1000 Pferde, 5000 Kamele, 10000 Ziegen und 20000 Schafe mit fetten Schwänzen, die ihm gehören. Er giebt

[1]) Diener. [2]) Herr.

mir täglich einen Abu Noqtah[1]), ſo daß ich reicher als du ſein werde, wenn ich von ihm in mein Duar[2]) zurückgekehrt bin. Sag, was biſt du gegen ihn?“

Der Aufſchneider log gewaltig, denn ich zahlte ihm nicht täglich, ſondern wöchentlich einen Mariathereſienthaler; er bekam alſo nach deutſchem Gelde täglich ungefähr 50 Pfennige. Der ſehr reiche Handelsherr antwortete:

„Allah giebt, und Allah nimmt; die Menſchen können nicht alle gleich wohlhabend ſein.“

„Du haſt recht,“ nickte Kamil, „und weil mein Sihdi der Liebling Allahs iſt, hat er viel von ihm bekommen. Ahneſt du vielleicht, wie berühmt der Name Hadſchi Kara Ben Nemſi in allen Ländern und bei allen Völkern der Erde iſt? — Er ſpricht alle viertauſendundfünfzig Sprachen der menſchlichen Zunge, kennt die Namen aller achtzigtauſend Tiere und Pflanzen, heilt alle zehntauſend Krankheiten und ſchießt den Löwen mit einer einzigen Kugel tot. Seine Mutter war die ſchönſte Frau der Welt; die Mutter ſeines Vaters wurde der Inbegriff der Tugenden genannt, und die ſechsunddreißig Frauen, welche er beſitzt, ſind folgſam, lieblich und nach Ambra duftend wie die Blumen des Paradieſes. Er hat die Heere aller Helden beſiegt; vor ſeiner Stimme zittert ſogar der ſchwarze Panther, und wenn, um uns zu überfallen, die räuberiſchen Tuareg kämen, in deren Gebiete wir uns leider jetzt befinden, ſo genügte allein ſeine kleine Flinte, ſie in die Flucht zu treiben. Blicke hin zu ihm! Siehſt du, daß er zwei Gewehre hat, ein großes und ein kleines? Mit dem großen ſchießt er eine ganze Khala[3]) über den Haufen, und mit dem kleinen kann

[1]) Wörtlich: „Vater des Tropfens“ = Mariatheresienthaler.
[2]) Zeltdorf. [3]) Feſtung.

er hunderttausendmal schießen, ohne zu laden; darum wird es eine Bundukije et tikrar[1]) genannt. Fast wünsche ich, daß diese Halunken kämen; dann solltet Ihr sehen — — — "

„Sei still, um Allahs willen!" unterbrach ihn da der Schech el Dschemali[2]) rasch. „Wenn du diese Mörder herbeiwünschest, so kann es dem Schaïtan[3]) leicht einfallen, sie wirklich herbeizuführen, und dann wären wir verloren!"

„Verloren? Wenn mein Sihdi hier ist und auch ich bei Euch bin?" Er hätte in diesem Tone wohl weitergesprochen; da aber deutete der Schech el Dschemali auf die Sonne und sagte:

„Seht, ihr Männer, daß die Sonne den Horizont berührt! Das ist die Stunde des Abendgebetes. Gebt Allah Preis, Lob und Ehre!"

Sie sprangen alle auf, tauchten ihre Hände in das Wasser, knieten dann, mit dem Gesichte nach der Richtung von Mekka gewendet, nieder und beteten unter den vorgeschriebenen Verbeugungen und Handbewegungen dem alten Schech die heilige Fatcha nach.

Auch ich kniete währenddem im Sande und verrichtete mein christliches Abendgebet, natürlich ohne ihre Bewegungen nachzuahmen, denn ich hatte ihnen nicht verschwiegen, daß ich kein Muhammedaner sei. Ich war gestern, gleich nachdem ich mit meinem Kamil ihre Handelskarawane eingeholt hatte, so aufrichtig gewesen, ihnen das zu sagen, und sie hatten das nicht für einen Grund genommen, mir die Erlaubnis, mich ihnen anzuschließen, zu verweigern.

---

[1]) „Flinte der Wiederholung" = Repetiergewehr.
[2]) Anführer der Karawane.
[3]) Teufel.

Als das Gebet zu Ende war und wir uns von den Knieen erhoben hatten, ſahen wir von Norden her einen einzelnen Kamelreiter kommen. Sein Hedſchihn[1]) war ein vorzüglicher Schnellläufer, und ſeine Waffen beſtanden aus einer langen, arabiſchen Flinte und zwei Meſſern, die er an Armbändern an ſeinen Handgelenken hängen hatte. Dieſe Art, die Meſſer zu tragen, iſt für den Gegner ſehr gefährlich: man umarmt ihn und ſticht ihm dabei die beiden Klingen von hinten in den Rücken.

„Sallam!“ grüßte er, bei uns angekommen, indem er, ohne ſein Kamel niederknieen zu laſſen, aus dem Sattel ſprang. „Erlaubt mir, hier mein Hedſchihn zu tränken und euch vor den Feinden zu warnen, denen ihr entgegengeht!“

Er war in einen langen, weißen Burnus gehüllt, unter deſſen Kapuze ſein dunkles, ſtark eingefettetes Haar hervorquoll. Groß und kräftig gebaut, hatte er ein ovales, volles Geſicht mit einer Abplattung in der Gegend der Backenknochen, eine kurze, faſt ſtumpfe Naſe, kleine Augen und ein rundes Kinn. Hätte er das Litham getragen, einen Geſichtsſchleier, der nur die Augen frei läßt, ſo wäre ich überzeugt geweſen, einen Targi[2]) vor mir zu haben.

„Du biſt uns willkommen,“ antwortete der alte Schech, als das Tier des Ankömmlings von ſelbſt zum Waſſer lief, um zu trinken. „Wen aber meinſt du, indem du von Feinden redeſt?“

„Die Imoſcharh,“ antwortete der Gefragte.

Dieſes Wort iſt gleichbedeutend mit Tuareg. Des letzteren Wortes bedienen ſich nur die Araber, während

---

[1]) Reitkamel.

[2]) Einzahl von Tuareg.

die Angehörigen des betreffenden räuberiſchen Volkes ſich nie anders denn als Imoſcharh bezeichnen.

„Du meinſt die Tuareg? Befinden ſich welche auf unſerm Wege?“

„Nicht nur welche, ſondern ſehr viele und zwar in der Oaſe Seghedem.“

„Allah! Dorthin wollten wir in dieſer Nacht reiten!“

„Das könnt ihr nicht. Wir waren eine Karawane von über dreißig Männern mit achtzig Kamelen. Wir kamen vom Bir Iſhaya und hielten uns für ſicher; kaum aber hatten wir Seghedem erreicht, ſo wurden wir von den Imoſcharh, welche ſich dort verſteckt hielten, überfallen und trotz der tapferſten Gegenwehr niedergemetzelt. Ich bin der einzige, der entkommen iſt.“

„Ja waili!“ rief der Alte betroffen aus. „Dieſe Hunde hat uns der Schaïtan in den Weg geführt! Sie werden in Seghedem liegen bleiben. Was thun wir da? Sollen wir hier warten, bis ſie fort ſind, hier am Bir[1]) Ikbar, deſſen Waſſer für Menſchen kaum zu genießen iſt und für unſere Tiere kaum noch einen Tag ausreichen würde?“

Er ſah ſich ratlos im Kreiſe um. Abram Ben Sakir, der Handelsherr, machte ein bedenkliches Geſicht und fragte:

„Können wir die Oaſe Seghedem nicht umgehen?“

„Nein,“ antwortete der Schech. „Nach Oſten iſt das unmöglich, denn der nächſte Brunnen dorthin liegt drei volle Tagereiſen von hier im Gebiete der Tibbu, und der Umweg nach Weſten würde uns in die Berge der Magarat ess ßuchur[2]) führen, durch welche ich den Weg nicht kenne.“

[1]) Brunnen.

[2]) Felſengrotten.

„Aber ich kenne ihn," ſagte der neu Angekommene.

„Du?" fragte der Schech erſtaunt. „Da wäreſt du ja ein Khabir[1]), der dieſe Gegend weit beſſer kennt als ich, und doch zähle ich das doppelte deiner Jahre."

„Es iſt ſo; ich bin Khabir. Das Alter thut es nicht; ich kenne dieſe Gegend, weil ich mehreremale dageweſen bin. Ich war ja auch der Khabir der Karawane, welche von den Imoſcharh überfallen wurde, und hätte mich nicht retten können, wenn der Wüſtenweg mir unbekannt geweſen wäre. Ich bin ein Krieger der Beni Riah und werde Omar Ibn Amarah genannt."

Der arabiſche Stamm der Beni Riah wohnt allerdings in Fezzan, aber es wurde mir ſchwer, dieſen Khabir für einen Araber zu halten, zumal er die Tuareg nicht anders als Imoſcharh nannte, was ein Araber nicht gethan hätte. Dieſen meinen Zweifel hegte der Schech aber nicht, denn er ſagte:

„Ich weiß, daß die Beni Riah Männer ſind, welche den Weg von Murſuk nach Bilma genau kennen, und glaube alſo, daß du in den Magarat ess ßuchur geweſen biſt. Alſo kennſt du die Berge der Felſengrotten? Und du glaubſt, daß wir auf dieſem Wege die Oaſe Seghedem und die Tuareg umgehen können?"

„Ja; es iſt leichter, als du denkſt. Wenn wir von hier aus einen Bogen um dieſe Oaſe reiten, laſſen wir die Gefahr rechts von uns liegen und kommen glücklich beim Bir Iſhaya an. Ich will euch führen, denn ich denke, daß nicht du allein es wünſcheſt, ſondern daß auch alle deine Begleiter dieſen Wunſch haben."

„Sie haben ihn. Setze dich zu uns, und ſei unſer Gaſt! Wir werden jetzt eſſen und nach dem Abendgebete von hier aufbrechen."

[1]) Führer.

„Ich bin bereit, euer Führer und Gast zu sein, doch wirst du mir nun sagen, wer die Männer sind, deren Schech el Dschemali du zu sein scheinest.“

„Das mußt du natürlich wissen. Du siehst hier Abram Ben Sakir, den Handelsherrn aus Mursuk, dem alle diese Diener und Lastkamele gehören; ich soll ihn von Bilma nach Mursuk bringen. Und dort stehen zwei Fremde, die sich erst gestern zu uns gesellt haben. Es ist Hadschi Kara Ben Nemsi, aus dem Abendlande, mit Kamil Ben Sufakah, der sein Diener ist.“

Der Khabir sah uns mit scharfem, stechendem Blicke an und fragte dann Kamil in grollendem Tone:

„Dein Name ist Kamil Ben Sufakah? Zu welchem Volke gehörest du?“

„Ich bin ein Beni Dscherar vom Ferkah[1]) Ischelli,“ antwortete der Gefragte.

„Und als Moslem bist du der Diener eines Giaur, eines Ungläubigen geworden? Schande und Fluch über dich! Möge dich die Dschehennah[2]) verschlingen!“

Er spuckte ihn an, was sich mein Kamil sehr ruhig gefallen ließ, denn er war nur mit dem Munde tapfer, in der That aber ein Feigling, der seinesgleichen suchte. Das einzige, was er wagte, war, sich mit der vorwurfsvoll klingenden Frage an mich zu wenden:

„Sihdi, kannst du es dulden, daß dein treuer Diener so beleidigt wird, du, der Held aller Helden, der zwei Gewehre hat?“

„Der Held der Helden?“ lachte der Khabir verächtlich. „Wie kann ein Giaur ein Held sein! Ich werde gleich zeigen, wie man mit so einem stinkenden Hunde zu sprechen hat.“

[1]) Ferkah = Unterabteilung eines Stammes.
[2]) Hölle.

Er kam auf mich zu, blieb drei Schritte vor mir ſtehen, funkelte mich mit lodernden Augen an und fragte:

„Alſo, du biſt ein Chriſt, wirklich ein Chriſt?“

„Ja,“ antwortete ich in aller Ruhe.

„Und da glaubſt du, daß ich dich wirklich nach Murſuk bringen werde?“

„Nein!“

„Nicht?“ klang es erſtaunt. „Du haſt es erraten. Ein gläubiger Sohn des Propheten wird ſich nie dazu hergeben, der Khabir eines Chriſten zu ſein, deſſen Seele für die Hölle beſtimmt iſt.“

„Du irrſt. So, wie du denkſt, habe ich es nicht gemeint. Ich wollte nur ſagen, daß es überhaupt nicht dein Wille ſei, irgend jemand nach Murſuk zu führen.“

„Maſchallah! Was hindert mich, dich für dieſe Beleidigung niederzuſchlagen!“

„Laß dich nicht auslachen! Ein Targi, wie du biſt, ſchlägt mich nicht nieder.“

Er hob ſchon die Fauſt zum Hiebe, ließ ſie aber vor Erſtaunen wieder ſinken und fragte:

„Wie? Für einen Targi hältſt du mich, für einen Krieger der Imoſcharh? Warum denn?“

„Darüber habe ich dir keine Rechenſchaft abzulegen; aber warum willſt du jetzt nicht nach Bilma weiterreiten, ſondern nach Murſuk umkehren? Warum biſt du nicht gleich umgekehrt, als deine Karawane in der Oaſe Seghedem überfallen wurde, ſondern eine ganze Tagereiſe bis hierher weitergeritten?“

„Weil — weil — — weil — — —“

Er ſtockte. Meine Frage brachte ihn ſo in Verlegenheit, daß er erſt nach einiger Zeit fortfahren konnte:

„Weil die Imoſcharh mir den Rückweg verlegt hatten.“

„Das war kein Grund, einen ganzen Tag lang weiter zu reiten. Ich ſchenke keinem deiner Worte Glauben. Daß die Tuareg irgendwo ſtecken, daran will ich nicht zweifeln, in Seghedem aber wahrſcheinlich nicht. Ich nehme vielmehr an, daß du uns erſt zu ihnen bringen willſt. Du biſt ihr Mirſal[1]), ihr Gaſuhs[2]), der uns in ihre Hände liefern ſoll. Wahrſcheinlich ſtecken ſie im Gebiete der Felſengrotten, weil du uns dorthin führen willſt.“

Ich ſagte das in einem ſo beſtimmten, überzeugten Tone, daß er einiger Zeit bedurfte, ſeine Beſtürzung zu überwinden; dann aber brach er los:

„Ja, Allah! Iſt es möglich! Ein Gaſuhs werde ich genannt, ein Gaſuhs, zum Danke dafür, daß ich dieſe Männer hier retten will! Hund von einem Giaur, du ſtinkſt mich an wie ein Aas, in dem die Würmer wimmeln! Ich werde — — —“

„Halt!“ unterbrach ich ihn. „Kein ſolches Wort weiter! Als Chriſt bin ich zu deinen Beleidigungen bisher ruhig geblieben; ich werde auch ferner ruhig bleiben, aber dafür ſorgen, daß, falls du noch ein ſolches Wort ausſprichſt, du auch ruhig wirſt! Haſt du bis jetzt noch keinen Chriſten gekannt, ſo ſollſt du einen kennen lernen, und kein Prophet wird mich hindern, dir zu zeigen, daß du gegen mich ein Schwächling und ein Knabe biſt!“

„Ein Knabe!“ ſchrie er wütend auf. „Das ſollſt du büßen! Hund, da haſt du beide Meſſer!“

Er that einen Sprung auf mich zu, indem er die Arme ausbreitete, um ſie um mich zu ſchlingen und mir die Meſſer in den Rücken zu ſtoßen; aber meine Fauſt

---

[1]) Abgeſandter. [2]) Spion.

kam ihm zuvor; ich ſchlug ſie ihm von unten herauf unter das Kinn, daß er zurückflog und in den Sand ſtürzte. Im nächſten Augenblicke war er wieder auf und legte die Flinte, welche er feſtgehalten hatte, auf mich an; eben als der Hahn knackte, griff ich zu, riß ſie ihm aus den Händen, ſprang zwei Schritte zurück, richtete den Lauf auf ihn und drohte:

„Keine Bewegung weiter, Knabe, ſonſt trifft dich deine eigene Kugel! Gehe heim zu den Deinen, und bitte deine Mutter um ein Spielzeug, welches beſſer für deine Hände paßt als dieſe Flinte!“

Ich drückte den Schuß ab und ſchlug dann den Kolben des Gewehres ſchief gegen den Boden, daß er abbrach. Bei dem kleinen Krach, den das verurſachte, ſtieß der Khabir einen wilden Schrei aus und ſprang abermals auf mich ein; er achtete nicht darauf, daß ich das Bein hob, und er bekam einen Fußtritt in die Magengegend, der ihn zu Boden warf. Sofort kniete ich auf ihm und gab ihm einen Fauſthieb gegen die Schläfe, der ihn ſo ruhig machte, wie ich es ihm angedroht hatte; er rührte ſich nicht. Der Zorn des Scheikes richtete ſich jetzt voll gegen mich.

„Was haſt du gethan!“ fuhr er mich an. „Wir haben dich bei uns aufgenommen und dir erlaubt, mit uns zu reiten; du aber vergiltſt uns dieſe Gaſtlichkeit damit, daß du den Mann töteſt, der unſer Retter ſein will!“

„Nicht euer Retter, ſondern euer Verderber will er ſein. Uebrigens iſt er nur betäubt. Unterſuche ihn!“

Er kniete zu dem Khabir nieder und überzeugte ſich, daß ich recht hatte, was aber ſeinen Zorn keineswegs minderte. Wieder aufſtehend, ſagte er:

„Er iſt zwar nicht tot, aber du haſt ihn geſchlagen

und ſein Gewehr zerbrochen; das fordert nach dem Geſetze der Wüſte dein Blut. Wir werden über dich zu Gericht ſitzen müſſen!“

„Haltet lieber Gericht über ihn! Ich behaupte, daß er ein Targi iſt, der euch verderben will; wenn ihr es nicht glaubt, ſo wird euch vielleicht ſchon der morgende Tag beweiſen, daß ich mich nicht geirrt habe. Und um mein Schickſal habe ich keine Sorge; eure Entſcheidung fürchte ich nicht. Wer will mich hindern, mich auf mein Hedſchihn zu ſetzen und fortzureiten, wenn es mir beliebt? Ihr ſeid zuſammen nur zwölf Männer. Dieſe beiden kleinen abendländiſchen Tabangat[1]), Revolver genannt, haben zweimal ſechs Schüſſe; das allein genügt, euch von mir fern zu halten, ohne daß ich zu den Gewehren greife. Und wie ich vermute und ſehe, biſt du der einzige, der ſich mir wirklich feindlich geſinnt zeigt. Abram Ben Sakir kann nicht die Abſicht haben, ſein Leben und die Ladungen ſeiner Kamele in die Hände der Tuareg fallen zu laſſen, und ſeine Leute werden damit einverſtanden ſein!“

„Sprich, was du willſt! Du wirſt die Folgen doch nicht anders machen. Faßt an, ihr Leute! Wir wollen den Khabir zum Brunnen tragen und ſein Geſicht mit Waſſer befeuchten, daß ſeine Seele zurück in das Leben kehrt.“

Sie ſchafften ihn hin. Mich ging er für den Augenblick nichts mehr an; ich ſetzte mich wieder bei meinem Hedſchihn nieder und nahm, um auf alles gleich vorbereitet zu ſein, einen der Revolver zur Hand. Kamil hatte ſich neugierig mit hingemacht und ſchaute zu, was ihre Bemühungen für einen Erfolg haben würden. Sie

[1]) Piſtolen.

bildeten einen Haufen von Menſchen, in dem man jetzt, da es dunkel geworden war, eine Einzelbewegung nicht mehr erkennen konnte. Dann bemerkte ich, daß der Khabir zu ſich gekommen war und ſie beratend um ihn ſaßen. Zwei ſtanden abſeits und ſprachen leiſe miteinander; es war mein Kamil, welcher mit dem Handelsherrn redete und ihm, wie ich dann erfuhr, geſagt hatte, daß ich klüger als alle die andern ſei und er ja nicht auf ſie, ſondern auf mich hören ſolle, denn wenn ich einmal den Khabir für einen Targi gehalten hätte, ſo dürfe gar nicht daran gezweifelt werden, daß er auch wirklich einer ſei. Seine eifrigen Worte fanden Gehör, denn Abram Ben Sakir kam zu mir und ſagte:

„Sihdi, dein Diener ſagt, daß ich mich nicht auf den Schech el Dſchemali, ſondern auf dich verlaſſen ſolle. Iſt es wirklich wahr, daß du dieſen Mann für einen Spion der Räuber hältſt?“

„Ja. Ich habe dazu mehrere Gründe, welche du, falls ich ſie dir auch mitteilte, doch nicht verſtehen würdeſt. Ich will dir nur ſagen, daß ich nicht zum erſtenmale in es Sahar[1]) bin und auch außerhalb derſelben mit Menſchen ſeines Schlages oft Erfahrungen gemacht habe. Ich habe nicht die mindeſte Luſt, mit nach den Bergen der Felſengrotte zu reiten und dort den Tuareg in die Hände zu fallen.“

„Allah, wallah, tallah! Was ſoll ich thun? Ich habe verſprochen, mich nach den Anordnungen des Schech el Dſchemali zu richten; das wurde ausgemacht, als ich ihn mietete, und meine Leute haben mehr Vertrauen zu ihm als zu dem, was du ſagſt. Man wird mich überſtimmen, und ich werde meine Zuſtimmung geben müſſen,

[1]) Die Sahara.

daß wir von dem Khabir geführt werden. Willſt du die Güte haben, Sihdi, mir eine Bitte zu erfüllen? Verlaß mich nicht, wenn ich mit nach den Felſen muß!"

„Du haſt aber ja gar nicht nötig, um meine Hilfe zu bitten; du brauchſt nur ganz einfach zu erklären, daß du nicht dorthin, ſondern unbedingt nach Seghedem willſt!"

„Man wird mich überſtimmen. Dieſe Leute ſind ja nicht eigentlich Diener, ſondern ich habe ſie nur für dieſe Reiſe gemietet, und du wirſt vielleicht wiſſen, daß nach dem Brauche der Wüſte die Stimme des Gehorchenden in Zeiten der Gefahr von ganz derſelben Wichtigkeit iſt, wie die Stimme des ſonſt Befehlenden. Alſo verlaß mich nicht."

„Ich will mir die Sache überlegen."

„Ja, überlege ſie dir, und laß mich dann hören oder ſehen, was du beſchloſſen haſt! Ich möchte dem Khabir trotz deines Verdachtes auch jetzt noch trauen, denn ich halte es für unmöglich, daß ein gläubiger Moslem einen ſo gräßlichen Meineid ſchwören kann."

„Es iſt aber doch kein gläubiger Muhammedaner, das kann ich beweiſen. Wir haben gebetet, als die Sonne in das Sandmeer tauchte, der Khabir hat nicht gebetet, denn er war während der Gebetszeit unterwegs; er iſt nicht von ſeinem Dſchemel[1]) geſtiegen, um niederzuknieen, denn er kam, als unſer Gebet eben beendet war. Wer das vorgeſchriebene Gebet verſäumt, iſt kein gläubiger Anhänger des Propheten, und wer das nicht iſt, dem darf man wohl einen falſchen Schwur zutrauen. Meinſt du nicht?"

„Sihdi, du biſt ſcharfſinniger als ich!"

---

[1]) Kamel.

„Und warum hat er nicht am Kampfe teilgenommen, als, wie er behauptet, ſeine Karawane überfallen wurde? Warum ſitzt er jetzt ruhig dort am Waſſer und führt nur Reden gegen mich, während er zu Thaten den Mut nicht beſitzt? Im Zorne ja, da hat er mich vorhin angegriffen, nun dieſer aber verraucht iſt, verzichtet er darauf, ſich ſelbſt an mir zu rächen, er weiß, daß er ſich leicht und ohne Gefahr für ſich rächen kann, wenn wir ihm in die Grottenberge folgen. Da werden wir überfallen, und wenn wir dann gefangen ſind, kann er mich töten, ohne für ſeine Tuareghaut den kleinſten Ritz zu riskieren. Das iſt ſein Gedanke, und darum läßt er klugerweiſe mich einſtweilen in Ruhe.“

„Wenn man dich ſo ſprechen hört, Sihdi, muß man unbedingt denken, daß du das Richtige trifft. Das Klügſte würde wohl ſein, dich zum drittenmale zu bitten, mich unter deinen Schutz zu nehmen.“

„Wenn ich das thue, begebe ich mich höchſt wahrſcheinlich in eine Lage, in welcher ich ſelbſt des Schutzes bedarf. Deine Bitte iſt alſo eine Aufforderung an mich, mich deinetwegen einer Gefahr auszuſetzen — —“

Ich wurde in meiner Rede unterbrochen, denn in dieſem Augenblicke ertönte die laute Stimme des Schech el Dſchemali:

„Auf, ihr Gläubigen, zum Nachtgebete, denn es iſt dunkel geworden, und der letzte Schein des Tages verſank vollſtändig hinter den Enden der Erde!“

Die Männer knieten, nach der Gegend von Mekka gerichtet, abermals nieder, befeuchteten Hände, Bruſt und Stirn mit Waſſer und beteten ihm nach. — — —

2. In den Magarat ess ssuchur.

Als das Gebet, das letzte des Tages, zu Ende war, ſtand der Schech el Dſchemali auf und befahl den Leuten, die Kamele zu beladen, weil jetzt aufgebrochen werden ſolle.

„Wohin?“ fragte der Handelsherr.

„Nach den Felſengrotten natürlich,“ lautete die Antwort.

„Wäre es nicht beſſer, wenn wir doch direkt nach der Oaſe Seghedem ritten?“

„Das ſagſt du, weil Kara Ben Nemſi, dieſer Chriſt, auch lieber dorthin will?“

„Ja.“

„Wenn du auf die Anſicht eines Giaur mehr giebſt, als auf das Wort eines gläubigen Moslem, ſo reite hin; es wird dich niemand halten. Wir aber machen den Umweg über die Grottenberge, weil uns unſer Leben teurer iſt als die Dummheit eines Ungläubigen.“

„Meine Diener müſſen mit mir gehen!“

„Müſſen? Sie ſind keine Sklaven, ſondern freie Männer, und du haſt mir verſprechen müſſen, dich nach meinen Weiſungen zu richten. Wir ſtimmen ab, und dann wirſt du ja ſehen, ob ſie dir und dem Chriſten oder ihrer Klugheit folgen wollen.“

Die Abſtimmung wurde vorgenommen, und es ſtellte ſich heraus, daß alle außer dem Kaufmanne, mir und meinem Diener bereit waren, dem Khabir zu folgen. Abram Ben Sakir kam zu mir, um ſich zu entſchuldigen und mich zum viertenmale zu bitten, ihn nicht zu verlaſſen.

Eben als er ſich von mir entfernte, hörten wir ein Geräuſch, welches ſich uns von Weſten her näherte. Es

waren die Schritte von Kamelen, und bald ſahen wir trotz der Dunkelheit eine Reiterſchar vor uns auftauchen. Auch wir wurden geſehen, denn eine laute Stimme rief:

„Wakkif — halt! Es ſind ſchon Leute an dem Brunnen. Greift zu den Gewehren!“

Da antwortete unſer alter Schech el Dſchemali:

„Es iſt Friede. Wir ſind weder Krieger noch Räuber. Kommt herbei, und labt eure Tiere und euch ſelbſt an der Flüſſigkeit des Waſſers.“

„Seid ihr eine Kaffilah?“ [1])

„Ja.“

„Woher und wohin?“

„Von Bilma nach Murzuk.“

„Wieviel Männer zählt ihr?“

„Vierzehn.“

„So macht uns Raum! Aber wenn du gelogen haſt, ſo wird dir dein Kopf vom Halſe fallen.“

Sie kamen vorſichtig vollends heran. Der von ihnen, welcher geſprochen hatte, ritt einige Kamelslängen voran, überſchaute den Platz und ſagte dann zu ſeinen Leuten:

„Es iſt wahr; es ſind nur vierzehn Männer; wir können alſo ohne Sorge ſein. Kommt herbei!“

Er bediente ſich der arabiſchen Sprache, aber in einer Weiſe, die in ihm einen Tedetu [2]) vermuten ließ. Als ſie von ihren Kamelen ſtiegen, zählte ich ſie; es waren gerade zwanzig Mann. Sie ſchienen eine Frau oder ein Mädchen bei ſich zu haben, denn eines ihrer Kamele trug einen Tachtirwan [3]), eines jener verhangenen, leichten Bambusgeſtelle, deren lange, bebänderten und bewimpelten Stangen beſonders des Nachts eine außerordentlich phantaſtiſche Erſcheinung bilden.

[1]) Handelskarawane. [2]) Einzahl von Tibbu.
[3]) Frauenſänfte.

Der Anführer der neuangekommenen Karawane ſchien ein ſehr kriegeriſcher Mann zu ſein, denn er plazierte ſeine Leute ſo, daß im Falle feindlicher Abſichten von unſerer Seite ſie gegen uns im Vorteile waren. Seine Waffen beſtanden aus einer langen Flinte, zwei Wurflanzen, einem Säbel und wahrſcheinlich auch Meſſern oder Piſtolen. Ich konnte nicht genau unterſcheiden, was er in den Gürtelſchnuren ſtecken hatte. Der Schech el Dſchemali begrüßte ihn mit einem Sallam und fuhr dann fort:

„Du ſiehſt, daß du nichts bei uns zu fürchten haſt, und wirſt uns verzeihen, daß wir wiſſen möchten, wer ihr ſeid.“

Der Gefragte antwortete in ſtolzem Tone:

„Wir ſind Tibbu vom Stamme der Reſchade und wollen nach Abo reiten.“

„Vom Stamme der Reſchade? So ſeid ihr doch die Todfeinde der Tuareg von Asben?“

„Ja, das ſind wir. Allah verdamme ſie!“

„Und kommt aus Weſten, wo ſie wohnen!“

„Ja, daher kommen wir.“

„So müßt ihr ſehr mutige Männer ſein. Wenn ſich ſo eine kleine Zahl von Kriegern in das Land der Todfeinde wagt, ſo — — —“

Er wurde durch einen Ruf unterbrochen, welcher aus dem Tachtirwan erklang. Dieſer Ruf beſtand aus drei oder vier Worten, welche ich nicht verſtand; es ſchien berberiſch zu ſein; da mir aber nur der Dialekt der Beni-Mezab-Berber bekannt war, ſo vermutete ich, daß die Worte der Tuaregſprache angehörten. Und ganz eigentümlich, kaum waren ſie erklungen, ſo ſtand der Khabir, dem ich mißtraute, nach einigen ſchnellen Schritten bei dem Tachtirwan und ſprach ſeinerſeits eine Frage

aus, die ich auch nicht verſtand; eine weibliche Stimme, es konnte aber auch die eines Knaben ſein, antwortete hinter den Vorhängen; da aber ſprang der Anführer der Tibbu hin, faßte den Khabir beim Arme, riß ihn fort und fuhr ihn zornig an:

„Was haſt du hier bei dem Sitze meiner Omm Bent zu ſuchen? Weißt du nicht, daß dies verboten iſt? Mache dich fort von dieſer Stelle!“

Omm Bent heißt Mutter der Tochter und ſoll Frau bedeuten, denn das eigentliche Wort für Ehefrau ſpricht ein Muhammedaner niemals aus. Der Khabir ſtand eine Weile unbeweglich, als ob er irgend eine innere Erregung niederzukämpfen habe; ſein Geſicht war wegen der Dunkelheit nicht zu erkennen; dann antwortete er in ruhig ſein ſollendem Tone, dem ich aber einen Zwang anhörte:

„Omm Bent? Ich habe die Stimme für die eines Knaben gehalten.“

„Es iſt kein Knabe, und wenn es einer wäre, meinſt du, daß er dich gerufen habe? Wer und was biſt du denn eigentlich?“

„Ich heiße Omar Iba Amarah und bin der Khabir dieſer Karawane.“

„Welchem Stamme gehörſt du an?“

„Den Beni Riah, und weil ich der Khabir, alſo der Diener dieſer Kaffilah bin, glaubte ich, einen Dienſt erweiſen zu können; nur darum ging ich zu dem Tachtirwan.“

„Das mag ſein; aber wir brauchen deine Dienſte nicht. Wann reitet ihr fort von hier?“

„Wir ſtanden eben im Begriff, aufzubrechen.“

„Auch wir wollen uns nicht verweilen, denn wir haben Eile, nach Obo zu kommen. Da ihr friedliche

Leute ſeid, können wir bis in die Oaſe zuſammenreiten, denn bis dahin iſt unſer Weg der eurige."

„Wir reiten nicht nach Seghedem, weil die Tuareg dieſe Oaſe und die ganze, öſtlich vor ihr liegende Gegend beſetzt haben."

Der Tedetu ſchien zu erſchrecken, denn er fuhr einige Schritte zurück und rief aus:

„Die Tuareg, dieſe Hunde? Weißt du das gewiß?"

„Ja, denn ich komme von Seghedem; ich war der Khabir einer Kaffilah, welche ſie dort überfallen haben, und bin der einzige, der entkommen iſt. Wir werden Seghedem vermeiden und in einem Bogen nach Weſten den Brunnen Jshaya erreichen. Oſtwärts können wir nicht ausweichen, weil dort die Jmoſcharh auch ſtreifen."

Wieder ſagte er Jmoſcharh anſtatt Tuareg. Es fiel mir auf, daß er den letzten Satz beſonders ſtark betonte. Der Weg der Tibbu führte oſtwärts. Warum warnte er ſie vor dieſer Richtung? Er hatte doch erſt nicht geſagt, daß die Tuareg auch dieſe Gegend beſetzt hielten! War es vielleicht ſeine Abſicht, die Tibbu zu veranlaſſen, mit uns nach den Magarat ess ßuchur zu reiten? Und wenn es ſo war, welchen Grund hatte er dazu? Hatte er den Ruf aus dem Tachtirwan verſtanden? Dann war er ganz gewiß das, wofür ich ihn hielt, alſo ein Targi. Dieſer Khabir wurde mir immer verdächtiger.

Der Tedetu fragte ihn weiter aus und erfuhr von ihm dasſelbe, was er uns erzählt hatte; dann winkte er ſeine Leute zuſammen, beriet ſich eine Weile mit leiſer Stimme mit ihnen, ſo daß wir nichts verſtehen konnten, und wendete ſich dann wieder an den Khabir:

„Weißt du vielleicht, von welchem Stamme die Tuareg ſind, von denen du ſprichſt?"

„Nein. Ich verstehe auch kein Wort von der Sprache dieser Imoscharh. Aber als sie uns überfielen, hörte ich zwei Worte rufen, und ich habe gehört, daß beim Angriffe stets der Name des Stammes und des Anführers gerufen wird: Kelowi und Rhagata.“

„Allah, Allah, das stimmt! Rhagata heißt der Amghar[1]) der östlichen Kelowi-Tuareg, und ich weiß allerdings, daß er mit seinen Kriegern auf Raub ausgezogen ist. Allah sei Dank, daß er mir erlaubt hat, mit dir zusammenzutreffen, denn sonst wären wir alle trotz unserer Tapferkeit von den Tuareg getötet worden! Ihr wollt also durch die Magarat ess ßuchur? Das ist ein schlimmer Weg! Glaubst du, daß wir glücklich und unbelästigt nach dem Brunnen Ishaya kommen können?“

„Ich bin überzeugt, daß uns kein einziger Targi auf diesem Wege begegnen wird.“

„Ich könnte dann von Ishaya aus mich östlich wenden und so der uns drohenden Gefahr entgehen. Ehe ich mich aber entschließe, mit euch zu reiten, muß ich genauer wissen, wer ihr seid.“

„Mich kennst du schon. Unser Kaffilah gehört diesem Handelsmanne aus Murfuk, welcher Abram Ben Sakir heißt; die Leute, welche sich bei ihm befinden, sind friedliche Kameltreiber, welche er gemietet hat. Dort sitzt ein Mann, der erst gestern mit seinem Diener zu ihnen gestoßen ist. Er ist ein Giaur, ein Christ, wird Kara Ben Nemsi genannt.“

„Pfui! Ein Christ ist unter euch? Wie kann man da mit euch reiten! Wer einen solchen Hund bei sich duldet, der fordert Allahs Zorn heraus! Ich werde mir diese stinkende Bakku[2]) einmal betrachten.“

[1]) Oberste Scheik. [2]) Wanze.

Er kam herbei, bog ſich zu mir nieder und ſtarrte mir in das Geſicht. Ich blieb ſitzen, ohne mich zu bewegen. Er trat wieder zurück, ſpuckte aus und ſagte:

„Er hat das Angeſicht eines Mannes, aber die Seele eines Feiglings, ſonſt hätte er nicht geduldet, daß ich ihm den Blick der Verachtung gab. Der Löwe läßt den Schakal in ſeiner Fährte gehen und iſt zu ſtolz, ſich nach ihm umzudrehen. So mag der Giaur mit uns reiten, ſich aber ſtets hinter uns halten, wenn er nicht will, daß ich ihn wie ein Ungeziefer mit meinem Fuße zertrete!“

Ich ließ die Beleidigung ruhig über mich ergehen, weil ich es nicht für angezeigt hielt, auch ihm zu zeigen, daß ich nicht der war, für den er mich hielt.

Jetzt ließ Abram Ben Sakir ſeine Kamele beladen. Während dies geſchah, nahm er Gelegenheit, ſich an den Khabir zu machen. Ich ſah ſie miteinander ſprechen; dann kam er zu mir und ſagte:

„Sihdi, er kennt die Hauſſaſprache; er hat mir in derſelben mehrere Antworten gegeben.“

„So iſt er ein Targi.“

„Ich möchte es doch noch nicht glauben. Der Anführer der Tibbu würde ihn durchſchauen. Man ſieht ihm doch an, daß er ein großer Krieger iſt.“

„Irre dich nicht! Dieſer Tedetu muß ſelbſt froh ſein, wenn er nicht durchſchaut wird.“

„Wie meinſt du das?“

„Räuber und Räuber; ſie ſind Todfeinde und von ganz gleichem Werte.“

„Ich verſtehe dich nicht.“

„Iſt auch nicht notwendig. Du würdeſt doch nichts ändern können.“

„Wirſt du mit uns reiten, obgleich du dich nur in unſern Spuren halten darfſt?“

„Wer ſagt das?“

„Der Tedetu.“

„Er hat mir nichts zu befehlen; ich bin ein freier Mann und werde reiten, wie es mir beliebt.“

Er ging kopfſchüttelnd von dannen; ich aber führte mein Hedſchihn zum Waſſer, um es noch einmal tüchtig trinken zu laſſen. Die Tibbu, welche ſich dort befanden, wichen vor mir wie vor einem Ausſätzigen zurück.

Das Aufladen ging unter dem häßlichen Geſchrei der Laſtkamele vorüber; dann beſtiegen die Reiter ihre Tiere und der Zug ſetzte ſich in Bewegung, indem ein Kamel hinter dem andern den Brunnen verließ. Die Laſttiere waren in der Weiſe zu einer Einzelreihe vereinigt, daß man das Halfter jedes nachfolgenden an den Schwanz des vorangehenden gebunden hatte. Voran ritt der Khabir; ihm folgte der Schech el Dſchemal und und dieſem der Tedetu, welcher ſich neben dem Tachtirwan hielt; hinter ihm kamen ſeine Tibbu, und an dieſe ſchloß ſich Abram Ben Sakir, der Kaufmann, an der Spitze ſeiner langen Kaffilah. Ich wartete, bis ſie eine Strecke fort waren, und ritt ihnen dann mit Kamil langſam nach. Die Sterne leuchteten jetzt ſo, daß ich die Karawane nicht aus den Augen verlieren konnte.

„Nun ſind wir gezwungen, hinter dieſen Leuten zu reiten!“ klagte mein tapferer Diener. „Warum haſt du dir dieſen Befehl erteilen laſſen, Sihdi? Bin ich nicht ein Beni Dſcherar vom Ferkah Iſchelli und ſollte eigentlich ſtolz an der Spitze des Zuges reiten?“

„Wer hindert dich daran? Reite vor, wenn du Luſt dazu haſt!“

„Ohne dich nicht. Du weißt, daß ich dich in mein Herz geſchloſſen habe und dich nicht allein in der Verachtung ſtecken laſſe, welche dir zu teil geworden iſt.

Aber ſag, denkſt du vielleicht, daß wir es mit jenen Menſchen zu thun bekommen werden?“

„Ja und zwar vielleicht ſehr bald, zunächſt mit dem Khabir.“

„Du biſt alſo überzeugt, daß er ein Targi iſt?“

„Ja. Er hat die Abſicht, die Kaffilah in das Verderben zu führen. Ich bin überzeugt, daß die Tuareg in den Magarat ess ßuchur ſtecken und ſie überfallen wollen. Dieſe Leute rennen blind in ihr Verderben; aber es iſt doch möglich, daß ſie noch im letzten Augenblicke auf meine Warnung hören.“

„Und wenn ſie aber nicht hören?“

„So will ich verſuchen, wenigſtens Abram Ben Sakir zu retten. Die Gefahr, in welche ich mich begebe, iſt ſehr groß, denn der Khabir brennt darauf, ſich an mir zu rächen; aber es handelt ſich nicht bloß um den Khabir und die Tuareg, ſondern auch um die Tibbu. Durch dieſe finden wir wahrſcheinlich den Weg zur Rettung, falls wir auch in die Hände der Tuareg geraten ſollten.“

„Meinſt du? Die Tibbu ſollten dich retten, dich, den Chriſten? Sie werden doch ſelbſt überfallen werden, wie du denkſt!“

„Ja, aber ſie haben etwas bei ſich, was uns zur Hilfe dienen kann, wenn wir ſie brauchen ſollten, den Tachtirwan.“

„Dieſe Sänfte könnte uns von Nutzen ſein?“

„Sie weniger als ihr Inhalt. Wahrſcheinlich ſitzt ein Knabe darin.“

„Allah! Was haſt du für Gedanken, Sihdi! In dieſem Tachtirwan ſollte ein Knabe ſein?“

„Ja, ein Tuaregknabe, der von den Tibbu geraubt worden iſt.“

Er wollte etwas ſagen, brachte aber vor Erſtaunen kein Wort hervor; erſt nach einiger Zeit fand er die Worte:

„Ein Tuaregknabe! O, Sihdi, du biſt ein Ssa'ir[1]), welcher ſich Dinge ausdenkt, die ganz unmöglich ſind!“

„Das denkſt du nur. Die Tibbu leben in Todfeindſchaft mit den Tuareg. Wenn ſich zwanzig von ihnen ſo heimlich in das Gebiet der letzteren geſchlichen haben und mit einem ſo ſtreng und eng verhängten Tachtirwan zurückkehren, da weiß man, wie man ſich das zu erklären hat. Oder meinſt du, daß dieſer Tedetu zu einem ſo gefährlichen Ritt ins Feindesland ſeine Omm Bent, ſein Weib, mitgenommen habe?“

„Nein, das ſicher nicht.“

„Er hat irgend einem Scheik der Tuareg den Sohn geraubt; das iſt das Allerſchlimmſte, was man einem Feinde anthun kann, der Khabir hat es auch entdeckt.“

„Welch ein Ereignis, welch ein Abenteuer! Willſt du den Knaben befreien?“

„Was ich thun werde, weiß ich jetzt noch nicht; der geeignete Augenblick wird es entſcheiden. Ich will Abram Ben Sakir glücklich nach Murſuk bringen und ihn, wenn er in Gefahr gerät, herausholen. Warten wir ab, wie unſer jetziger Ritt verlaufen wird! Wenn du Angſt haſt, kannſt du dich von mir trennen und nach Seghedem reiten.“

„Angſt? Was denkſt du von mir, Sihdi! Auch wenn die Tuareg und die Tibbu gar nicht wären, müßteſt du zugeben, daß ich viel für dich wage, weil es keine gefährlichere Gegend als die Magarat ess ßuchur geben kann. Mitten in der Wüſte liegt Er Raml el Helahl,

---

[1]) Dichter.

der ‚Sand des Verderbens‘, ein See, der anſtatt mit Waſſer mit ſo leichtem Sand gefüllt iſt, daß jedes Geſchöpf, welches hineingerät, viele hundert Fuß zur Tiefe ſinkt und wie in einem Meere ertrinken oder erſticken muß.“

„Wirklich?“ fragte ich überraſcht. Ich glaubte, was er ſagte, denn der Reiſende Adolf von Wrede hat im Bahr ess Ssafy in der Wüſte el Ahqaf einen ähnlichen Sandſee gefunden, in dem ein Kilogewicht an einer ſechzig Faden langen Schnur verſchwand. Kamil mein Diener, erzählte mir noch viel von Menſchen und Kamelen, welche in dieſem Raml el Helahk untergegangen ſeien, und von den Geiſtern, die in der Magarat ess ßuchur ihr Weſen treiben ſollten; dabei verging die Zeit, und es wurde Mitternacht, als die Sterne am hellſten leuchteten und ich die Entfernung abſichtlich kürzte, welche uns bisher von der Kaffilah getrennt hatte. Ich wollte jetzt zeigen, daß es nicht meine Abſicht ſei, immer hinter der Karawane herzureiten. Wir trieben unſere Tiere an und erreichten bald die hinterſten Kamele. An der langen Reihe derſelben vorüberreitend, kamen wir an den Tibbu vorbei, die uns zornige Rufe zuwarfen. Der Tedetu hörte die ſchnellen Schritte unſerer Kamele und drehte ſich um. Er ſah uns kommen und rief uns in befehlendem Tone zu:

„Zurück mit euch!“

Wir gehorchten nicht.

„Zurück, zurück,“ wiederholte er, „ſonſt zeige ich euch, wohin ihr gehört!“

Er hatte die Drohung noch nicht ganz ausgeſprochen, ſo hatten wir ihn ſchon hinter uns und waren auch an dem Khabir und dem Schech el Dſchemali vorübergeſchoſſen. Einige Augenblicke ſpäter krachte es hinter

uns, und ich fühlte den Luftdruck einer an meinem Kopfe vorbeifliegenden Kugel. Sofort hielt ich mein Hedschihn an, und Kamil that dasselbe mit dem seinigen. Wir warteten, bis die Spitze des Zuges uns einholte.

„Wer hat auf mich geschossen?“ fragte ich.

„Ich,“ antwortete der Tedetu. „Wenn ihr nicht augenblicklich zurückweicht, bekommst du die zweite Kugel!“

„Die mich ebensowenig treffen wird, wie die erste. Du kannst nicht schießen; ich werde dir zeigen, wie man es machen muß. Kamil, steig ab von deinem Tiere!“

Er sprang herunter. Der Tedetu war mir jetzt bis auf einen Schritt seines Kamels nahe gekommen, an dessen Sattelknopf die beiden Wurflanzen hingen. Ich streckte den Arm aus und griff nach ihnen.

„Hund, was willst du mit meinen Lanzen!“ schrie er mich an.

„Dir zeigen, wie man schießen muß. — Paß auf!“

Ich gab Kamil die eine Lanze; er mußte sich so weit entfernen, bis ich Halt sagte, und sie dann emporhalten. Dann zog ich die beiden Revolver und gab alle zwölf Schüsse auf die Lanze ab, die Kamil nun dem Tedetu bringen mußte.

„Schau sie an!“ forderte ich diesen auf. — Zwölf Schüsse und zwölf Löcher.“

Er betrachtete den Schaft und brachte vor Erstaunen kein Wort hervor. Der Zug war natürlich halten geblieben. Jetzt mußte Kamil die zweite Lanze so weit von mir in den Sand stecken, daß ich sie im Sternenscheine eben noch sehen konnte. Mein Kamel stand unbeweglich; es war das Schießen gewohnt; ich brauchte nicht abzusteigen.

„Zähle die Schüsse!“ gebot ich dem Tedetu und legte den Henrystutzen an, welcher fünfundzwanzig Schüsse

hatte. Ich zielte sehr sorgfältig und gab einen Schuß ab, immer ein wenig höher als den andern.

„Wieviel Schüsse?“ fragte ich.

„Fünfzehn,“ antwortete der Tedetu, der sich nicht erklären konnte, daß ich sovielmal hatte schießen können, ohne zu laden.

„Schau nun die Lanze an!“

Sie wurde ihm gebracht. Er fühlte mit den Fingern nach den Löchern und zählte sie.

„Maschallah! Fünfzehn Löcher!“ rief er geradezu erschrocken aus. „Dieser Christ ist ein Sahir[1]), und seine Flinte ist eine Bundukije el mogiza[2]). Sie hat Kugeln ohne Zahl in ihrem Laufe!“

„Du hast recht gesprochen,“ stimmte ich bei. „Und soviel mal ich schießen kann und so sicher ich treffe, so weit gehen meine Kugeln auch. Was sind alle eure Waffen gegen diese meine Gewehre! Du hast mir nach dem Leben getrachtet und nach mir geschossen; ich will dir dieses Mal verzeihen, weil ich ein Christ bin, der selbst seinem Feinde Gutes erweist; aber wagest du es ein zweites Mal, mir Böses zu thun, so eröffne ich dir und den Deinen in zwei, drei Augenblicken die Pforte zur Brücke des Todes, und kein Prophet und kein Khalif wird euch das Leben retten können. Ich bin Kara Ben Nemsi, ein Christ, und du sollst mich kennen lernen!“

Er antwortete mit keiner Silbe; tiefes Schweigen beobachteten auch die andern; auf meinen Wink bestieg Kamil sein Tier wieder, und wir ritten weit voran, ohne daß uns jemand wieder zu hindern wagte. Natürlich lud ich die Revolver sofort wieder und ergänzte auch die fünfzehn Patronen des Repetierstutzens.

[1]) Zauberer. [2]) Wunderflinte.

Von jetzt an ritten wir, wie es uns beliebte, bald voran, bald seitwärts, bald hinterdrein, doch immer so, daß uns keine hinterlistige Kugel in den Rücken kommen konnte. Bis zum Morgengebete ging es durch sandige Wüste; dann wurde Halt gemacht. Als wir nach zwei Stunden der Ruhe wieder aufgebrochen waren, veränderte sich das Terrain. Die Wüste blieb uns zur linken Hand liegen; rechts aber wuchsen nach und nach immer höher werdende, sonderbare Felsengebilde empor, welche bald buchtförmig und bald vorgebirgeartig sich aneinander schlossen und, da wir uns ihnen nicht weit genug näherten, uns in Zweifel ließen, ob sie ganz aus Naturformationen bestanden oder ihre Bildung teilweise auch menschlichen Händen zu verdanken hatten. Es gab da Mauern, Säulen, Zinnen und Erker, Fensteröffnungen, große, bogenförmige Thoreingänge wie zu künstlichen Gängen und Hallen. Ein Anblick, der mein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Gern wäre ich weiter geritten; aber ich wollte mich von der Karawane nicht lange und weit entfernen, weil mir ahnte, daß wir uns bald da befanden, wohin der Khabir uns haben wollte.

Wir ritten Stunde um Stunde, und die fremdartigen Felsen begleiteten uns fort und fort zur rechten Hand; sie wollten kein Ende nehmen. Eine Stunde vor Mittag war die Hitze so groß geworden, daß Menschen und Tiere nach Ruhe lechzten. Da schoben sich die Felsen so weit vor, daß wir ihren weitesten Ausläufer berührten. Die Spitze desselben war ausgebuchtet und bildete eine hufeisenförmige Rundung, welche von allen Mitgliedern der Karawane außer mir als außerordentlich geeignet zum Lagern gehalten wurde. Die Reiter stiegen ab und befreiten die Packkamele von ihren Lasten. Ich freilich konnte zu diesem Orte kein Vertrauen haben, denn falls

hier ein Ueberfall beabsichtigt war, so brauchten die Angreifer nur die Oeffnung des Hufeisens zu verschließen; dann waren alle, die sich im Innern der Bucht befanden, in ihre Hände gegeben. Ich sagte aber nichts, denn ich wußte, daß doch niemand auf mich hören würde.

Als alle lagerten, trieb mich die Vorsicht eine Strecke hinaus in die Wüste, von wo ich, zurückgewendet, die Felsenumgebung des Lagerplatzes überblicken konnte. Es fiel mir auch sofort etwas auf. Nördlich von uns, vielleicht eine gute Gehviertelstunde entfernt, schwebten mehrere Nusara es sahra[1]) über den Felsen, welche abwechselnd auf und nieder gingen, sich aber nicht entfernten. Ich kehrte schnell in das Lager zurück und ging zu dem Khabir, neben dem soeben der Tedetu stand.

„Wir müssen fort von hier," sagte ich. „Die Tuareg halten gar nicht weit von hier, um uns zu überfallen."

„Wer hat dir das gesagt?"

„Die Geier, welche über ihnen schweben."

„Können Geier sprechen?" fragte er höhnisch.

„Für mich, ja, denn ich verstehe ihre Sprache."

„Ich werde dich beruhigen. Ich bin der Khabir und habe für die Sicherheit der Kaffilah zu sorgen; ich werde gehen und nach den Feinden suchen, die du dir einbildest. Komm mit!"

Das war sehr pfiffig von ihm, denn wenn ich mitging, fiel ich noch vor den andern in die Hände der Tuareg. Ich setzte List gegen List und antwortete:

„Das ist Sache der Anführer. Der Tedetu mag dich begleiten; er ist ein berühmter Wüstenkrieger, ich aber bin hier fremd; seinem scharfen Auge kann man Glauben und Vertrauen schenken und er wird mir bei

---

[1]) Wüstengeier.

eurer Rückkehr sagen, ob ich recht oder unrecht gehabt habe."

Ich erreichte meinen Zweck; der Tedetu erklärte sich bereit dazu, und dem Khabir schien es gleich zu sein, wer der erste war, der in die Hände der Tuareg fiel, der Anführer der Tibbu oder ich. Sie entfernten sich miteinander, um zu rekognoszieren. Das Resultat wußte ich im voraus: Der Tedetu wurde ergriffen, und dann kamen die Tuareg, um das Lager zu überfallen.

Ich ging nun zu Abram Ben Sakir, um ihn zu warnen und ihn aufzufordern, den gefährlichen Platz mit mir zu verlassen. Es war vergeblich; er schenkte mir keinen Glauben, sondern lachte über meine Besorgnis. Ich gab es daher auf, die kostbare Zeit an ihn zu verschwenden, ließ ihn also sitzen und war nur auf mich, auf Kamil und auf einen dritten bedacht, nämlich auf den Insassen des Tachtirwan, denn wenn mich meine Ahnung nicht betrog, so hatte der Knabe, falls es einer war, bei der Befreiung des Kaufmannes eine Rolle zu spielen.

3. Isa Ben Marryam akbar.

Die Tibbu hatten den Tachtirwan vom Kamele genommen und an den Felsen gestellt, wo zufälligerweise ein tiefer Riß, der bis zur Erde niederreichte, in das Gestein einschnitt. Tierspuren, die ich gleich mit dem ersten Blicke bemerkte, bewiesen mir, daß dieser Riß gangbar sei. Ich durfte mich der Sänfte nicht nähern; sie wurde streng bewacht; das, was ich thun wollte, mußte heimlich geschehen. Ich verließ also das Lager, wendete mich nach der Außenseite des Felsens und ging an demselben hin, bis es eine Spalte gab, in welche ich eindrang. Sie hatte eine ziemlich gerade Richtung und

war so breit, daß ich ihr unschwer folgen konnte. Bald bemerkte ich, daß ich mich nicht geirrt hatte; es war derselbe Riß, an welchem im Innern des Hufeisens der Tachtirwan stand. Niemand beachtete das, und ich konnte, hinter einer Ecke kauernd, die Sänfte deutlich sehen.

Ich kehrte wieder in das Lager zurück und führte mit Kamil unsere Kamele hinaus und so um die Ecke, daß sie von den Tuareg, wenn sie kamen, nicht gesehen werden konnten. Wir banden ihnen die Vorderbeine zusammen, sodaß es ihnen nicht möglich war, sich zu legen, aber nur leicht, damit die Schlingen schnell zu lösen waren, denn wir durften, sobald der von mir erwartete Fall eintrat, keinen Augenblick verlieren.

„Was hast du vor, Sihdi?“ fragte mich Kamil.

„Die Flucht,“ antwortete ich. „Ich will aber den Knaben mitnehmen, der in dem Tachtirwan gefangen und wahrscheinlich auch angebunden ist. Also höre, was ich dir sage! Ich rechne, daß es nicht mehr lange dauert, bis die Tuareg kommen; eher kann ich mich des Knaben nicht bemächtigen. Siehst du dort den Riß? Er führt durch den Felsen nach der Sänfte, und ich verstecke mich jetzt darin. Du aber gehst wieder hier um die Ecke und ein Stück vom Lager in die Wüste hinaus. Von da aus mußt du die Tuareg kommen sehen. Du verhältst dich ganz ruhig, sprichst mit keinem Menschen und verrätst kein Wort, auf wen du wartest. Aber sobald du sie kommen siehst, schlägst du Lärm und läufst dann hierher, um auf mich zu warten. Die Ankunft der Feinde wird eine große Verwirrung hervorbringen, welche ich dazu benütze, den Knaben aus der Sänfte zu holen. Wenn ich mit ihm hierher komme, hast du den beiden Tieren bereits die Fesseln von den Beinen gebunden und stehst nicht bei deinem, sondern bei meinem Kamele, weil ich

mit dem Knaben, der ſich wahrſcheinlich wehren wird, nicht in den hohen Sattel kann. Ich gebe ihn dir; du hälſt ihn feſt, bis ich oben ſitze, und reichſt mir ihn dann hinauf. Habe ich ihn, ſo kletterſt auch du in den Sattel und wir reiten auf und davon. Wenn dich nun jemand fragt, wo ich bin, wirſt du ſagen, daß ich — — —"

„Ich weiß ſchon, was ich ſage, Sihdi," unterbrach er mich. „Habe keine Sorge um meine Geiſtesgegenwart! Mach nur du keinen Fehler, damit wir nicht trotz unſerer Verwegenheit doch noch von den Tuareg erwiſcht werden!"

Er ging, und ich kroch wieder in den Spalt, dem ich ſoweit folgte, bis ich, wieder hinter der Ecke verſteckt, den Tachtirwan vor Augen hatte. Das Meſſer nahm ich ſchon jetzt in die Hand, um die vermuteten Feſſeln des Knaben unverweilt zu durchſchneiden.

Zufälligerweiſe kam Kamil in meinen ſehr engen Geſichtskreis; ich ſah, daß er ſich langſam ſchlendernd hinaus in die Wüſte entfernte und dort, nach Norden gerichtet, ſtehen blieb. Eben wollte ich mich fragen, wielange ich wohl zu warten haben würde, da drehte er ſich um, kam in weiten Sprüngen zurückgerannt und ſchrie:

„Reiter kommen, viele Reiter kommen! Eilt herbei, ihr Leute, und ſeht, wer ſie ſein mögen! Doch nicht etwa die Tuareg, von denen mein Sihdi geſprochen hat!"

Soviele Menſchen es im Lager gab, ſoviele liefen vor dasſelbe hinaus; es blieb kein einziger in demſelben, und der Tachtirwan ſtand völlig unbewacht. Im nächſten Augenblicke war ich bei ihm und riß, mich um weiter nichts anderes kümmernd, die Vorhänge auseinander. Meine Vermutung beſtätigte ſich; ich ſah einen dunkelhäutigen, ſchwarzhaarigen Knaben, der vielleicht fünf Jahre alt ſein mochte und gefeſſelt war. Einige ſchnelle Meſſerſchnitte machten ihn frei; dann faßte ich ihn, zog

ihn heraus und eilte in den Spalt zurück, indem ich hinter mir ſchreien hörte:

„Die Tuareg, die Tuareg! Schnell auf die Kamele, ſchnell und fort!“

„Sei ſtill, und habe keine Angſt; ich rette dich!“ raunte ich dem Knaben arabiſch zu, weil ich der Sprache der Tuareg nicht mächtig war. Entweder verſtand er mich doch, oder es war aus Angſt, daß er keine Bewegung machte.

Ich glitt ſo raſch wie möglich durch den Spalt. Draußen ſtand Kamil ſchon bei meinem Kamele. Ich reichte ihm den Knaben und kletterte in den Sattel. Da hörten wir ſchon die erſten Schüſſe fallen. Er gab mir den Knaben hinauf, ſprang zu ſeinem Kamele, war mit affenartiger Behendigkeit oben, und dann ritten wir, von niemandem geſehen, davon, während das Geſchrei und Getöſe des Kampfes hinter uns erſcholl.

Wir nahmen keineswegs denſelben Weg zurück, den wir gekommen waren, denn da hätte man uns geſehen, ſondern wir folgten der vorgeſtreckten Felſenſpitze nach den Bergen hin und wendeten, als wir ſie erreicht hatten, uns an ihrem Fuße wohl zwei volle Stunden lang hin, bis wir eine Stelle erreichten, welche mir für meine Zwecke paſſend erſchien. Es gab da eine natürliche Rampe, welche zwar ſchmal, aber ſo allmählich zur Höhe führte, daß ſie von unſern Kamelen paſſiert werden konnte. Sie führte uns oben auf eine Felſenbaſtei, von der ich zu meiner Freude nach ſchneller Unterſuchung erkannte, daß ſie weder von einer andern Höhe beherrſcht wurde, noch auf einem anderen Wege, als der erwähnten Rampe aus, betreten werden konnte. Hier waren wir ſicher, denn wir hätten uns hier gegen eine ganze Schar von Feinden leicht verteidigen können, gar nicht gerechnet,

daß wir in dem Knaben einen Geisel besaßen, durch welchen wir uns alles erzwingen konnten, was wir wollten. Es gab sogar einen, wenn auch spärlichen Pflanzenwuchs für die Kamele, welche sich auch gleich darüber hermachten.

Ich wendete meine Aufmerksamkeit dem Knaben zu, der auf einem Steine saß und mich halb ängstlich, halb vertrauend anblickte. Es war ein hübscher, dunkler Junge mit Glutaugen, deren Glanz allerdings jetzt vor Durst, Hunger, Angst und Leid erblichen war.

„Sprichst du arabisch?“ fragte ich ihn.

„Targhia und arabisch,“ antwortete er zu meiner Freude, und man darf sich darüber, daß er sich in zwei Sprachen, allerdings in nur kindlicher Weise, ausdrücken konnte, nicht wundern, weil in jenen südlichen Gegenden der Mensch sich weit schneller entwickelt als bei uns.

„Wie nennt man dich?“ forschte ich weiter.

„Khaloba.“

„Wer ist dein Vater?“

„Rhagata, der oberste Scheik der Kelowi.“

So hatte meine Ahnung mich also nicht getäuscht; er war der Häuptlingssohn der Tuareg, welche uns überfallen hatten. Ich erfuhr von ihm, wie er in die Hände der Tibbu geraten war. Als sein Vater mit den Kriegern fortgeritten war, hatte sich ein, natürlich angeblicher, Haussa eingestellt und um Gastfreundschaft gebeten; man hatte sie ihm gewährt; aber des Nachts, als alles schlief, hatte er sich des Knaben bemächtigt und ihn weit, weit fortgeschafft bis zu einer Stelle, wo neunzehn andere Männer mit einem Tachtirwan gewartet hatten. Dieser Knabenräuber war der Anführer der Tibbu, der nicht bloß mit den Kelowi-Tuareg in Todfeindschaft, sondern außerdem mit ihrem Scheik in Blutrache stand und

darum den allerdings höchſt verwegenen Coup ausgeführt hatte, ſich des einzigen Sohnes ſeines Blutfeindes zu bemächtigen und ihm dadurch den allerſchmerzlichſten Schlag zuzufügen. Der Kleine fragte mich, ob ich ihn zu ſeinem Vater zurückbringen wolle, und ich antwortete ihm, daß ich das allerdings und ſehr gern thun würde. Mein Plan war folgender: Ich nahm mit Sicherheit an, daß die Tuareg in unſerm Lager geblieben ſeien, und wollte heute abend hin, um ihrem Anführer zu ſagen, daß ſein Sohn in meiner Gewalt, ich aber bereit ſei, ihn gegen den Kaufmann Abram Ben Sakir, ſeine Leute und alles was ihm gehörte, umzutauſchen. Ich war überzeugt, daß er, wenn auch nach einigem Zögern, darauf eingehen würde. Kamil ſollte indeſſen den Knaben hier bewachen, den ich nicht eher auszuliefern beabſichtigte, als bis meine Bedingungen erfüllt wären und mir außerdem die Gewißheit zugeſprochen worden ſei, daß man mich und Kamil als freie Männer und Freunde des Stammes betrachten und behandeln werde.

Nachdem wir ein ſehr frugales Mahl zu uns genommen hatten, legte ich mich ſchlafen. Kamil mußte wachen und mich bei Einbruch der Dämmerung wecken. Ich beſtieg mein Kamel und ritt fort, nachdem ich dem Haſenfuße auf das dringlichſte eingeſchärft hatte, ja recht kühn und verwegen in ſeinem Winkel auszuharren.

Der abendliche Ritt ging ohne ein ſtörendes Ereignis vor ſich, bis ich mein Ziel erreichte. Um das Feuer ſaßen die Sieger, gegen achtzig Tuareg, und in der Nähe lagen die gefeſſelten Gefangenen, unter denen ſich, wie ich ſpäter zu meiner Freude bemerkte, auch der unverletzte Kaufmann Abram Ben Sakir aus Murſuk befand. Ich ging furchtlos auf das Feuer zu, ohne die große Aufregung zu beachten, welche mein unerwartetes und

freiwilliges Erſcheinen hervorbrachte. Die Gefangenen riefen einander vor Erſtaunen zu. Am Feuer ſprang einer auf und ſchrie:

„Das iſt Kara Ben Nemſi, der Chriſtenhund, der mich geſchlagen hat! Ergreift und bindet ihn! Er ſoll mir die Mißhandlungen mit den Qualen der Dſchehennah[1]) bezahlen!“

Es war der Khabir, der das ſagte. Vor Erſtaunen über mich vergaß man, dieſer Aufforderung Folge zu leiſten. Da wollte er mich ſelber packen; ich gab ihm einen Stoß, daß er zurückflog und fragte:

„Wo iſt Rhagata, der Anführer dieſer Tuareg?“

„Ich bin es,“ antwortete ein kühn und finſter ausſehender Mann, neben dem der Khabir, der alſo doch ein Targi war, geſeſſen hatte. „Biſt du wirklich der Chriſtenhund, von dem mir dieſer mein Botſchafter erzählt hat, ſo hat dich der Wahnſinn hierher zurückgetrieben. Der Rächer wird dich faſſen und unter tauſend Qualen töten!“

„Urteile nicht zu ſchnell! Ein Chriſt fürchtet nicht die Rache eines Moslem, denn Iſa Ben Marryam[2]) iſt mächtiger als Muhammed.“

Dieſe Worte riefen laute Rufe des Grimmes hervor, und Rhagata ſchrie mich wütend an:

„Du wagſt es, den Propheten zu läſtern, gegen den euer Iſa nichts iſt als ein Lufthauch, der nichts gilt? Wir werden dich — — —“

„Schweig!“ unterbrach ich ihn lauter, als er geſprochen hatte. „Höre erſt, was ich dir zu ſagen habe! Du haſt einen Knaben, welcher Khaloba heißt?“

„Ja,“ antwortete er erſtaunt.

„Dieſer Knabe iſt dir geraubt worden, und niemand

[1]) Hölle. — [2]) Jeſus, Sohn Mariens.

kann ihn dir wiedergeben als nur ich allein, der Chriſt. Kein Muhammed kann ihn dir bringen und keiner eurer Khalifen weiß ihn zu finden. Jetzt töte den Chriſten, wenn dir's beliebt. Hier haſt du mich!"

Ich ging zwiſchen den Tuareg hindurch und ſetzte mich neben ihrem Anführer nieder. Man kann ſich denken, welchen Eindruck dieſes Verhalten und meine Botſchaft hervorbrachten! Man wollte mir natürlich nicht glauben; aber ich erzählte und zeigte dann einen kupfernen Suwar[1]) vor, den ich dem Knaben abgeſtreift und als Beweis mitgebracht hatte. Nun fand ich Glauben, und der Grimm der Tuareg richtete ſich gegen die Tibbu, die aber alles leugneten und von einem Targiknaben nichts wiſſen wollten. Es begann nun eine lange, lange Verhandlung, bei welcher ich faſt mehr als alles aufbieten mußte, um meinen Zweck zu erreichen. Endlich, endlich aber kam ich zum Ziele. Meine und Kamils Perſon ſollten heilig ſein wie auch all unſer Eigentum; Abram Ben Sakir und ſeine Leute ſollten die Freiheit und alles, was ihnen abgenommen worden war, zurückerhalten; für die Tibbu aber konnte ich nichts erreichen. Dafür aber ſollte ich jetzt in Begleitung einiger Tuareg fortreiten und den Knaben holen. Dieſes Uebereinkommen wurde auf alle mögliche Weiſe feſtgemacht und von den Tuareg mit ſo heiligen Schwüren belegt, daß ich unmöglich an eine Hinterliſt glauben konnte. Das einzige Bedenken bereitete mir der Khabir, weil er höchſt bereitwillig einſtimmte, obgleich er vorher eine ſo große Luſt zur Rache gezeigt hatte.

Wir ritten fort und brachten nach vier Stunden den Knaben zu ſeinem Vater; natürlich hatte ich Kamil jetzt auch bei mir. Die Freude, welche Rhagata über

[1]) Armring.

das Wiederſehen mit ſeinem Sohne zeigte, vergrößerte mein Vertrauen und verminderte meine Vorſicht. Den Tibbu wurde blutige Rache geſchworen, und ich bekam nur Dank zu hören und freundliche Blicke zu ſehen; ich ſchenkte den Tuareg, welche zuweilen hinter mir vorübergingen, keine Beachtung mehr und bekam plötzlich einen Kolbenhieb auf den Kopf, der mir die Beſinnung raubte.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich mit Kamil gefeſſelt und ausgeraubt bei den anderen Gefangenen, und vor mir ſtand der Khabir, welcher, als er ſah, daß ich die Augen aufſchlug, mir höhniſch zurief:

„Jetzt haſt du, was dir gehört, verfluchter Chriſtenhund! Du biſt mein und ſollſt ſterben, wie tauſend Teufel dich nicht ſterben laſſen könnten!“

Der Scheik hörte dieſe Worte, kam herbei und ſagte mit demſelben Hohne:

„Jetzt behaupte noch einmal, daß dein Iſa mächtiger ſei als Muhammed. Rufe ihn doch an, daß er dich befreien und vom Tode erretten möge!“

Mein Kopf ſchmerzte mich außerordentlich; ich verſuchte, das zu überwinden und antwortete:

„Sprich die beiden Namen nicht nebeneinander aus! Iſa Ben Marryam iſt Gottes Sohn, der Heiland der Welt und der göttliche König der Wahrheit und Gerechtigkeit. Schande aber über einen Propheten, bei dem ihr die heiligſten Eide ſchwört, um ſie dann zu brechen!“ — Ich ſchloß die Augen und achtete weder auf die Fußtritte, die ich wieder erhielt, noch auf die Drohungen, welche mir zugerufen wurden. Man mußte doch endlich von mir laſſen. So lag ich lange, lange Zeit, als plötzlich etwas Weiches über meine Wange ſtrich und eine leiſe Stimme mir in das Ohr flüſterte:

„En' taijib — du biſt gut!“

Ich öffnete die Augen und ſah den Knaben neben mir knieen, der meine Wange mit der Hand geliebkoſt hatte. Das durfte nicht geſehen werden, und er huſchte ſchnell und heimlich wieder fort. En' taijib; wie wohl that mir dieſes Wort aus einem Kindermund! — Wie lange aber, ſo flucht auch dieſer Mund mit auf das Chriſtentum!

Mein tapferer Kamil lamentierte mir die Ohren voll; er lag neben mir; ich hörte nicht auf ſein Jammern, und ſo wurde er endlich ſtill und ſchlief ein, ſowie ich auch. Wir wurden aber durch das Morgengebet bald wieder aufgeweckt, und dann ſahen wir, daß die Vorbereitungen zum Weiterritte getroffen wurden. Man hob uns auf Reitkamele und band uns da feſt; dann ging es fort, in langſamem Schritte, weil wir Laſttiere bei uns hatten, die keine guten Läufer ſind.

Der Weg ging ſüdweſtlich mitten in die Wüſte hinein; es regte ſich kein Lüftchen; der Himmel war rein und ließ einen ganz gewöhnlichen Saharatag erwarten; es ſollte aber anders kommen. Noch zu Mittag ahnte niemand, welche Gefahr ſich hinter uns zuſammenzog. Wir hatten da Halt gemacht, um die heißeſten Stunden vorübergehen zu laſſen; da kam der Scheik zu mir, ſah mir mit frechem Blicke in das Geſicht, deutete mit der Hand weit aus nach links und ſagte:

„Da draußen liegt der Raml el Helahk, das fürchterliche Meer des Sandes, welches keinen Menſchen wiedergiebt, deſſen Fuß hineingerät. Wir haben beſchloſſen, dich in demſelben verſinken zu laſſen, und ſind begierig, zu erfahren, ob dein Iſa Ben Marryam ſeinen Anbeter erretten wird."

War es wirklich ſeine Abſicht, mich dieſes fürchterlichen Todes ſterben zu laſſen, oder wollte er mir nur

Angſt machen? Ich würdigte ihn keines Wortes, und er ging enttäuſcht und mich verfluchend davon.

Als die Sonne ſich merklicher zu neigen begann, wurde wieder aufgebrochen. Wir waren noch keine halbe Stunde unterwegs, ſo bemerkte ich, daß alle Kamele, auch die Laſttiere, ganz von ſelbſt einen ſchnelleren Schritt annahmen, worauf außer mir niemand acht zu haben ſchien. Gewohnt, meinen Augen nichts, ſelbſt die geringſte Kleinigkeit nicht, entgehen zu laſſen, ſah ich dann, daß die Tiere ohne Ausnahme ſich etwas ſüdlicher wenden wollten, als ſie geleitet wurden; es gab alſo ein wenig nordwärts hinter unſerm Rücken irgend etwas, was ſie beeinflußte. Ich drehte mich um, ſoweit es mir die Bande zuließen, und erblickte in der angegebenen Richtung ein kleines, leichtes, ſpinnwebartiges Gewölk. Ich wußte ſofort, was uns drohte, denn ich kannte die Anzeichen der verſchiedenen Wüſtenwinde ganz genau.

„Auf, ihr Männer!“ rief ich laut nach vorn. „Beeilt euch, an einen geſchützten Ort zu kommen, denn der Sandſturm naht ſich hinter uns!“

Meine Mahnung wurde zuerſt verlacht; aber ſchon nach zwei, drei Minuten wurden die Geſichter ernſter. Das Wölkchen war größer und dunkler geworden, und die Kamele beeilten ſich noch mehr als vorher. Nun wurde zu den Peitſchen gegriffen, und die Karawane bewegte ſich ſo ſchnell, wie die Kamele laufen konnten, vorwärts. Die Wolke wurde immer größer und dunkler; bald nahm ſie den ganzen Himmel hinter uns ein. Herrgott, wir waren auf den Tieren feſtgebunden! Was ſollte aus uns werden, wenn ſie ſich niederwarfen!

„Losbinden, losbinden!“ ſchrie ich überlaut.

„Nein, nicht losbinden!“ ertönte die Stimme des

Scheiks. „Mögen ſie alle im Sande umkommen und hinab zur Dſchehennah fahren!“

Da erfaßte mich ein Grimm, der mir doppelte, ja mehrfache Kräfte verlieh; ein Druck der angeſpannten Muskeln, und der eine Strick riß entzwei, gleich darauf auch der andere; wahrſcheinlich hatten ſie ſchadhafte Stellen gehabt; ich war nicht mehr gefeſſelt und trieb mein Tier zur äußerſten Anſtrengung an. Vor mir ritt der Khabir: ich mußte ein Meſſer haben. Ich holte ihn ein; die Leiber unſerer Kamele berührten ſich faſt; ich packte ihn mit der Linken, zog ihn herüber, riß ihm mit der Rechten das Meſſer aus dem Gürtel heraus und gab ihm dann einen Stoß, daß er von dem Kamele ſtürzte, welches ohne ihn ledig weiterjagte. Eine Minute ſpäter war ich bei Kamil, den ich im vollen Vorwärtsſtürmen losſchnitt, dann bei Abram Ben Sakir, bei dem auch nur zwei Schnitte genügten, ihn von den Stricken zu befreien; an andere noch zu denken, gab es keine Zeit mehr, denn hinter uns erklang ein brauſender Tubaton, und als ich mich umblickte, ſah ich eine ſcheinbar von der Erde bis zum Himmel reichende dunkle Mauer, welche uns bald einholen mußte. Das war der aufgewühlte Sand, der uns begraben konnte.

Schon begann es, auch vor uns finſter zu werden. Jetzt hatte mich der Sturm erreicht; er packte mich, als ob er mich von dem Kamele ſtürzen wolle; ich hielt mich am Sattelknopfe feſt; er trieb das Tier faſt noch ſchneller vorwärts, als es laufen konnte. Noch war der Sand nicht da, ſondern nur der Sturm; vielleicht gab es noch Rettung. Und da, da ſah ich vorn die fliehenden Reiter ſich zerſtreuen; ſie hatten den Saum des Warr erreicht. Es gab da großes Geſtein und Felſenſtücke, hinter denen man ſich verbergen und Atem holen konnte. Ich brauchte

mein Tier gar nicht zu lenken; es wurde von ſeinem Inſtinkte geführt. Es rannte nach einem ſolchen Felſen und warf ſich hinter demſelben ſo ſchnell nieder, daß ich kaum vorher aus dem Sattel ſpringen konnte. Ich ſchob mich zwiſchen das Kamel und den Stein hinein und ſteckte den Jackenzipfel in den Mund und wickelte das Turbantuch um den Kopf. Kaum war dies geſchehen, ſo hatte mich der Sand erreicht; er fiel wie eine zuſammenſtürzende Wand auf mich; dann gab es keine Sinne und keine Wünſche mehr, als nur das Bedürfnis, Atem zu holen.

Ob ich etwas hörte? Ich weiß es nicht. Jedenfalls ſoviel, daß ich gar nichts hörte. Und wie lange das währte? Das weiß ich auch nicht. Aber plötzlich war es ganz unheimlich ruhig um mich her, und neben mir begann das Kamel, ſich zu bewegen. Ich verſuchte, mich aufzurichten; es ging ſchwer, aber doch. Als ich aufgeſtanden war, ſah ich, welche Laſt von Sand auf mir gelegen hatte; wie erſt bei denen, welche keinen Schutz gefunden hatten. Er ſteckte auch in allen Oeffnungen des Körpers, in der Naſe, in den Ohren, ſogar im Munde, trotz der Umhüllung, und fein wie Pudermehl. Ich hatte die Augen unter dem Tuche feſt zugehabt, und doch war mir dieſes Mehl auch unter die Lider gekommen; ich hatte lange zu thun, wenigſtens ſoviel von ihm zu entfernen, daß ich keine Schmerzen mehr fühlte. Dann ſah ich mich im Kreiſe um.

Ueberall Steine und hinter denſelben Kamele und Menſchen, die ſich aus dem Sande wühlten. Mein Tier war auch aufgeſtanden. Geradezu gefährlich war die Lage der Gefangenen, welche feſtgebunden geweſen waren. Ihre Kamele hatten ſich mit ihnen niedergeworfen, und jetzt, nach dem Aufſtehen hingen die Arme in allen möglichen

halsbrecherischen Stellungen an den Leibern ihrer Tiere. Ich watete durch den Sand, um sie, einen nach dem andern, zu befreien, indem ich sie losschnitt. Die Tuareg ließen dies geschehen: sie hatten alle mit sich selbst zu thun. Und wenn mich jemand hätte hindern wollen, es wäre vergeblich gewesen. Ich war nicht mehr gefesselt und hatte ein Messer; ich konnte mich wehren. Freilich, wenn ich meine Gewehre gehabt hätte, so — — — ah, meine Gewehre! Die hatte der Scheik. Wo steckte dieser? Ich suchte ihn mit den Augen und sah ihn hinter einem Felsen hervortreten; er hatte keine Waffe bei sich und sich nur eben erst aus dem Sande gewühlt. Er verließ den Felsen, hinter dem er gelegen hatte, und ging von einem seiner Leute zu dem andern. Ich vermutete, daß er sich nach seinem Sohne erkundigte, der nicht zu sehen war, und benutzte diese Gelegenheit. Je weiter er sich von seiner Stelle entfernte, desto mehr näherte ich mich ihr, bis ich sie erreicht hatte und neben seinem Hedschihn stand. Binnen einer Minute war ich im Besitze aller meiner Gegenstände und entfernte mich. Es fehlte nur noch der Haik, den ich aber auch noch bekommen mußte.

Der Sandsturm war glücklicherweise kein ganz gefährlicher gewesen und hatte nur kurze Zeit angehalten. Es war niemand eigentlich an seinem Körper zu Schaden gekommen, und bald sahen wir sogar draußen von Nordosten her eine bewegliche Linie, die sich uns näherte; das waren die Lastkamele mit ihren Treibern, die den Sturm auch leidlich überstanden hatten.

In Angst und Sorge befand sich nur einer, nämlich der Scheik, der seinen Sohn nicht fand. Er fragte und jammerte überall herum, ohne ihn zu entdecken. Der Knabe war nicht hier, sondern verschwunden. Der Sand konnte den Tachtirwan mit seinem hochaufragenden Stangen-

werke unmöglich bedeckt haben; man hätte ihn also sehen müssen.

Ich fand mich mit Abram Ben Sakir und seinen Leuten, auch mit Kamil zusammen. Jeder von ihnen hatte Graufiges zu berichten, doch mußten wir dem Sandsturme dankbar sein, weil er durch das Messer des Khabir unser Befreier geworden war. Es stand natürlich bei uns fest, uns keinesfalls wieder gefangen zu geben, obgleich ich bis jetzt der einzige war, der seine Waffen wieder hatte.

Eben langten die Lasttiere an, als der Scheik sich uns näherte.

„Ihr seid frei, und du hast deine Gewehre?“ fragte er betroffen. „Ich werde euch sogleich wieder fesseln lassen, ihr Hunde!“

Er drehte sich zurück, um seine Tuareg herbeizurufen; ich aber ließ es nicht soweit kommen, sondern ich faßte ihn von hinten, riß ihn nieder, kniete auf ihn, setzte ihm das schnell aus dem Gürtel gezogene Messer auf die Brust und befahl ihm in drohendem Tone:

„Schweig, Schurke! Bei dem geringsten Laute, den du hören lässest, fährt dir meine Klinge in das Herz! Und bewege dich ja nicht, wenn dir dein Leben lieb ist! Du sollst jetzt die, welche du Hunde nennst, kennen lernen!“

Das war ihm so überraschend gekommen, und er sah und hörte mir den Ernst meiner Drohung so deutlich an, daß er sich nicht rührte und auch kein Wort hören ließ.

„Wenn ihr gerettet sein und nicht wieder in die Hände der Tuareg fallen wollt, so gehorcht mir augenblicklich!“ befahl ich den um uns stehenden Leuten des Handelsherrn. „Ich halte ihn fest; bindet ihm die Arme und die Beine!“

Sie thaten es. Als es geſchehen war, fragte ich den Scheik:

„Hat dir dein Kundſchafter, der unſer Khabir ſein wollte, geſagt, daß ich die Zaubergewehre beſitze?“

„Ja,“ ſtieß er zornig, aber doch nicht ohne Angſt hervor.

„So wißt, daß ihr verloren ſeid, wenn du es wagſt, mir jetzt zu widerſtreben. Ich will weder euer Leben noch ſonſt etwas von euch; ich fordere nur, daß ihr das Verſprechen haltet, welches ihr mir geſtern abend gegeben habt. Biſt du bereit dazu, ſo gebe ich dich wieder frei und krümme keinem deiner Tuareg ein Haar; weigerſt du dich aber, ſo bekommſt du augenblicklich das Meſſer, und dann ſchieße ich jeden Targi nieder, der uns näher als fünfhundert Schritte kommt. Entſcheide dich ſchnell! Ich zähle bis zehn; bei zehn iſt die Friſt vorüber, und ich ſtoße zu.“

Ich entblößte ſeine Bruſt, ſetzte ihm die Meſſerſpitze ſehr fühlbar auf die nackte Haut, legte ihm die Linke um den Hals und zählte:

„Wahid — — itnehn — — telaht — — arba — — chams — — — — —“ „Halt ein; halt ein!“ rief er aus. „Du biſt kein Moslem, aber auch kein Chriſt, ſondern ein Teufel, ein wahrer Teufel, und ich muß dir gehorchen.“

„Wir ſind alſo frei und bekommen alles, aber auch alles wieder, was uns gehört?“

„Ja.“

„Denke aber nicht, daß du uns jetzt abermals ein Verſprechen giebſt, welches du ſpäter nicht zu halten brauchſt! Du giebſt jetzt den Befehl, daß deine Leute ſich augenblicklich wenigſtens tauſend Schritte weit von uns entfernen. Zehn von ihnen aber dürfen einzeln und

nach und nach herkommen, um uns unſere Kamele und alles übrige Eigentum zu bringen. Erſt wenn dies geſchehen iſt und wir nicht den geringſten Gegenſtand vermiſſen, gebe ich dich frei, und ihr ſetzt euern Weg fort, während wir zurückreiten. Biſt du einverſtanden oder nicht? Bedenke, daß ich nur bis fünf gezählt habe! Ich zähle jetzt weiter."

Ich drückte ihm die Meſſerſpitze feſter auf die Bruſt, er ließ es aber nicht ſo weit kommen, ſondern bat:

„Thu das Meſſer weg! Ich werde thun, was du von mir gefordert haſt."

„Das Meſſer bleibt genau ſo, wie es iſt, auf deiner Bruſt, bis ich ſehe, daß meine Bedingungen erfüllt worden ſind, und wird dir beim geringſten Zweifel, zu dem du mir Veranlaſſung giebſt, in das Herz fahren. Alſo hüte dich vor jeder Hinterliſt!"

Die meiſten der Tuareg hatten ſich jetzt um die angekommenen Laſtkamele verſammelt. Einer von ihnen kam herbeigelaufen und rief uns von weitem zu:

„Wo iſt der Scheik? Es iſt — —"

Er hielt mitten in der Rede inne und blieb erſchrocken ſtehen, denn auf einen Wink von mir hatte ſich unſer Kreis gegen ihn geöffnet, und er ſah den Scheik gebunden im Sande liegen und mich mit dem Meſſer auf ihm knieen.

„Faz'allah!" ſtieß er hervor. „Ihr ſeid nicht mehr gefeſſelt, und da liegt — — —"

„Euer Scheik, wie du ſiehſt," unterbrach ich ihn. „Wenn du ſein Leben und das eure retten willſt, ſo komm herbei, und höre, was er dir zu ſagen hat!"

Er näherte ſich vollends, langſam und mit unſichern Schritten, und es war nun mehr als intereſſant, wie der eine, innerlich bebend vor Grimm, ſeine Befehle erteilte,

und der andere sie, gewiß ebenso wütend, entgegennahm und sich dann entfernte, um sie auszuführen. Wir sahen die Tuareg beisammenstehen, indem sie sich mit lautem Geschrei und unter lebhaften Gestikulationen miteinander berieten. Dann kamen zehn von ihnen in einer lang ausgezogenen Einzelreihe, um uns unsere Gegenstände, zu denen natürlich auch die Kamele gehörten, zu bringen, während die andern sich weit über die von mir geforderte Entfernung zurückzogen. Es fehlten noch verschiedene Sachen, auch mein Haik; ich bestand aber fest darauf, daß uns alles bis auf den wertlosesten Gegenstand zurückzugeben sei, und sie mußten sich fügen. Als wir endlich alles beisammen hatten, sagte der Scheik:

„Nun könnt ihr nichts mehr von uns fordern, und ich werde erfahren, ob du dein Wort hältst oder nicht. Laß mich los!“

„Ein Christ hält stets sein Wort,“ antwortete ich; „ein Muhammedaner aber bestreicht die Bärte seines Propheten und seiner Khalifen mit Lügen und falschen Schwüren. Du siehst, daß diese Männer ihre Gewehre wieder erhalten und geladen haben; wenn du sie zwingst, loszugehen, wird jede Kugel einen von euch treffen. Macht also, daß ihr uns schnell aus den Augen kommt.“

„Wir müssen noch bleiben, denn mein Sohn fehlt noch.“

„So suche eiligst, denn wir verlassen dieses Warr auf keinen Fall eher, als bis wir uns überzeugt haben, daß ihr nicht die Absicht habt, zurückzukehren.“

Bei diesen Worten band ich ihn los. Er stand vom Boden auf, um sich zu entfernen, blieb aber schon nach einigen Schritten stehen, drehte sich nach mir um, hob die rechte Hand wie zum Schwur empor und sagte im Tone des unversöhnlichsten Hasses:

„Du bist der erste Ungläubige, der mich bezwungen hat, und wirst der einzige sein und bleiben. Flieh fort aus diesem Lande, flieh ja fort, denn sobald mein Auge dich wieder treffen sollte, wird mein erster Blick den Tod für dich bedeuten. Allah verfluche dich!“

Er ging. Als er seine Tuareg erreichte, schienen sie ihn mit Vorwürfen zu empfangen, was allerdings gar nicht zu verwundern war. Dann zerstreuten sie sich, um nach dem kleinen Khaloba zu suchen. Wir freuten uns dieses glücklichen Ausganges unseres Abenteuers und lagerten mit unsern Kamelen zwischen den Steinen und sahen zu, wie die Tuareg vergeblich nach dem verschwundenen Knaben suchten. Ich hätte ihnen gern dabei geholfen, denn sein freundliches „En'taijib, du bist gut,“ klang mir noch immer in den Ohren; aber ich durfte es nicht wagen, mich unter diese rachsüchtigen Menschen zu mischen. Sie schienen endlich eine Spur gefunden zu haben, denn sie rannten nach ihren Kamelen, stiegen auf und jagten in südlicher Richtung davon. Wir hörten dabei ihre Rufe, verstanden aber wegen der Entfernung die einzelnen Worte nicht, doch war es mir, als ob sie mehr nach Schreck als nach Freude klängen.

Als sie fort waren, warteten wir noch eine halbe Stunde; dann nahmen wir an, daß sie nicht zurückkehren würden, und machten uns zum Aufbruche bereit. Eben wollte ich mein Kamel besteigen, da rief Kamil, indem er mit der Hand südwärts deutete:

„Warte noch, warte, Sihdi! Da unten kommen Reiter.“

Es war so, wie er sagte. Wir sahen acht oder zehn Männer auf Kamelen kommen, und zwar im eiligsten Laufe ihrer Tiere. Bald erkannten wir sie; es waren Tuareg, deren Scheik ihnen voranritt. Was wollten sie?

Uns etwa eine Falle ſtellen? Ich nahm meinen Stutzen zur Hand, um ſie nicht heranzulaſſen.

„Schieß nicht, ſchieß nicht; es iſt Friede, es iſt Friede!“ rief der Scheik mit überlauter Stimme.

Seine Begleiter blieben halten; er allein kam herbei. Da ſenkte ich den Lauf des Gewehres; er war uns unſchädlich. Ungefähr fünfzig Schritte von uns hielt er ſein Kamel an und bat:

„Laß mich hin zu dir, Sihdi! Ich komme nicht als Feind, ſondern als Flehender, denn du allein kannſt Hilfe bringen, nur du allein!“

„Komm her!“

Er trieb ſein Tier vollends heran, ſtieg aber nicht ab, ſondern blieb im Sattel ſitzen. Ich war aufs höchſte geſpannt auf das, was er von mir wollte; es konnte nichts Gewöhnliches ſein, denn die Züge ſeines Geſichtes waren vor Angſt verzerrt, und ſeine Bruſt rang nach Luft.

„Steig auf, ſteig auf und komm mit mir, komm ſchnell mit mir!“ rief er mir zu. „Wir wiſſen nicht, was wir thun ſollen, und nur du allein kannſt ihn retten, Khaloba, meinen Knaben.“

„Was iſt mit ihm geſchehen? Wo befindet er ſich?“

„Mitten im Sande des Verderbens. Der Sturm der Wüſte hat ihn in den Raml el Helahk getrieben, aus welchem kein Allah und kein Prophet ihn retten kann.“

„Und da ſoll ich ihn retten können, ich, der Giaur?“

„Ja, nur du, nur du allein! Ihr Chriſten wißt alles; ihr kennt alle Höhen und Tiefen der Möglichkeit; eure Augen erblicken das Unſichtbare, und von euren Händen kann nichts verſchwinden, was ſie halten wollen.“

Sprach er die Wahrheit, oder log er, um mich ins Garn zu locken? Ich ſah ihn forſchend an. Nein, dieſes Geſicht konnte nicht lügen. Die Todesangſt, welche in

demſelben lag, war nicht gemacht. Da gab es kein Mißtrauen und kein Zaudern. Ich ſtieg auf mein Kamel. Zwar wollte das Mißtrauen mir wieder und wieder aufſteigen; aber „en' taijib, en' taijib — du biſt gut, du biſt gut", ſo klang die Stimme des Knaben noch lauter als die Stimme des Zweifels und Verdachtes in meinem Herzen und wir flogen vorwärts, der Rettung des Verunglückten oder — — dem neuen Verderben entgegen. Bald erreichten wir die Stelle, wo die Felſen auseinander traten. Da hielten die Tuareg. Ihre Kamele lagen im Sande, mit den Köpfen alle nach uns gewendet und der Gefahr, die ſie kannten, die Rücken zugekehrt. Der erſte Blick zeigte mir die ganze Lage.

Vor mir ſah ich die Ränder einer faſt zirkelrunden, rieſigen Felſenſchüſſel, deren Durchmeſſer ungefähr zwei Kilometer betrug; ihre Tiefe war natürlich unbekannt, mußte aber ſehr bedeutend ſein, denn die Steinränder fielen faſt genau ſenkrecht ab. Welche Flüſſigkeit dieſe Schüſſel enthielt, war jetzt nicht zu ſagen; ihr Inhalt ſchien aus einem naſſen, außerordentlich feinen und leichten Sand zu beſtehen, der keine Laſt zu tragen vermochte, wenigſtens nicht den Fuß eines Menſchen oder eines Tieres. Man denke ſich, daß dieſes Rieſengefäß erſt nur Waſſer oder ſonſt eine Flüſſigkeit enthalten hatte. Dann war der Sand von den Wüſtenſtürmen herbeigetrieben worden. Der ſchwere, alſo untere Teil einer ſolchen Sandſturmmauer, wie die heutige, war von den hohen Felſenrändern abgehalten worden; der hoch oben in den Lüften fliegende, leichte, feine, faſt unwägbare Staub aber war über ſie hereingedrungen und auf die Flüſſigkeit niedergeſunken, ohne unterzugehen, weil er nicht ſchwerer war als ſie. So dachte ich mir das Entſtehen dieſes Sandſees, und ich glaube nicht, daß ich mich dabei irrte. Wehe

dem, der hineingeriet! Ich ſah, wohl vierzig Ellen vom „Ufer des Verderbens“ entfernt, den Tachtirwan auf dieſem Abgrunde des Todes liegen, eine Folge ſeiner leichten Bauart, der dünnen Stoffe, aus denen er beſtand, und der langen phantaſtiſch bewimpelten Stangen, die zu beiden Seiten weit hinausragten, ihn trugen und ſo verhinderten, daß er unterging. Drin ſaß Khaloba, der Tuaregknabe. Er war ſo klug ſich nicht zu bewegen, rief aber unausgeſetzt um Hilfe. Kaum erblickte er mich, ſo jammerte er mir zu:

„Ta' al, ta' al, ja Sihdi! Hallisni min el mot; meded, meded — komm, komm, o Sihdi! Rette mich vom Tode; zu Hilfe, zu Hilfe!“

„Ich komme; ich komme!“ antwortete ich, indem ich aus dem Sattel ſprang. „Halte dich nur ruhig, damit du das Gleichgewicht nicht verlierſt!“

Die Tuareg ſtanden ſtumm. Sie hielten ihre Augen erwartungsvoll auf mich gerichtet, finſtre Augen zwar, in denen aber jetzt nichts von Haß und Rachgier zu ſehen war. Ihr Anführer hatte ſich auch vom Kamele geſchwungen. Als er meine Worte hörte, faßte er meine beiden Hände und rief entzückt aus:

„Du willſt zu ihm, du willſt? Du hältſt es alſo für möglich, ihn zu retten?“

„Bei Gott iſt alles möglich,“ antwortete ich. „Die Gefahr iſt allerdings groß; aber wenn der Allmächtige mir beiſteht, bringe ich dir deinen Sohn herüber; ſollte es jedoch in ſeinem Ratſchluſſe anders beſchloſſen ſein, ſo werde ich mit dem Knaben untergehen.“

„Du wirſt nicht untergehen, ſondern Khaloba retten; Allah iſt allmächtig, und Muhammed iſt groß. Betet das, ihr Männer, betet das mit mir!“

Dieſer Aufforderung Folge leiſtend, wendeten ſich

die Tuareg gegen Osten, erhoben ihre Hände und riefen dreimal:

„Allah 'l khudra el ilahija we Muhammed kebir — Allah ist die Allmacht, und Muhammed ist groß!“

Ich hatte nichts, gar nichts sagen und die Gefahr, in welcher der Knabe schwebte, zu nichts ausnützen wollen; aber Muhammed anrufen und als groß preisen lassen, das fiel mir auch nicht ein; darum wendete ich mich, als die Tuareg nun schwiegen, mit lauter Stimme, so daß alle es hörten, zu dem Scheik:

„Muhammed kebir? Er ist groß? So bin ich also umsonst herbeigekommen? Wohlan, so wollen wir warten und zusehen, wie Muhammed deinen Knaben herüberholen wird!“

Ich setzte mich, als ob uns gar nichts dränge, gemächlich wieder in den weichen, tiefen Sand. Da ergriff er mich bei der Schulter, um mich aufzuziehen und schrie:

„Ne'uhzu billa! Um Gottes willen, was thust du da! Du setzest dich nieder und hast doch vorhin selbst gesagt, daß kein Augenblick zu verlieren sei!“

„Das ist auch jetzt noch meine Meinung, und ich hoffe, daß Muhammed, dessen Hilfe ihr angerufen habt, nicht anders denkt; er mag sich beeilen, sonst ist dein Sohn verloren! Was ich vermag, das vermag ich nur als Werkzeug eines Höhern, und dieser Höhere heißt nicht Muhammed, sondern Isa Ben Marryam.“

„So sei barmherzig, und rette meinen Sohn im Namen dieses deines Isa Ben Marryam!“

„Nachdem ihr Muhammed angerufen habt? Nein! Soll en Nisr[1]) sich herniedersenken, wenn el Aßfur[2]) gerufen worden ist? Da draußen schwebt ein junger An-

[1]) Adler. — [2]) Sperling.

hänger Muhammeds über dem Rachen des Todes, und hier stehen achtzig Muminin[1]), denen kein Prophet die Kraft und den Mut giebt, ihn zu retten, während ein einzelner Christ im Vertrauen auf Isa Ben Marryam das grauenvolle Werk wagen will. Und da fragst du noch, wer mächtiger und größer sei, Isa oder Muhammed? Du scheinst die Lehren euers Propheten nicht zu kennen. Hat er nicht gesagt, daß Isa Ben Marryam am Ende der Tage herniederkommen werde auf die Moschee der Ommajaden in Damaskus, um zu richten alle Lebendigen und alle Toten? Ist da nicht Seligkeit und Verdammnis in die Hand meines Isa gelegt? Nenne mir dagegen die Macht, die euerm Muhammed gegeben ist! Keine!"

„Sihdi, wie quälst du mich! Du streitest über den Glauben und dort schwebt mein Sohn — — oh Allah, Allah, Allah! Siehst du nicht, daß der Tachtirwan wankt, daß er umstürzen und versinken wird!"

Er rief diese Worte nicht, sondern er brüllte sie in der größten Angst. Der Knabe sah, daß ich mich niedergesetzt hatte; er schrie lauter als vorher um Hilfe und bog sich dabei so weit aus der Sänfte heraus, daß sie beinahe das Gleichgewicht verlor. Die Tuareg fielen alle in den Schreckensruf des Vaters ein, welcher mich jetzt bei den Schultern nahm und mich anflehte:

„Steh auf; steh auf, und hilf, Sihdi! Wenn du den Sohn unseres Stammes rettest, werden wir Isa Ben Marryam die Ehre geben!"

„Ruft ihn an, so wird er helfen!"

„Wie sollen wir rufen?"

„Habt ihr vorhin gesagt: Muhammed kebir[2]), so ruft jetzt dreimal: Isa Ben Marryam akbar![3])"

---

[1]) Gläubige. — [2]) Ist groß. — [3]) Ist größer.

Da wendete er sich an seine Leute:

„Ihr habt gehört, was dieser Sihdi von uns fordert. Muhammed hat selbst gesagt, daß Isa Ben Marryam alle Lebendigen und alle Toten richten werde; er ist also der Herr des Gerichtes und des ewigen Lebens. Stimmt mit mir dreimal ein in den Ruf: Isa Ben Marryam akbar!“

Ich hatte viel, ja mehr als zu viel verlangt; aber die Angst um den Knaben erfüllte alle Anwesenden, und so erhoben sie wie vorhin die Hände, und es erklang dreimal der Ruf im Chore, der noch bei keinem von ihnen über die Lippen gekommen war. Nun erst stand ich auf und sagte:

„Keine Stange reicht bis hin, und kein Strick kann bis dorthin geworfen werden; ich muß mir ein Kellek[1]) bauen, welches mich hintragen wird.“

„Ein Kellek? Woraus?“ fragte der Scheik erstaunt.

„Hast du nicht darüber nachgedacht, warum ich vorhin das Zelt Abram Ben Sakirs mitnahm? Hast du gemeint, daß ich es auf dem todbringenden Raml el Helahk aufschlagen wolle? Das Floß muß sehr leicht, sehr lang und sehr breit sein, wenn es mich tragen soll und ich nicht versinken will. Das mitgebrachte Zelt und das deinige, welches ich hier sehe, sie beide werden mir das leichte Leinen liefern, und aus den Zeltstangen fertigen wir das Gerippe des Flosses. Vorher aber muß ich sehen, wie tief die Flut des Sandes ist und welche Tragkraft sie besitzt.“

Ich nahm eine Zeltstange und ging, mit derselben vorsichtig vor jedem Schritte den Boden sondierend, auf den Rand des Sees zu, den man, weil eben alles, alles

---

[1]) Floß.

Sand war, nicht unterſcheiden konnte. Jeder unvorſichtige Schritt konnte mir den Tod bringen. Bald fühlte ich mit der Stange, daß der Boden vor mir ſchwand; ich kniete nieder und fuhr mit der Stange in die Sandflut; es gab keinen Halt. Hierauf wurden mehrere Seile zuſammengebunden, mit einem Stein an dem einen Ende. Ich ließ den Stein hinab; die Seile hatten eine Länge von wenigſtens zwanzig Metern; ſie liefen ab, ohne daß der Stein Grund fand; der Sandſee war alſo gleich an ſeinem Rande ſo tief, daß wir dieſe Tiefe nicht meſſen konnten; es wurde mir nun doch ein wenig unheimlich zu Mute, denn von Schwimmen konnte keine Rede ſein. Wenn das Floß ſich nicht bewährte und ich in den Sandbrei geriet, war ich verloren, weil eben die Konſiſtenz dieſes Breies mir die Bewegungen des Schwimmens nicht erlaubte.

Nun ging es an die Herſtellung des Floſſes, für deſſen Konſtruktion es kein Modell gab; ich mußte den geeignetſten Bau dieſes Fortbewegungsmittels ſelbſt erfinden. Auch ein paſſendes Ruder mußte ich mir ausdenken; die gewöhnliche Form war nicht nur nicht zu brauchen, ſie konnte mir ſogar gefährlich werden. Ich fertigte mir ein nur hinten anzuwendendes Stoßruder, welches aus einer Zeltſtange beſtand, an welche rechtwinkelig ein Leinwandrahmen befeſtigt war. Dieſes Ruder war mir nur zur Hinfahrt nötig; bei der Rückfahrt ſollte ich gezogen werden, und zwar mittels einer langen Leine, die ich an das Floß feſtband, während ihr anderes Ende in den Händen der Tuareg blieb.

Die Herſtellung des Floſſes und des Ruders erforderte eine lange Zeit, und es koſtete uns unzählige Zurufe an den Knaben, ihn bei Geduld, Hoffnung und Mut zu erhalten. Endlich waren wir fertig; aber das

Schwierigſte war damit noch nicht geſchehen, denn das Allerſchwerſte war die Einſchiffung. Das Leinwandfloß war notwendigerweiſe hoch elaſtiſch; es gab nach und „ſchwappte“ in allen ſeinen Teilen; das Beſteigen desſelben war allein an ſich ein lebensgefährliches Wagnis; ich benahm mich dabei ſo vorſichtig wie noch nie, und es gelang. Sie ſchoben das Floß mit Stangen vom Ufer ab, und ich konnte das Ruder anwenden. Wie glücklich war ich, als ich ſah, daß es ſich bewährte! Vierzig Ellen weit! Mit einem Boote im Waſſer eine Kleinigkeit, einige Ruderſchläge, hier aber in dem zähen Höllenbrei eine todesangſtvolle Arbeit von einer vollen halben Stunde! Ich hatte mich oft, ſehr oft in Gefahren befunden, aber nie dabei das gefühlt, was ich jetzt empfand. Dieſes wahrhaft teufliſche, nervenzerreißende Schmatzen, Klatſchen, Pfauchen und Blaſenwerfen der ſchlammigen Maſſe, durch oder über welche ich mich fortzuſchieben hatte! Haben mir jemals die Haare zu Berge geſtanden, ſo iſt es damals geweſen. Der Strick, welchen ich vom Ufer aus hinter mir nachzog, bildete keine gerade Linie, ſondern er wand ſich wie eine Schlange dem Floße nach. Und auch die Tuareg hatten Angſt; das zeigte mir ihr Wehegeſchrei, wenn mein haltloſes Fahrzeug einmal das Gleichgewicht verlor. „Iſa Ben Marryam akbar!“ ſo klang es immer und immer hinter mir her.

Endlich, endlich war ich dem Tachtirwan ſo nahe, daß ich beinahe mit ihm zuſammenſtieß.

„Rette mich, o rette mich, Sihdi!“ flehte der Knabe.

„Habe keine Sorge!“ antwortete ich. „Wenn du nur ruhig ſitzen bleibſt und das Gleichgewicht nicht verlierſt, ſo bringe ich dich glücklich hin zum Vater. Sollte der Tachtirwan ſchwanken, ſo neigſt du dich ſchnell nach der Seite, die ich dir zurufe.“

Ich hatte einen dünnen, nicht zu schweren Strick an die Vorderseite meines Rahmens befestigt und aus dem andern Ende eine Schlinge gemacht. Diese warf ich nach der untern Querstange des Tachtirwan. Wie gut war es, daß ich geübt im Lassowerfen war, sonst hätte ich mich stundenlang resultatlos bemühen können, denn ich durfte weder aufstehen noch von meinem Sitze nur einen Fuß breit fortrücken. Die Schlinge faßte gleich beim erstenmal.

„Zieht, ihr Männer, zieht, aber langsam, nur sehr langsam!“ rief ich nach dem Ufer hin.

Sie folgten meiner Aufforderung; die Seilschlange spannte sich an; mein Floß bewegte sich rückwärts, und der Tachtirwan folgte nach. Er war zwar zu leicht gewesen, als daß er hätte untergehen können, aber als Fortbewegungsmittel taugte er weniger als nichts; er schwankte außerordentlich und wäre ganz gewiß gekentert, wenn ich nicht an diesen Umstand gedacht gehabt und zwei weitere Schnüre mitgebracht hätte. Ich warf die Schlingen derselben rechts und links um die äußersten Enden der obern Querstange und konnte nun, bald hüben und bald drüben ziehend, der Sänfte einen bessern Halt verleihen. Glücklicherweise war der Knabe so besonnen, sich nach Bedürfnis so zu neigen, wie ich es ihm zurief, und es mir dadurch zu erleichtern, den Tachtirwan im Gleichgewicht zu halten.

Dennoch ging die Fahrt zurück viel langsamer als meine Herfahrt, und wir brauchten die Zeit von drei Viertelstunden, ehe mein Floß das Ufer erreichte. Der Vater riß den Knaben an sein Herz; die Tuareg jubelten überlaut; ich aber ging still zur Seite und faltete die Hände; ich hatte nicht mit ihnen, sondern mit Einem, dem Einzigen, dem Allbarmherzigen zu sprechen, dem ich

die Erlöſung aus dem entſetzlichen Schlunde des Verderbens verdankte, deſſen Gefährlichkeit mir erſt jetzt, da ich ihm entronnen war, richtig und voll zum Bewußtſein kam. Da hörte ich hinter mir die Stimme des Scheiks:

„Er betet. Er iſt ein Chriſt und giebt Allah zuerſt die Ehre; wir aber ſchreien wie die Wahnſinnigen und denken nicht an den Herrn der Allmacht, der die Errettung ſandte. Iſt er nicht frömmer, als wir ſind? Laßt uns ihn erfreuen, indem wir ſeinem großen Mu'awin danken!“

Und dreimal erſcholl es laut aus achtzig Kehlen:

„Iſa Ben Maryam akbar!“

Dann kam er zu mir, umarmte und küßte mich und ſagte:

„Sihdi, wir haben viel an dir verbrochen; ſage mir, wie wir es ſühnen können! Wir werden es thun. Verlange meine beſte Stute, meine zehn beſten Kamele; verlange was du willſt; du ſollſt alles, alles haben!“

Mir ſeine beſte Stute anzubieten, das war eine wirklich großartige Dankbarkeit! Alle lauſchten, was ich verlangen würde.

„Ja, ich werde etwas von dir erbitten,“ antwortete ich, „und wenn du mir das gewährſt, wirſt du meinen Dank und Allahs Wohlgefallen haben.“

„Sag, was es iſt!“

„Verdamme niemals wieder einen Chriſten! Glaube mir, der Himmel ſteht uns weiter offen als euch! Muhammed hat euch den Haß und die Rache, Iſa uns aber die Liebe und die Verſöhnung gebracht. Jener war ein Menſch und Sünder ſo wie wir, dieſer aber wahrer Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ihr watet in Blut und vernichtet um eines Wortes willen eure eigenen Brüder; wir aber lieben ſelbſt unſere Feinde und wagen unſer

Leben für die, welche nach dem unſerigen trachten. Kein Moslem, kein Freund, kein Verwandter, nicht einmal ſein eigener Vater wollte es wagen, deinen Sohn zu retten; der Feind, der Chriſt, war ſofort bereit dazu, obgleich du ihn beleidigt, bedroht und verflucht hatteſt. Denke nach; denke an dein eigenes Beiſpiel, an das, was du heute erlebteſt! Der Glaube der Chriſten muß doch ein beſſerer, ein ſchönerer ſein als der, den Muhammed euch brachte. Wir nennen Muhammed den Nebi kadib, den falſchen Propheten; ich kann nicht verlangen, daß du von ihm auch ſo denkſt, aber ich bitte dich, wenigſtens nicht mehr zu glauben, daß ein Moslem hoch über einem Chriſten ſtehe. Die Liebe iſt das Erkennungszeichen des allein wahren Glaubens; wer ſie beſitzt und übt, der iſt weit ſicherer Gottes Kind als der, deſſen Herz im Haß und in der Rache lebt."

Er ſah lange ſtill vor ſich nieder, reichte mir dann die Hand und ſagte:

„Deine Worte ſind wie Perlen, die ich nie gekannt habe und nun plötzlich finde; ich will ſie in meinem Herzen aufbewahren; vielleicht werde ich dadurch reich. Ich ſagte dir, du ſeiſt der erſte Chriſt, der mich beſiegt habe, und ſolleſt der einzige und letzte ſein, dem dies gelungen ſei. Jetzt haſt du mich abermals beſiegt, erſt durch die Waffen, jetzt durch die Verſöhnung. Ich danke dir für dieſe Niederlage, denn ſie demütigt mich nicht und giebt mir einen Freund. Willſt du mein Freund, mein Bruder ſein, hochgeehrt von meinem ganzen Stamme und hochwillkommen in allen unſern Häuſern, Hütten und Zelten?"

„Ja, ich will, ſehr gern."

„So wollen wir dieſen Ort des Verderbens verlaſſen und zu Abram Ben Sakir zurückkehren, um dort Lager

zu machen und nach den Geſetzen der Wüſte Blutsbruderſchaft zu ſchließen. Dein Gebet ‚Iſa Ben Marryam akbar‘ hat meinen Sohn vom Tode errettet; dein Freund iſt mein Freund, und mein Feind ſei auch dein Feind; du haſt mein Herz, und ich habe das deinige, denn du haſt mir die Liebe anſtatt der Rache gebracht. Allah jubarik fik — Gott ſegne dich!“ — — —

4.

Blutrache.

1. In Basra.

Jeder meiner Leſer kennt meinen wackern, kleinen Diener Hadſchi Halef Omar, den treueſten und opferwilligſten Untergebenen, den ich jemals gehabt habe. Obgleich ich ſein „Herr und Gebieter“ war, nannte er ſich andern gegenüber doch ſtets meinen „Freund und Beſchützer“, und ich habe dies dem ſpaßigen Hadſchi nie verwieſen, denn ich ſah über ſeine kleinen Schwächen wegen ſeiner ſonſtigen guten Eigenſchaften gern hinweg. Nach unſerer erſten Trennung ſchrieb er mir, wie aus dem früheren Bande „Der Schut“ pag. 534 bekannt iſt, einen Brief, den ich für diejenigen Leſer, welche ihn noch nicht kennen und weil er ebenſowohl ein Muſter orientaliſcher Schreibweiſe als auch ein Charakterbild Hadſchi Halef Omars bietet, hiermit wiedergebe, natürlich in das Deutſche überſetzt:

„Mein lieber Sihdi[1]).

Gnade und Gruß Gottes! Wir ſind angekommen, ich und Omar. Freude und Glück überall! Geld! Panzer! Ruhm, Ehre, Wonne! Kara Ben Nemſi Emir[2]) ſei Segen, Liebe, Andenken, Gebet! Hanneh[3]), die Liebenswürdige, die Tochter Amſchahs, der Tochter Maleks, des Abteïbeh, iſt geſund, ſchön und entzückend. Kara Ben Hadſchi Halef, mein Sohn[4]), iſt ein Held.

[1]) Herr. — [2]) Meint er mich. — [3]) Seine junge Frau. — [4]) War damals ſechs Monate alt.

Vierzig getrocknete Datteln verſchlingt er in einem Atem; o Gott, o Himmel! Omar Ben Sadek[1]) wird heiraten Sahama, die Tochter von Hadſchi Schukar eſch Schamain Ben Mudal Hakuram Ibn Saduk Weſilegh eſch Schammar, ein reiches und ſchönes Mädchen. Allah ſchenke Dir ſehr gutes Wetter und ſchöne Witterung! Rih, der Hengſt[2]), grüßt ſehr ergebenſt und höflich. Omar Ben Sadek hat ein gutes Zelt und eine liebenswürdige Schwiegermutter. Heirate auch bald! Allah beſchütze Dich! Sei ſtets zufrieden, und murre nicht! Ich liebe Dich! Vergiß das Siegel; ich habe weder ein Petſchaft noch Siegellack! Sei immer tugendhaft, und meide die Sünde und das Verbrechen! Komme im Frühjahre! Sei immer mäßig, beſcheiden, zuvorkommend, und fliehe die Betrunkenheit!

Voller Hochachtung, Ehrerbietung, Demut und Anbetung Dein ehrlicher und treuer Freund, Beſchützer und Familienvater

Hadſchi Halef Omar Ben Hadſchi Abul Abbas Ibn Hadſchi Dawud al Goſſarah."

Er forderte mich alſo in dieſem ſonderbar ſtiliſierten Schreibebriefe auf, die Sünde, das Verbrechen und auch die Betrunkenheit zu meiden, obgleich er nicht den mindeſten Grund dazu hatte. Dies war aber ſo ſeine Weiſe, und ich mußte beim Leſen ſeiner Zeilen herzlich lachen. Der Einladung, im Frühjahre zu ihm zu kommen, konnte ich erſt zwei Jahre ſpäter folgen, als ich mich wieder am obern Tigris befand. Von dem, was ich da mit dem Hadſchi erlebt, habe ich ſchon einiges erzählt. Hier mag die Schilderung eines weiteren Ereigniſſes

[1]) Einer unſerer Begleiter. — [2]) Der Rappe, den ich ihm bei unſerem Scheiden geſchenkt hatte.

folgen, welches in Basra begann und in der arabischen Wüste endete, wohin ich gar nicht hatte gehen wollen.

Meine Absicht war vielmehr gewesen, von Basra aus per Schiff nach Abuschehr in Persien zu fahren und von dort aus Schiras, das berühmte, zu besuchen. Basra oder Bassora liegt in einer heißen, sumpfigen und also höchst ungesunden Gegend an der Vereinigung des Euphrat und Tigris, welche Schatt el Arab genannt wird. Darum wollten wir, um unsere Gesundheit nicht zu gefährden, uns nicht lange hier aufhalten. Ich sage „wir" und meine dabei mich, Hadschi Halef Omar, Omar Ben Sadek und zwei Haddedihnaraber, welche mich vom letzten Weideplatze der Haddedihn auf einem Kelek den Tigris herab nach Bagdad gebracht hatten. Dies war aus Anhänglichkeit geschehen, und in Bagdad hatten sie mir lebewohl sagen und zurückkehren wollen. Aber Halef und Omar, meine früheren Gefährten in so manchen Gefahren, hatten sich nur schwer von mir trennen können und mich gebeten, noch bis Basra mitfahren zu dürfen. Ich hatte eigentlich nicht ja sagen wollen, aber endlich doch eingewilligt, weil sie gar so gute Worte gegeben hatten.

Es war dabei von ihnen ein Vorwand benutzt worden, gegen welchen ich nichts sagen konnte. Die Haddedihn, welche vortreffliche Kamelzüchter sind, hatten nämlich mehrere Kelleks[1]) mit Kamelwolle nach Basra gesandt, wo es Händler giebt, welche dieses Produkt gern kaufen und nach Indien und sogar weiter senden. Der Befehl über diese Kelleks war dem zwar jungen aber trotzdem in solchen Handelssachen erfahrenen Mesud Ben Hadschir Schukar übergeben worden. Ben heißt

[1]) Flöße aus aufgeblasenen Ziegenhäuten.

Sohn; Meſud war alſo der Sohn von Hadſchi Schukar, und da, wie Halef in ſeinem Briefe ſagt, Omar Ben Sadek eine Tochter dieſes Hadſchi Schukar geheiratet hatte, ſo war er der Schwager dieſes Meſud Ben Hadſchi Schukar. Dies muß ich erwähnen, wenn das Spätere richtig verſtanden werden ſoll.

Meſud war alſo mit ſeinen Flößen und den ihn begleitenden Haddedihn nach Basra gefahren, und dies gab Halef und Omar den Vorwand, mich vollends dorthin zu begleiten, um ihn aufzuſuchen und mit ihm zurückzukehren. Ich konnte nichts dagegen haben.

Als wir in Basra ankamen, ſuchten wir nach Meſud und fanden ihn ohne große Mühe, da die früher ſo bedeutende Stadt jetzt kaum noch zehntauſend Einwohner hat und Menſchen alſo nicht leicht in der Menge verſchwinden können. Er hatte die Kamelshaare an den Mann gebracht, einen guten Preis erzielt und ſollte das Geld morgen ausbezahlt bekommen.

Ich ging nach dem im Norden der Stadt liegenden Hafenbaſſin, um mich nach einem abwärts ſegelnden Schiffe umzuſehen, erfuhr aber zu meinem Bedauern, daß ich noch mehrere Tage warten müſſe. Was während dieſer Zeit anfangen? Ein im Oriente Unbekannter hätte ſich wohl für dieſe kurze Zeit mit Basra beſchäftigen können, mir aber konnte dieſer Ort gar nichts bieten. Da war es mir denn ſehr lieb, daß die Haddedihn die Abſicht hatten, nach Kubbet el Islam zu reiten, um den Manen Ibn Riſaas ihre Verehrung darzubringen. Kubbet el Islam, zu deutſch Kuppel des Islam, iſt nämlich der Name für Alt-Basra, welches ungefähr fünfzehn Kilometer ſüdweſtlich von Neu-Basra liegt und bis in das vierzehnte Jahrhundert zu den vier Paradieſen der Moslemim gerechnet wurde. Es ſpielt nächſt Bagdad

die bedeutendste Rolle in dem Märchen von Tausend und einer Nacht, und hier war es, wo im vierten Jahrhundert der berühmte Ibn Risaa eine der ersten muhammedanischen Gelehrtenakademien gründete. Daher unterläßt es selten ein „wahrer Gläubige", der sich in Neu-Basra befindet, einen Ausflug nach Kubbet el Islam zu machen, was zwar nicht erforderlich ist, aber doch als verdienstlich gilt.

Um die Zeit zu verbringen, wollte ich diesen Ritt mitmachen, und er sollte morgen vorgenommen werden, wenn Mesud das Geschäftliche vollends besorgt haben wird. Da wir auf dem Kellek gekommen waren, hatten wir natürlich keine Pferde mit, doch waren zu jeder Zeit Mieteſel genug zu bekommen, unter denen sich, gerade so wie in Bagdad, viele Schimmel befinden, die sonst sehr selten sind. Darum sah ich mich nicht schon heute nach Reittieren um, ein Umstand, den wir später sehr zu beklagen hatten.

Wir hatten uns alle in einer Privatwohnung einquartiert, welche in der Nähe des Marghil oder Kut-i-Frengi lag: so wird das englische Konsulat genannt, welches das beste Gebäude von Basra ist.

Am nächsten Morgen begab sich Mesud zu dem Käufer seiner Wolle und erhielt das Geld ausbezahlt. Ich hatte ihn aufgefordert, dies später zu thun, weil er das Geld noch nicht brauchte und man selbst auf einem so kurzen Ausfluge, wie wir ihn vorhatten, vor unliebsamen Begegnungen nie sicher ist, aber er war mir nicht folgsam gewesen. Als er zurückkam, wollte ich gehen, um die nötigen Hamir[1]) zu mieten; da sagte er:

„Das ist nicht nötig, Effendi. Ein freier Araber reitet nicht gern auf einem Esel, und ein so berühmter

[1]) Plural von Himar, Esel.

Emir, wie du biſt, darf ſich erſt recht nicht auf einen ſo niedrigen Sattel ſetzen. Wir werden auf Pferden reiten.“

„Haſt du etwa welche beſorgt?“ fragte ich ihn.

„Ja.“

„Von wem?“

„Von Abd el Kahir, dem berühmten Scheik der Munteſikaraber.“

„Das iſt allerdings ein berühmter und höchſt vertrauenswerter Mann; aber es wundert mich, daß er ſich auf ein ſolches Geſchäft einläßt. Ein ſo hervorragender Krieger pflegt ſeine Pferde nicht zu vermieten.“

„Da haſt du recht. Er vermietet ſie uns auch nicht, ſondern er leiht ſie uns umſonſt, weil er ſich freut, dir dienen zu dürfen.“

„Mir? Ich bin hier fremd. Was weiß er von mir?“

Da fiel mir mein kleiner Hadſchi Halef, welcher jede Gelegenheit, mich und dabei natürlich auch ſich zu verherrlichen, gern ergriff, raſch ein:

„Wie kannſt du nur ſo fragen, Sihdi? Haſt du vergeſſen, was für Heldenthaten wir vollbracht haben? Giebt es auch nur einen Menſchen, der uns gleichzuſtellen iſt? Wir ſind die Rieſen der Kühnheit und der Tapferkeit, und alles, was außer uns lebt, iſt Zwerg gegen uns. Unſere Namen ſind durch alle Länder erklungen, und von unſern Thaten wird in allen Häuſern und Zelten erzählt und geſungen. Warum ſoll Abd el Kahir da nicht wiſſen, daß du der unbeſiegliche Emir Kara Ben Nemſi Effendi biſt, der unter meinem unüberwindlichen Schutze ſteht?“

„Halef, ſchneide nicht auf! Es iſt möglich, daß er von unſern früheren Erlebniſſen einiges gehört hat; aber

woher weiß er, daß wir uns hier befinden und nach dem Kubbet el Islam reiten wollen?"

„Von mir," antwortete Mesud. „Ich habe es ihm gesagt."

„Wo hast du ihn getroffen?"

„Bei dem Händler, von welchem ich mir das Geld geholt habe."

„Bei dem war er? Hat er gesehen, daß du soviel ausbezahlt bekamst?"

„Ja."

„So sei vorsichtig, und nimm es nicht mit!"

„Effendi, was denkst du von Abd el Kahir! Er ist ein ehrlicher Mann, bei dem wir sicherer sind als an jedem andern Orte, soweit die Erde reicht. Und wem sollte ich die Summe während unserer Abwesenheit anvertrauen?"

„Es mag einer von euch hier bleiben, dem du das Geld giebst."

„Dazu entschließt sich keiner, denn das wäre die Unterlassung eines sehr verdienstlichen Werkes."

„Hm! Kennst du Abd El Kahir persönlich?"

„Nein."

„So kannst du also nicht wissen, ob er es wirklich ist. Wann will er mit seinen Pferden kommen?"

In einer Stunde."

„Hm! So möchte ich während dieser Zeit zu dem Händler gehen und mich erkundigen, ob der Araber, welcher bei ihm gewesen ist, wirklich Abd el Kahir war."

„Das ist unnötig, denn der Händler hat ihn bei diesem Namen genannt und, als ich dabei war, mit ihm vom Stamme der Muntefik gesprochen. Als wir miteinander fortgingen, kamen wir in ein kurzes Gespräch, wobei ich ihm sagte, daß wir mit dir nach dem Kubbet el Islam

wollten, und zwar auf Eſeln reitend. Da bot er mir gleich ſeine Pferde an, indem er ſagte, daß es eines ſolchen Emirs, wie du biſt, nicht würdig ſei, ſich auf ein ſolches Tier zu ſetzen; er werde dir gern ſeine eigene, koſtbare Stute leihen."

„So? Sagte er dir, wo er ſeine Pferde hat?"

„Im Dorfe El Nahit, welches draußen vor dem Thore von El Mirbad liegt. Natürlich iſt nur die Stute ſein; die übrigen gehören ſeinen Leuten, die mit ihm ſind; die werden aber nichts dagegen haben, daß wir ſie für die kurze Zeit benutzen."

„Weiß er denn, wo wir wohnen?"

„Ja, denn er iſt mit mir bis an dieſes Haus gegangen."

„So konnteſt du ihn mit hereinbringen!"

Mein Verhalten ſchien ihn halb zu kränken und halb zu erzürnen, denn er ſagte:

„Du haſt mich bis jetzt noch nicht für einen Knaben gehalten, ſcheinſt es aber nun zu thun. Bedenke, daß mir die Kelleks und ihre Fracht anvertraut worden ſind! Das mag dir ſagen, daß ich es nicht nötig habe, Worte des Mißtrauens anzuhören!"

„Und ich verſichere dir, daß es nicht meine Abſicht geweſen iſt, dich zu beleidigen. Ich habe die Gewohnheit, alles mit möglichſter Vorſicht zu thun, und will hoffen, daß dies im vorliegenden Falle nicht angebracht geweſen iſt."

Damit war der Wortwechſel zu Ende, denn ich glaubte, allerdings zu weit gegangen zu ſein. Wer ſollte es wagen, ſich für Abd el Kahir auszugeben, ohne es zu ſein! Dieſer Scheik, deſſen Name „Diener der Tugend" bedeutet, ſtand in einem ſehr guten Rufe, und es war eine Ehre für mich, auf ſeiner Stute reiten zu dürfen.

Nach der angegebenen Zeit ließ sich draußen Pferdegetrappel vernehmen, und dann erschien im offenen Eingange ein dunkelbärtiger Mann, der uns mit einem kurzen Blicke musterte, und dann, zu mir gewendet, mit einer höflichen Verneigung grüßte:

„Sabah el cher, ia Emir — guten Morgen, o Emir! Mein Auge ist stolz darauf, dich sehen zu dürfen.“

Er trug Sandalen an den nackten Füßen und einen einfachen, durch eine Kamelschnur zusammengehaltenen Haïk, dessen Kapuze hinten hinunterhing, so daß sein Kopf jetzt unbedeckt war. Noch selten hatte ich so einen Charakterkopf gesehen. Das dunkle Haar desselben war in viele, dünne Zöpfchen geflochten, welche nach allen Seiten herunterhingen. Schief über die niedrige aber breite Stirn gingen zwei nahe beieinander liegende Narben, welche nicht von einer Verwundung herrührten, sondern sichtbar durch absichtliche Messerschnitte hervorgebracht worden waren. Es giebt Stämme, und dies sind immer sehr kriegerische, welche ihre Angehörigen durch solche Merkmale vor andern auszeichnen. Daß die Muntefikaraber solche Narben trugen, war mir bisher unbekannt geblieben. Der Bart war dichter, als sonst bei den Arabern zu bemerken ist. Sein Auge hatte einen scharfen, fast stechenden Blick, was aber kein Grund war, mißtrauisch zu sein, zumal er in so höflicher Weise grüßte. Daß er vom Stolz sprach mich zu sehen, war orientalische Ausdrucksweise und nicht etwa eine Ueberschwenglichkeit, die mich hätte zur Vorsicht mahnen können. Darum stand ich auf, verbeugte mich ebenso und antwortete:

„Sabah el cher, ia Scheik! Sei mir willkommen, und setze dich!“

Ich reichte ihm die Hand, und dann setzten. wir uns nebeneinander nieder, um uns einige Minuten lang

in jener Weiſe zu unterhalten, welche eigentlich keinen Zweck hat, aber durch die Sitte geboten iſt. Dann erhoben wir uns wieder und gingen hinaus, um den beabſichtigten Ritt zu beginnen.

Wir waren zuſammen zwölf Perſonen, und draußen hielten ebenſoviele Pferde, die nicht beaufſichtigt und auch nicht zuſammengebunden waren. Er hatte auf einem geſeſſen, und die andern waren ihm, gehorſam wie die Hunde, bis zu unſerer Wohnung gefolgt; dies iſt den Beduinenpferden angewöhnt. Ich ſah eine ſehr ſchöne Fuchsſtute dabei, die jene koſtbare Art Sattel- und Riemenzeug trug, welche der Perſer Reſchma nennt. Er deutete auf ſie und ſagte:

„Steig auf, Emir! Dieſes Pferd iſt für dich beſtimmt, und ich denke, daß du mit ihm zufrieden ſein wirſt.“

Ich folgte ſeiner Aufforderung, als ob es ſich von ſelbſt verſtände, daß ich das beſte Pferd zu bekommen hätte, und dann ging es im langſamen Schritte zur Stadt hinaus. Als wir dieſelbe im Rücken hatten, nahmen wir eine ſchnellere Gangart an, und da merkte ich gar wohl, welchen Wert die Stute hatte. Mit meinem Rih war ſie aber freilich nicht zu vergleichen. Später fielen wir aus dem Trabe in Galopp, und es war nach der langen Fahrt auf dem Floße ein wahres Vergnügen, ſo über die Ebene dahinzufegen.

Ich war noch nie in dieſer Gegend geweſen, wußte aber, daß Kubbet el Islam ſüdweſtlich von Neu-Basra lag wir ritten aber beinahe gerade nach Süden. Das fiel mir zunächſt nicht auf, denn ich konnte falſch unterrichtet ſein. Als aber eine Stunde vergangen war und wir Alt-Basra noch nicht erreicht hatten, wurde ich bedenklich. Wir mußten weit über fünfzehn Kilometer zurückgelegt haben.

Die Haddedihn hatten sich während des Rittes unterhalten, ich aber war mit Halef an der Spitze schweigsam gewesen, weil ich mich nur mit dem Pferde beschäftigt hatte. Jetzt drehte ich mich nach dem Scheik um, welcher der letzte war. Dieses Umdrehen geschah rasch und für ihn unerwartet, und da sah ich, daß seine funkelnden Augen mit einem unerklärlich begehrlichen Blicke auf mich gerichtet waren. Als er aber bemerkte, daß ich ihn ansah, senkte er sofort die Lider, und sein Gesicht nahm den Ausdruck der Gleichgültigkeit an. Ich hielt mein Pferd an, ließ ihn zu mir herankommen, ritt dann an seiner Seite, aber nun langsam, weiter und fragte:

„Du weißt genau, wo Alt-Basra liegt, o Scheik?"

„Wie sollte ich es nicht wissen!" antwortete er.

„Es scheint mir aber doch, daß du dich irrst. Wir sind so schnell geritten, daß wir schon längst dort sein müßten."

„Wie gefällt dir die Stute?"

Diese Frage schien mit meinen Worten so wenig in Beziehung zu stehen, daß ich verwundert antwortete:

„Sie ist ein gutes Pferd; aber ich sprach doch nicht von ihr, sondern von Kubbet el Islam!"

„Das habe ich wohl verstanden, doch sah ich, daß dir das Pferd gefiel, und weil ich dir die Freude, es zu reiten, gönnte, haben wir einen Umweg gemacht, der aber nur gering ist. Kommt jetzt zurück!"

Er wendete sein Pferd um und schlug eine nordwestliche Richtung ein. Wir waren also schon über Alt-Basra hinaus. Das machte mich mißtrauisch, obgleich seine Ausrede eine sehr geschickte war.

„Ich hoffe, daß du uns ein ehrlicher Führer bist, o Scheik!" warnte ich ihn.

Da fuhr er zornig auf:

„Willſt du mich beleidigen, Emir?“

„Nein; aber wir haben Kubbet el Islam beſuchen, jedoch nicht ſpazierenreiten wollen. Warum haſt du uns nicht auf geradem Wege hingeführt?“

„Aus dem Grunde, den ich dir geſagt habe. Du ſollteſt das Vergnügen länger haben. Ich borgte euch unſere Pferde, ohne etwas dafür zu verlangen, und du dankſt mir dafür durch eine Beleidigung. Es iſt ein Glück für dich, daß ich keine Waffe bei mir habe, ſonſt würde ich dich zwingen, mit mir zu kämpfen.“

„Wie? Du wärſt nicht bewaffnet?“

„Nein. Ich habe Meſſer und Gewehr zurückgelaſſen und bin allein mit euch geritten, um euch zu zeigen, daß ich es ehrlich meine und dem berühmten Emir Kara Ben Nemſi die Achtung zolle, die ihm gebührt. Schau her!“

Er hatte allerdings kein Gewehr bei ſich, und als er bei ſeinen letzten Worten den Haïk vorn auseinanderſchlug, ſah ich, daß er auch kein Meſſer bei ſich hatte. Da verſchwand mein Mißtrauen und ich bat:

„Verzeihe, daß meine Rede anders klang, als ich beabſichtigte! Beleidigen wollte ich dich nicht.“

„Ich mußte mich über dein Mißtrauen zehnfach wundern, denn ſelbſt wenn ich hundert Krieger bei mir hätte und wir alle bewaffnet wären, könnten wir doch nichts gegen euch machen. Es iſt ja bekannt, daß Kara Ben Nemſi mehrere Bunduk es Sihr[1]) beſitzt, mit denen er immerfort ſchießen kann, ohne laden zu müſſen. Dies müßte, ſelbſt wenn ich eine böſe Abſicht gegen euch hätte, mich von derſelben abbringen.“

---

[1]) Gewehre der Zauberei.

Also selbst bis in diese Gegend, bis zu den Muntefik-arabern war die Kunde von meinem Henrystutzen gedrungen! Ich brauchte mich freilich nicht darüber zu wundern, wenn ich an die Erfolge dachte, welche ich diesem Gewehre bei den Arabern des Tigris zu verdanken gehabt hatte.

Nach kurzer Zeit kamen wir an den ausgetrockneten Flußarm, welche Dscharri Zaabe heißt, und da sahen wir die Ruinen von Alt-Basra liegen. Wir hätten eigentlich von Nordosten an dieselben kommen müssen, befanden uns aber infolge unseres Umweges an ihrer südöstlichen Seite.

Mein Mißtrauen war, wie bereits gesagt, verschwunden, erwachte aber wieder, als ich bemerkte, daß Abd el Kahir das Ruinenfeld mit einem scharfen, erwartungsvollen Blicke absuchte. Hatte er etwa jemand herbestellt, nach dem er jetzt forschte? Wer konnte das sein? Einer seiner Leute? Oder gar mehrere? Von der Zeit an, wo er sich gegen Mesud erboten hatte, uns seine Pferde zu borgen, waren weit über zwei Stunden vergangen, genug für die Muntefik, um zu Fuße herzukommen. Hatte ich das Richtige getroffen, so war ihr Weg der direkte, der kürzeste gewesen, und der Scheik hatte einen Umweg gemacht, damit wir ihre Spuren nicht sehen sollten. Jetzt kam mir sein Verhalten in einem ganz andern Lichte vor. Nun erkläre ich mir auch den begehrlichen Blick, den er auf mich geworfen hatte; er war weniger auf meine Person als vielmehr auf meine Gewehre, auf die „Zauberflinten" gerichtet gewesen, die schon gar manchem in die Augen gestochen hatten.

Aber ich konnte mich auch irren und sagte mir darum, daß ich nichts gegen ihn unternehmen dürfe, bis ich die Beweise für seine Unehrlichkeit in den Händen

hätte. Wenn ich ihn wieder ohne Grund beleidigte, konnten wir alle leicht der Rache dieſes mächtigen Scheiks verfallen.

„Da du Kubbet el Islam ſo genau kennſt,“ ſagte Meſud zu ihm, ſo wirſt du uns wohl ſagen können, welche von den Ruinen die des Beit Ibn Riſaa[1]) iſt? Dort müſſen wir unſere Andacht verrichten.“

Der Gefragte zeigte nach einem auf der Südſeite gelegenen Ruinenhaufen und antwortete:

„Dort iſt's, wohin ich euch führen muß. Die Pferde laſſen wir hier.“

„Warum?“ fragte ich. „Wir können ja hinreiten.“

Da blitzte mich ſein Auge drohend an und er erwiderte:

„Die Pferde gehören nicht euch, ſondern mir, und ſie bleiben da, wo ich es beſtimme!“

„So bleibe ich auch hier!“

„Thu, was du willſt. Ihr andern kommt!“

Er ging fort, und ſie folgten ihm. Ich fand kaum noch Zeit, Meſud zuzuraunen, vorſichtig zu ſein, und Omar Ben Sadek einen warnenden Blick zuzuwerfen. Halef blieb bei mir ſtehen.

„Du gehſt nicht mit?“ fragte ich ihn.

„Nein. Ich gehöre zu meinem Sihdi und habe keinen Grund, dieſen Ibn Riſaa zu verehren. Ich verehre Iſa aber nicht Riſaa. Dieſer Scheik ſcheint dir nicht zu gefallen?“

„Nein. Ich habe ihn im Verdacht, böſe Abſichten gegen uns zu hegen. Bleib hier bei den Pferden, während ich nachſehen werde, ob meine Vermutung richtig iſt!“

„Welche Vermutung?“

---

[1]) Haus des Ibn Riſaa.

„Daß ſich ſeine Munteſik auch hier befinden.“

„Die ſind doch in dem Dorfe El Nahit!“

„Will es wünſchen! Es iſt bis jetzt nur ein Verdacht, der auf keinem feſten Grunde ruht, und es wird mir ſehr lieb ſein, wenn ich dieſen Grund nicht finde. Alſo bleib hier, und entferne dich ja nicht von den Pferden, deren Beſitz für uns höchſt wichtig iſt.“

„Wo willſt du hin?“

„Nach der Nordſeite des Ortes. Sehe ich dort keine Spuren, ſo habe ich mich geirrt.“

„So laß mir deine Gewehre hier, denn ſie werden dir beim Klettern hinderlich ſein.“

„Gerade die nehme ich mit, denn man könnte es auf ſie abgeſehen haben.“

Ich ging. Halef hatte vom Klettern geſprochen, und zwar mit Recht. Ich hätte allerdings den ganzen Plan umgehen können, ohne klettern zu müſſen, aber dazu lange Zeit gebraucht, während meine Anweſenheit jeden Augenblick nötig werden konnte. Darum ging ich nicht ganz nach dem nördlichen Ende der Ruinenſtadt, ſondern bog ſchon eher in weſtlicher Richtung zwiſchen die Trümmerhaufen ein. So mußte ich jede von Norden kommende Spur durchkreuzen und bemerken.

Das Ruinenfeld beſaß eine weit, weit größere Ausdehnung, als ich gedacht hatte. Ich kam immer tiefer zwiſchen Schutt und Mauerreſte hinein, ohne auf eine Spur zu treffen. Mein Mißtrauen war doch wohl ungerechtfertigt geweſen. Schon wollte ich mich umwenden, um zu Halef zurückzukehren, da ſah ich, zwiſchen zwei verfallenen Lehmmauern ſtehend, jenſeits derſelben eine ebene, freie Stelle, wo die Erde fein wie Staub war, und in dieſem Staube ſchien es Eindrücke zu geben, welche freilich auch von einem Tiere herrühren konnten.

Schnell war ich dort und bückte mich — — nein, ich bückte mich nicht nieder; dies war gar nicht notwendig, denn ich sah auch so ganz deutlich, daß hier Leute vorübergekommen waren; es konnten kaum weniger als zehn Personen gewesen sein.

Meine Ahnung! Im ersten Augenblicke wollte ich zu Halef zurück; aber er befand sich wahrscheinlich gar nicht oder überhaupt nicht in Gefahr, sondern es war zunächst auf Mesud abgesehen, der das Geld bei sich hatte. Er war mit den andern Haddedihn nach irgend einer Stelle gelockt worden, wo sich die Muntefik versteckt hatten, um ihn auszurauben und gar auch zu ermorden. Nach dieser Stelle mußten die Spuren, die ich vor mir sah, führen. Darum kehrte ich nicht um, sondern ich folgte ihnen, und zwar so schnell, wie es mir bei dem schwierigen Terrain möglich war. Es ging auf- und abwärts, bald einen Trümmerhaufen empor, bald in ein steiles Loch hinunter. Zuweilen war ich, um einen Bogen, welche die Fährte machte, abzuschneiden, zu gefährlichen Sprüngen gezwungen. Ich rannte, sprang und kletterte weiter und weiter, bis ich, auf einem hohen Ruinenhaufen angekommen, keuchend stehen bleiben mußte, um mich einen Augenblick zu verschnaufen.

Da sah ich links, doch weit von mir die Pferde. Halef saß bei ihnen im dürren Grase, und neben ihm stand — — der Scheik. Sie schienen sich ganz freundlich zu unterhalten. Sollte ich mich denn wieder und immer wieder irren? Sollte Abd el Kahir doch ein ehrlicher Mann sein? Schon wollte mir das Herz wieder leicht werden, da sah ich, daß er einen Stein vom Boden aufhob und, ihn zum Schlage hochhaltend, schnell hinter Halef trat.

„Halef, ati balak, ati balak — — Halef, paß auf,

paß auf!“ ſchrie ich hinunter, doch zu ſpät; der brave Hadſchi bekam den Hieb auf den Kopf und fiel hintenüber.

Da packte mich eine Wut, wir ich ſie wohl noch nie gefühlt hatte. Ich rannte, oder vielmehr ich ſauſte rutſchend von dem Haufen hinab, ſchlug unten die Richtung nach den Pferden ein, mußte über eine hohe, von der Sonne faſt zu Mehl gebrannte Mauer klettern; ſie war mürbe wie Pfefferkuchen; dennoch kam ich hinauf; ich wollte drüben hinauf, ſah aber gerade in dieſem Augenblicke Leute kommen, die nicht meine Haddedihn waren und unten vorüber wollten. Zugleich ertönte weiter ſüdwärts von mir ein Geſchrei, welches mir ſagte, daß dort ein Unglück geſchehen ſein müſſe. Sollte ich dorthin, oder — — ja, was ich ſollte oder wollte, das galt jetzt nichts, denn die Mauer, auf welcher ich ſtand oder vielmehr hing, brach unter mir zuſammen und ich ſtürzte hinab, mitten zwiſchen die Kerls hinein, die ſich augenblicklich auf mich warfen.

Was in den folgenden Minuten geſchah, das weiß ich nicht. Es war mir ſpäter, als ob ich, in eine dichte Staubwolke gehüllt und von vielen Händen am Boden feſtgehalten, mit Händen und Füßen um mich geſchlagen und geſtoßen hätte, um mich frei zu machen. Dann hüllte mich nicht bloß der Staub, ſondern auch die Vergeſſenheit ein.

Als ich wieder zu mir kam, ſah ich Omar Ben Sadeks Geſicht gerade über dem meinigen.

„Du ſchlägſt die Augen auf, Effendi?“ rief er aus. „Hamdulillah, du biſt alſo nicht tot! Siehſt du mich? Hörſt du, was ich ſage?“

Ich wollte antworten, brachte aber im Moment kein einziges Wort hervor. Mein Hals ſchien eine umge-

wendete Kardendiſtel und mein Kopf ein großes aber leeres Waſſerfaß zu ſein, ſo war ich an dem erſteren gewürgt und auf den letzteren geſchlagen worden.

„Wach auf, Sihdi, wach vollends auf!“ bat Omar weiter. „Verſtehſt du denn nicht, was ich ſage? Du haſt doch die Augen offen!“

Es ſtanden ſieben Haddedihn bei ihm, welche ebenſo angſtvoll auf mich niederblickten; aber ich konnte weder etwas ſagen noch mich bewegen.

„O Allah! Er iſt trotz der offenen Augen tot!“ fuhr er fort. „Wo mag Halef ſein? Warum iſt er nicht mit unſerm lieben Effendi gegangen!“

Halef! Mein guter, kleiner Hadſchi! Das gab mir die Beſinnung, die Bewegung und auch die Sprache wieder. Ich ſprang auf und ſchrie:

„Kommt, kommt! Halef iſt wahrſcheinlich ermordet worden!“

Ich wollte fort, wankte aber und ſtürzte wieder nieder, raffte mich abermals auf und brach noch einmal zuſammen.

„Halef ermordet? Wo denn, wo?“ riefen die Haddedihn.

„Bei den Pferden. Lauft hin, lauft hin!“

„Ja, lauft hin, rennt hin!“ ſtimmte mir Omar bei. „Ich muß hier bei meinem Sihdi bleiben; er kann nicht auf, er kann nicht fort.“

„Ich kann, denn ich muß!“ entgegnete ich, während ſie fortrannten.

„So verſuche es, mein lieber, lieber Effendi! Ich werde dich ſtützen.“

Er hob mich auf, und mit ſeiner Hilfe konnte ich gehen, langſam zwar, aber doch. Je weiter wir kamen, deſto freier wurde mir der Kopf, und deſto williger ge-

horchten mir die Beine. Als wir dorthin kamen, wo ich Halef zurückgelaſſen und zuletzt mit dem Scheik geſehen hatte, lag er ohne Beſinnung und mit blutendem Kopfe auf der Erde. Die Pferde waren fort, alle fort. Das brachte mir meine körperliche und geiſtige Spannkraft wieder. Ich machte mich von Omar los, der mich nun nicht mehr zu halten brauchte, und befahl einem Haddedihn:

„Lauf eiligſt nach dem Nordende der Trümmerſtadt, ob du von dort aus die Muntefik mit ihren Pferden noch erblicken kannſt!“

Er gehorchte dieſer Aufforderung, und ich kniete neben Halef nieder, um ihn zu unterſuchen. Er war nicht tot, ſondern nur betäubt, und die ihm mit dem Steine beigebrachte Wunde, welche blutete, ſchien auch nicht gefährlich zu ſein. Wir konnten unbeſorgt um ihn auf ſein Erwachen warten. Nun erſt bemerkte ich, daß wir nicht vollzählig waren.

„Wo iſt denn Meſud?“ fragte ich. „Ich ſehe ihn doch nicht.“

„O, Sihdi, wie recht hatteſt du, als du mir winkteſt und ihm leiſe ſagteſt, vorſichtig zu ſein!“ antwortete Omar. „Meſud, der Bruder meines Weibes, iſt tot, erſtochen und ausgeraubt worden von den Hunden vom verfluchten Stamme dieſer Muntefik.“

„Herrgott! Iſt's wahr?“

„Ja. Wir fanden ſeine Leiche.“

„Ich dachte es mir, als ich euch ſchreien hörte. So hat er meine Warnung alſo doch nicht beachtet!“

„Leider nicht! Während wir auf unſern Knieen lagen, um dieſen Ibn Riſaa zu verehren, den Allah beſſer nicht erſchaffen hätte, lockte der Häuptling ihn, ohne daß wir es bemerkten, unter irgend einem Vorwande

fort. Da hörten wir ihn um Hilfe rufen und eilten ihm nach, mußten aber ſuchen, ehe wir ihn in einer Blutlache fanden. Er war gerade in das Herz geſtochen worden. Das Geld iſt fort. Wir erhoben ein großes Geſchrei und wollten zu den Pferden, zu dir. Das hat die Mörder von dir verſcheucht und dir das Leben gerettet. Aber ſie ſind entkommen!"

„Für jetzt, doch nicht für immer; darauf kannſt du dich verlaſſen. Wir werden den Schatt el Arab nicht eher verlaſſen, als bis wir mit dieſem Scheik Abd el Kahir abgerechnet haben. Wo liegt Meſud Ben Hadſchi Schukar? Führt mich zu ihm!"

Einige blieben bei Halef; die andern gingen mit mir fort. Wir kamen an der Stelle vorüber, wo ſie mich beſinnungslos gefunden hatten. Hier fielen mir meine Gewehre ein, die ich bei mir gehabt hatte. Welch ein Schreck! Sie lagen nicht da; ſie waren verſchwunden; die Muntefik hatten mit Entzücken Beſitz von den berühmten „Zauberflinten" ergriffen. Das war ein Verluſt, daß ich, anſtatt darüber zu klagen, ihn ſchweigend hinnahm; aber dieſes Schweigen war ein Schweigen grimmiger Entſchloſſenheit, mir die Gewehre wiederzuholen. Sonſt hatten die Muntefik mir nichts genommen, weil ſie von den herbeiſtürmenden Haddedihn vertrieben worden waren.

Dann kamen wir dorthin, wo Meſud lag. Wie ſchnell hatte er ſeine Vertrauensſeligkeit, ſein zu großes Selbſtbewußtſein büßen müſſen. Ja, er war tot, gerade und genau ins Herz getroffen. Den Inhalt aller ſeiner Taſchen hatten die Muntefik mitgenommen. Omar Ben Sadek ſah finſtern Blickes auf die Leiche nieder, tauchte die Finger der rechten Hand in das Blut, hob dieſe Hand dann empor und ſagte:

„Effendi, ich weiß, daß du milder denkst als wir. Ich habe schon einmal einen Racheschwur gethan, damals auf dem Schott, unter dessen Salzdecke mein Vater verschwunden war[1]), und später mich nicht durch den Tod des Mörders gerächt, sondern ihn nur geblendet; diesmal aber werde ich keine Gnade walten lassen, sondern meine Hand ebenso in Abd el Kahirs Blut tauchen, wie ich sie jetzt in dasjenige des Ermordeten getaucht habe. Willst du mir dazu verhelfen?“

Zum Gegenmorde verhelfen? Ich, als Christ? Nein! Und doch konnte ich ja sagen, weil ich wußte, daß nicht der Scheik der Mörder war, sondern seine Leute Mesud getötet hatten, wenn auch in seinem Auftrage. Darum antwortete ich:

„Ja, dieser Scheik soll sterben, falls er der Mörder ist. Ich muß ja auch zu ihm; ich muß ihn finden, denn ich werde mein Leben daran wagen, meine Gewehre wieder zu bekommen!“ — — —

2. El Lakit.

Als wir zu Halef zurückkehrten, war er erwacht. Seinen schmerzenden Kopf in den Händen haltend, rief er mir entgegen:

„O, Sihdi, was ist geschehen! Daß mir mein Kopf brummt wie damals der große Bär, den wir bei der Hütte des Kohlenhändlers erlegten, das thut nichts, denn er wird zu brummen aufhören; aber Mesud ist tot, und du hättest auch beinahe dein Leben lassen müssen. Ich wäre vor Gram gestorben, vor Schmerz um deinen Tod; Hanneh, die beste unter allen Frauen, wäre eine betrübte Witwe und Kara, mein Sohn, ein trauernder Waisen-

[1]) Siehe „Durch die Wüste“ pag. 52.

knabe geworden. Und daran iſt dieſer Abd el Kahir, der Scheik, der Mörder und Räuber ſchuld! Allah ſende ihn in den Teil der Hölle, wo ſelbſt das Feuer ſo kalt iſt, daß es noch gekocht werden muß!"

„Ich bin doch nicht ſo gut weggekommen, wie du denkſt," erwiderte ich ihm. „Die Kerls haben meine Gewehre mitgenommen."

Da ſprang er, ſeine Schmerzen vergeſſend, auf und ſprach nicht, ſondern ſchrie förmlich:

„Deine Gewehre? Denen wir ſo oft unſere Rettung zu verdanken hatten? Die ſo ganz unerſetzlich ſind? Iſt das wahr, Sihdi?"

„Leider, ja."

„So ſende Allah dieſen Scheik ja noch nicht in die Hölle, ſondern warte damit ſo lange, bis wir die Gewehre wieder haben! Du magſt ſie doch nicht miſſen, ſondern wirſt ſie wieder holen?"

„Ganz gewiß!"

„So recht, ſo recht, Sihdi! Dieſe Flinten haben dich zu allen Völkern und in alle Länder der Erde begleitet, und wenn ihre Stimme erſcholl, ſind wir Sieger in allen Gefahren geweſen. Was wären wir ohne ſie? Menſchen ohne Arme und Beine, Vögel ohne Flügel und Tabakspfeifen ohne Feuer! Wir müſſen ſie holen, unbedingt, unbedingt, und wenn man ſie noch ſo gut und noch ſo pfiffig verſtecken ſollte! Und wenn wir ſie haben, dann werde ich dieſem Abd el Kahir einen viel kräftigeren Klapps auf den Kopf verſetzen, als er mir gegeben hat, einen Klapps, von dem er ganz gewiß nicht wieder erwachen ſoll, wie ich von dem ſeinigen!"

„Warum haſt du nicht beſſer aufgepaßt? Du wußteſt doch, daß ich ihm nicht traute!"

„O, dieſer Sohn einer Hündin war ſo freundlich

und zutraulich, daß es mir faſt wehe that, ihn in einem ſo ſchlimmen Verdachte gehabt zu haben.“

„Ich begreife ihn. Er hat Meſud ſeinen Leuten in die Hände geführt und iſt dann, von unſern betenden Haddedihn unbemerkt, nach hier zurückgekehrt, um dich und mich in dieſelbe Falle zu bringen. Da er dich allein antraf, hat er dich niedergeſchlagen, um mich, ſobald ich wiederkommen würde, mit deinem Gewehre zu töten. Daß ich vorher ſeinen Leuten in die Hände fiel und daß dieſe vertrieben wurden, dafür konnte er nicht. Nun haben wir keine Pferde und müſſen nach Basra laufen.“

„Das iſt ſchlimm. Wären wir beritten, ſo könnten wir ſofort den Spuren dieſer Mörder folgen und würden ſie einholen.“

„Wir werden ſie finden, ohne daß wir ihnen folgen. Wir wiſſen ja, wer ſie ſind, und der Scheik der Muntefik kann nicht vom Erdboden verſchwinden. Wir werden ſofort, wenn wir nach Basra kommen, zum Muteſſarif[1]) gehen und ihm erzählen, was geſchehen iſt. Er muß uns helfen.“

„Wenn Allah giebt, daß er will!“

„Er muß wollen, denn ich werde ihm zeigen, daß ich im Schatten des Padiſchah ſtehe. Haſt du dich ſo weit erholt, daß du den Rückweg mitantreten kannſt?“

„O, ich bin ſchnell geſund geworden, als ich von dem Verluſte deiner Gewehre hörte. Wir können gehen.“

„Gut! Aber den Toten dürfen wir nicht unbewacht laſſen. Der Muteſſarif wird Beamte herſchicken, welche den Thatbeſtand aufzunehmen haben. Wir laſſen Meſud alſo jetzt unbeerdigt liegen und kehren mit dieſen Beamten zurück, um ihn dann zu begraben.“

---

[1]) Gouverneur.

Da ſagte Omar Ben Sadek:

„Meſud war mein Verwandter, und wie ich darum die Blutrache auszuführen habe, werde ich auch bei ihm bleiben, bis ihr wiederkehrt.“

Er entfernte ſich, ohne meine Zuſtimmung abzuwarten; wir aber traten den Heimweg nach Basra an. Ich geſtehe aufrichtig, daß mir der Verluſt meiner Gewehre ebenſo zu Herzen ging wie Meſuds Tod. Was Halef geſagt hatte, war richtig: wir hatten dieſen Waffen viele unſerer Erfolge und oft ſogar das Leben zu verdanken gehabt. Welche Dienſte hatte beſonders der Henryſtutzen mir und andern erwieſen! Ich war wirklich feſt entſchloſſen, auf ſeine Wiedererlangung das Leben zu ſetzen.

Mittag war längſt vorüber, als wir in Basra ankamen, und wir begaben uns, ohne vorher zu eſſen, ſofort nach der Reſidenz des Muteſſarif. Dieſer war, wie ich wußte, ein Geſinnungsgenoſſe des berühmten Midhat Paſcha, welcher als Generalgouverneur von Bagdad ſo viel für das Wohl dieſer Provinz gethan und erreicht hatte, alſo ein reformatoriſch geſtimmter Moslem, und ſo hoffte ich, daß ihm mein Glaube keine Veranlaſſung ſein werde, mir ſeine Hilfe zu verſagen.

Ich wurde von der Dienerſchaft mit dem Bedeuten abgewieſen, daß ich morgen oder übermorgen oder auch in einigen Wochen, „wie Allah will“, wieder anfragen ſolle, weil der Gebieter gerade jetzt eine wichtige Beſprechung habe. Es fiel mir aber nicht ein, mich auf türkiſch fortkomplimentieren zu laſſen, ſondern ich ſchickte ihm meine Legitimationen hinein und wartete den Erfolg ab. Schon nach einigen Minuten wurde ich unter tiefen Verbeugungen aufgefordert, in das Selamlük[1]) zu treten.

---

[1]) Empfangszimmer.

In dieſem ſaß, rauchend und Kaffee trinkend, der Gouverneur mit einem ſonnverbrannten und beduiniſch gekleideten Manne, der aber kein gewöhnlicher Nomade ſein konnte, weil er die Ehre hatte, an der Seite des Muteſſarif Platz zu finden.

Dieſer empfing mich mit einer ſehr gnädigen Handbewegung, winkte mich näher, drückte meine mit dem großherrlichen Siegel verſehenen Papiere an die Stirn, den Mund und die Bruſt und forderte mich, ſie mir zurückgebend, auf, mich ihm gegenüber niederzuſetzen. Er that dies mit Hilfe der franzöſiſchen Sprache, welche er aber in der Weiſe radebrechte, daß ich ihn nicht halb verſtehen konnte, ſondern erraten mußte, was er meinte.

Als ich mich geſetzt hatte, klatſchte er in die Hände, um mir auch Kaffee und eine Pfeife reichen zu laſſen; dann ſaßen wir uns eine Weile ſtumm, rauchend und trinkend gegenüber. Er befand ſich augenblicklich in großer Verlegenheit. Wie ſollte ich, der Europäer, ihn bei ſeinem ſo mangelhaften Franzöſiſch verſtehen! Endlich begann er, wieder zu ſprechen, aber ſo wirr, daß ich es wagte, ihm in die Rede zu fallen und mitzuteilen, daß mir die Sprache des Landes geläufig ſei.

„Allah ſei Dank!“ rief er da froh aus. „Die Sprachen des Abendlandes ſind wie die Räder eines Ochſenwagens; man hört ſie wohl rollen, aber ſie haben keine Worte. Der Padiſchah, dem Allah tauſend Jahre geben möge, hat dich mit ſeinem ganz beſonderen Schutz begnadigt. Ich habe deinen Namen auf dem Papiere geſehen. Wie iſt er auszuſprechen?“

„Mein Name klingt hier fremd. Vielleicht haſt du die Güte, mich bei demjenigen zu nennen, den mir die Bewohner dieſes Landes gegeben haben.“

„Wie lautet er?“

„Kara Ben Nemſi.“

Da ſtieß der neben ihm ſitzende Beduine einen Ruf der Ueberraſchung aus und fragte mich, ſeine Augen geſpannt auf mich richtend:

„Biſt du etwa jener Almani, welchem Muhammed Emin ſeinen berühmten Hengſt Rih geſchenkt hat?“

„Ja, der bin ich.“

„Maſchallah! So habe ich viel von dir gehört.“

Er ſprach hierauf leiſe auf den Muteſſarif ein, was keine Höflichkeit gegen mich war, aber doch recht gut gemeint zu ſein ſchien, denn das Geſicht des Gouverneurs wurde heller und heller, bis um ſeinen Mund ein breites Lächeln entſtand und er mich fragte:

„Auch ich habe ſchon von dir gehört. Du biſt alſo der Fremdling, welcher damals den Muteſſarif von Moſul ſo liſtig gezwungen hat, ſeinen eignen Makredſch[1]) abzuſetzen und zur Befreiung ſeines Gefangenen ſelbſt beizutragen?“

„Ja,“ antwortete ich der Wahrheit gemäß, obwohl mir dieſe Frage keineswegs angenehm ſein konnte.

Bis jetzt hatte er nur gelächelt, nun aber lachte er laut und fuhr fort:

„Du brauchſt keine Sorge zu haben, denn dieſer Muteſſarif war mein Gegner, welcher mir und andern viel zu ſchaffen gemacht hat. Man erfuhr, wie es damals zugegangen war; der Koch hatte den Verräter gemacht, und ſein Herr wurde bald darauf verſetzt. Ich bin dir ſehr wohlgewogen. Wenn du etwa gekommen biſt, einen Wunſch auszuſprechen, ſo ſoll er dir erfüllt werden, wenn es möglich iſt.“

„Ich bin allerdings mit einer Bitte gekommen.“

„So ſprich ſie aus!“

---

[1]) Oberrichter.

„Ich sehe mich gezwungen, dich um deinen Schutz anzurufen.“

„Gegen wen?“

„Gegen Abd el Kahir, den Scheik der Muntefik-araber.“

„Gegen Abd el Kahir?“ fragte er erstaunt.

„Gegen Abd el Kahir?“ sagte auch der andere.

Die beiden sahen einander mit großen Augen an und schüttelten die Köpfe.

„Hast du etwas gegen diesen Scheik?“ erkundigte sich hierauf der Mutessarif.

„Nicht nur etwas, sondern sehr viel.“

„Sage es.“

„Abd el Kahir ist ein Räuber und Mörder, um dessen Bestrafung ich dich bitten möchte.“

„Räuber! Mörder!“ riefen beide zu gleicher Zeit.

Sie schienen diesen Scheik für einen grundehrlichen und grundbraven Mann zu halten; darum beeilte ich mich, sie etwas besser zu belehren, indem ich ihnen erzählte, was geschehen war.

Der Mutessarif hörte mich ruhig an; des andern aber bemächtigte sich eine stets wachsende Aufregung, in welcher er mich oft mit einem Kraftworte unterbrach. Als ich fertig war, rief er, sichtlich im höchsten Zorne, aus:

„Sollte man das für möglich halten! Kann so etwas wirklich geschehen! Wehe diesem Hunde, wenn ich ihn jemals erwische!“

Um den Mund des Mutessarif spielte wieder ein Lächeln, diesmal aber ein ironisches.

„Kannst du uns die Versicherung geben, daß deine Erzählung wirklich wahr ist?“ fragte er mich.

„Ja.“

„Ich glaube, daß du in fester Ueberzeugung sprichst, aber du irrst dich; du hast die Wahrheit nicht gesagt, sondern einen völlig Unschuldigen beschuldigt.“

„Wenn dies der Fall ist, so habe ich richtig geahnt, und der Mann ist gar nicht Abd el Kahir, der Scheik der Muntefik, gewesen.“

„Er war es nicht, denn Abd el Kahir sitzt hier vor deinen Augen neben mir.“

Es läßt sich denken, daß diese unerwartete Eröffnung mich nicht sonderlich erbaute; aber in Verlegenheit brachte sie mich doch nicht, denn der Scheik hatte keine Veranlassung, mir zu zürnen. Um so mehr ergrimmt war er auf den Menschen, der sich seines Namens bedient hatte. Er sprang auf, lief im Selamlük hin und her und fragte immerfort, wer es doch wohl gewesen sein möge. Ich beschrieb die Person möglichst genau und erwähnte dabei auch die Stirnnarben.

„Das ist kein Kennzeichen,“ meinte er. „Es giebt Stämme, bei denen alle Krieger Narben tragen.“

„Das meine ich eben. Man kann dadurch vermuten, zu welchem Stamme er gehört.“

„Sie können auch von einer zufälligen Verwundung herrühren.“

„Nein. Ich bin vollständig überzeugt, daß sie mit Absicht eingeschnitten worden sind.“

„Dann wäre es notwendig, zu wissen, ob seine Leute gerade auch solche Narben hatten.“

„Das kann ich nicht sagen.“

„Du mußt es aber doch wissen, denn du hast sie gesehen und sogar mit ihnen gekämpft!“

„Gesehen nur einen einzigen Augenblick, und während des ebenso kurzen Kampfes waren wir in dichten Staub gehüllt.“

„Deine Haddedihn wiſſen es vielleicht?“

„Darf ich gehen, ſie zu fragen?“

„Wenn du erlaubſt, thue ich es ſelbſt.“

Er ging; als er nach kurzer Zeit zurückkehrte, ſagte er:

„Sie haben alle dieſelben Stirnnarben gehabt, welche alſo ein Stammeszeichen ſind. Zwei Narben, eng nebeneinander von rechts nach links ſchräg über die Stirn gehend, werden von einigen Abteilungen der Tamimaraber getragen.“

„Wo wohnen dieſe?“ erkundigte ich mich.

„Auf dem Karawanenwege von hier nach Mekka,“ antwortete er.

„Kannſt du die Gegend nicht genauer angeben?“

„Da müßte ich wiſſen, zu welchem Zweige der Tamim dieſe Halunken gehören, welche ſich meines ehrlichen Namens bedient haben. Das ſoll ihnen vergolten werden. Es iſt das eine Schändung, welche nur mit Blut abgewaſchen werden kann. Ich ſchließe mich den Truppen an, welche du gegen ſie ausſenden wirſt.“

Der Muteſſarif, an den dieſe letzten Worte gerichtet waren, zuckte die Achſeln und erklärte:

„Meine Macht erſtreckt ſich nur bis El Hufeir, wo die Grenze von Irak iſt; die Tamim aber wohnen jenſeits derſelben. Ich werde den Händler kommen laſſen, bei dem der angebliche Scheik geweſen iſt.“

Es wurde ein Polizeiſoldat geſchickt, dieſen Mann zu holen. Wir erfuhren, daß er den echten Abd el Kahir ebenſowenig kannte wie ich vorher, und dem falſchen ſeine Verſicherung, es zu ſein, geglaubt hatte. Dieſer hatte ihm verſchiedene Gegenſtände verkauft, welche ſehr wahrſcheinlich die Ergebniſſe eines Beutezuges waren.

Nun wußten wir gerade ſoviel wie vorher. Wir

berieten hin und berieten her und kamen zu dem Reſultate, daß die Mörder bei den Tamim zu ſuchen ſeien. Es blieb uns alſo gar nichts anderes übrig, als uns nach der Karawanenſtraße zu wenden.

Eine kleine Hoffnung hatte ich doch noch außerdem, und dieſe ſetzte ich auf die Spuren der Räuber. War es mir möglich, dieſen heute noch eine Strecke zu folgen, ſo ließ ſich hoffen, doch vielleicht etwas Genaueres zu erfahren. Als ich dies dem Scheike ſagte, forderte er mich eifrig auf, die Verfolgung ſofort zu beginnen. Ich war gern bereit dazu, hatte aber kein Pferd. Da ſtellte mir der Muteſſarif eines zur Verfügung und ließ es eiligſt ſatteln.

Der Scheik brannte vor Begierde, die Schuldigen beſtraft zu ſehen, und war entſchloſſen, mir morgen früh mit den Haddedihn nachzukommen, welche er beritten machen wollte. Sie konnten leider nicht gleich mit mir fort, weil ſie eben noch keine Pferde hatten und vorher ihren Meſud Ben Hadſchi Schukar begraben mußten. Mein Hadſchi Halef aber wollte ſich nicht bis morgen halten laſſen, und der Muteſſarif war ſo freundlich, auch für ihn ein Pferd zur Verfügung zu ſtellen.

Ich konnte nicht wiſſen, wohin mich die Spuren führen würden, und da war es leicht möglich, daß die Nachfolgenden uns nicht finden konnten. Um dies zu vermeiden, wurde ausgemacht, daß ich auf alle Fälle in dem nicht allzuweit von Basra entfernten Orte Mangaſchania eine Botſchaft oder Weiſung zu hinterlaſſen habe.

Nun ſtanden die Pferde im Hofe; ich verabſchiedete mich von dem Muteſſarif und ritt mit Halef fort, ohne ein Gewehr mitzunehmen. Ich hätte mir zwar eines geben laſſen können, hielt es aber für beſſer, gar keins zu haben als ein ſchlechtes. Wir ritten im Galopp nach

Kubbet el Islam, wo wir zunächst Omar Ben Sadek benachrichtigen und dann nach den Spuren der falschen Munteſikaraber ſuchen wollten. Omar ſaß bei der Leiche ſeines Schwagers und hatte neben derſelben ſein Meſſer in die Erde geſteckt. Dies war nach dem Gebrauche der Haddedihn das Zeichen ſeines feſten Entſchluſſes, den Tod Meſuds an dem Mörder blutig zu rächen. Dieſer Entſchluß ſprach ſich auch in der finſtern Erſtarrung aus, in welcher ſeine Züge lagen, und in dem Blicke, mit welchem er uns empfing. Er hörte mich ruhig an, als ich ihm erzählte, was wir in Basra erfahren und erreicht hatten, und ſagte dann:

„Hätte der Bruder meines Weibes auf dich gehört, Emir, ſo wäre er noch am Leben; ich habe ihn aber dennoch zu rächen und werde nicht eher nach den Zelten der Haddedihn zurückkehren, als bis ich den Thäter niedergeſtreckt habe. Ed dem b' ed dem, Blut um Blut, und ich muß es erfüllen, wenn ich mich nicht von dem ganzen Stamme verachten laſſen will."

„Ja, dieſe Blutthat muß gerächt werden," ſtimmte Halef ſehr ernſt bei. „Wenn wir nicht alles aufböten, den Mörder zu finden und zu beſtrafen, ſo dürften wir unſern Kriegern nicht vor die Augen treten, und Hanneh, das ſchönſte und beſte Weib unter den allerbeſten Frauen, würde irre an mir werden."

Wir verabſchiedeten uns bis auf morgen von Omar und ritten nach der Nordſeite der Ruinen, wo wir auf die Fährte der Mörder trafen. Dieſe war ſo deutlich, daß gar keine Kunſt dazu gehörte, ihr zu folgen. Sie zeigte nach Weſtſüdweſt, und wenn ſie dieſe Richtung beibehielt, ſo mußte ſie uns nach der Pilgerſtraße von Basra nach Mekka führen. Dies war mir lieb und doch auch wieder nicht angenehm. Lieb, weil die Straße verhältnis-

mäßig eng bewohnt ist und wir also den Vorteil hatten, Erkundigungen einziehen zu können, unlieb aber deshalb, weil die Bewohner dieser Mekkastraße äußerst unduldsame Muhammedaner sind, bei denen ich in große Gefahr geriet, falls sie entdeckten, daß ich ein Christ sei.

Da wir der Spur nur bis zum Abende folgen konnten, trieben wir unsere Pferde zur möglichsten Eile an und hatten, als es dunkel wurde, eine tüchtige Strecke hinter uns gelegt. Da lagerten wir uns und ritten, sobald der Tag graute, weiter. Zwei Stunden später erreichten wir Mangaschania, einen Ort, an welchem schon vor Muhammed der Araberhäuptling Keis einen Wachtturm erbauen ließ. Ich fand ein elendes Nest, welches von den Beni Mazin vom großen Stamme der Tamim bewohnt wurde, doch söhnte mich damit der Umstand aus, daß wir verabredet hatten, hier Nachricht zu hinterlassen. Hätte uns die Spur wo andershin geführt, so wäre dies mit Zeitverlust verbunden gewesen.

Vor dem Orte lungerten einige Kerls herum, welche uns mit einer Freundlichkeit begrüßten, deren Aufrichtigkeit nicht ganz zweifellos zu sein schien. Es kam mir vor, als ob sie nach uns ausgeschaut hätten, und die allzu forschenden Blicke, mit denen sie uns betrachteten, wollten mir wenig gefallen. Ich fragte sie, ob der Scheik el Beled[1]) zu sprechen sei, und ließ mich, als sie dies bejahten, zu ihm führen. Er wohnte in einer ziemlich umfangreichen Erdhütte, aus deren offener Thüre er trat, als er uns kommen hörte. Auch hier kam es mir so vor, als ob er uns erwartet habe. Ich fragte ihn, ob er den Reitertrupp gesehen habe, welcher vor uns hier durchgekommen sei.

---

[1]) Dorfältester.

„Natürlich habe ich ihn geſehen," antwortete er. „Sie haben hier am Brunnen gehalten und ihre Schläuche gefüllt."

„Wohin ſind ſie dann?"

„Dahin," ſagte er, indem er nach Weſten deutete.

„Alſo nicht auf der Pilgerſtraße weiter?"

„Nein, denn da würden ſie nicht nach ihrem Duar kommen, und ſie wollten doch heim."

„Heim? So weißt du alſo wohl, wo ſie wohnen?"

„Ja."

„Und wer ſie ſind?"

„Freilich weiß ich es."

„Nun, wer?"

„Es war Humam Ben Dſchihal, der Scheik der Hadeſcharaber mit einigen Kriegern. Sie ſind in Kubbet el Islam geweſen, um Ibn Riſaa zu verehren. Der Scheik hatte ein Gelübde gethan."

„Und wo wohnen ſie?"

„Im Wadi Baſcham, jenſeits der Waſit-Straße, drei Tagereiſen von hier."

„Du biſt ſicher, daß du dich nicht irrſt?"

„Wie ſollte ich mich irren! Humam Ben Dſchihal iſt mein Freund und Bruder, den ich oft beſuche."

„Wie lange hat er ſich hier aufgehalten?"

„Keine halbe Stunde; er hatte ſehr große Eile, nach ſeinem Wadi Baſcham zu gelangen."

„Hat er dir geſagt, weshalb?"

„Nein, denn ich habe ihn nicht gefragt. Wollt ihr abſteigen und eure Schläuche füllen?"

Wir hatten Schläuche mitbekommen, denn ein Waſſerſchlauch gehört, ſozuſagen, in jenen Gegenden zum Sattelzeug.

„Ja, wenn ihr es erlaubt," antwortete ich.

„Ich erlaube es, wenn ihr dafür die gebräuchliche Taxe bezahlt.“

Ich gab ihm das Geld, welches eine nur geringe Summe war, stieg ab und gebot Halef, die Pferde an den Brunnen zu führen, sie dort zu tränken und dabei die Schläuche mit Wasser zu füllen. Dann machte ich allein einen Gang um den Ort, um nach den vorhandenen Spuren zu sehen. Es war richtig: die Fährte, welcher wir zu folgen hatten, führte in der bezeichneten Richtung weiter; der Schech el Beled schien mich also nicht belogen zu haben. Dennoch aber hatte ich das Gefühl, daß ich ihm nicht trauen dürfe.

Da wir nun wußten, mit wem wir es zu thun hatten, war Eile nicht nötig, und wir konnten hier in Mangaschania auf den Scheik der Muntefik warten, um dann mit ihm und seinen Leuten zusammen weiterzureiten; ein augenblickliches Verfolgen der Fährte war nun überflüssig geworden. Halef war damit einverstanden.

Die Leute von Mangaschania brachten uns für eine geringe Bezahlung zu essen und verhielten sich überhaupt sehr aufmerksam gegen uns. Dabei behandelten sie mich mit großer Scheu, und ich bemerkte wiederholt, daß ihre Augen mit einem ganz besonderen Ausdrucke auf meinem Gesichte ruhten. War ich ihnen als der bekannte Kara Ben Nemsi beschrieben worden? Das konnte nur der Mörder gethan haben, welcher überzeugt war, daß ich ihn verfolgen werde, und ihnen dies gesagt hatte. Das vergrößerte mein Mißtrauen.

Kurz nach Mittag kam Abd el Kahir mit unsern Haddedihn und seinen Muntefikarabern. Er hatte nicht geglaubt, mich hier zu finden. Als ich ihm sagte, was ich erfahren hatte, rief er aus:

„Das leuchtet mir ein, Emir. Dieser Scheik der

Hadeſcharaber iſt ein Räuber, und ich traue ihm wohl zu, daß er es geweſen iſt. Allah wird ihn dafür vernichten, daß er es gewagt hat, meinen ehrlichen Namen zu mißbrauchen! Wir reiten ihm augenblicklich nach. Ich kenne den Weg nach dem Wadi Baſcham, wenn ich auch noch nicht dort geweſen bin."

Wir brachen ſogleich auf und ritten, bis es dunkel geworden war. Dann lagerten wir uns mitten in der Wüſte. Ich bat den Scheik, Wachen auszuſtellen; er lachte darüber und that es nicht. Da ich aber dieſe Vorſicht nie zu verſäumen pflege, loſte ich die Wachen mit den Haddedihn aus. Ich ſelbſt übernahm mit einem von ihnen die erſte. Nach zwei Stunden wurden wir von Halef und Omar abgelöſt und legten uns nieder. Bald aber weckte mich ein Schuß. Ich ſprang auf und fragte, wer geſchoſſen habe. Omar war es geweſen. Er hatte eine Geſtalt heranſchleichen ſehen und ſie angerufen; da eine Antwort nicht erfolgt war, hatte er auf ſie geſchoſſen. Ob es ein Menſch oder ein Tier geweſen war, wußte er nicht.

Wir ſuchten vorſichtig nach und fanden einen ſehr gut bewaffneten Beduinen, dem Omars Kugel den Kopf durchlöchert hatte; er war tot. Beim Scheine einiger Zündhölzer erkannten wir zu unſerm Erſtaunen in ihm einen der Räuber, die wir verfolgten.

„Siehſt du, wie recht ich hatte, daß ich Wachen ausſtellte," ſagte ich zu dem Scheik. „Sie haben auf uns gewartet und uns umſchlichen, um uns zu überfallen. Jetzt müſſen wir doppelte Poſten ausſtellen."

Dies geſchah und es ereignete ſich bis zum Morgen nichts Feindſeliges mehr. Als es dann hell geworden war, ſahen wir freilich die Stapfen der Menſchen, welche nur durch Omars Aufmerkſamkeit von der Ausführung

ihres Vorhabens abgehalten worden waren. Ihre neue Spur wich von ihrer bisherigen Richtung links ab.

„Sie wollen uns ablenken," sagte der Scheik; „das soll ihnen aber nicht gelingen. Wir folgen ihnen nicht, sondern reiten weiter, gerade auf das Wadi Baſcham zu."

Ich ſtimmte bei, und ſo wurde die alte Richtung beibehalten. Wir kamen während des ganzen Tages durch Gegenden, welche zwar nicht Wüſte genannt werden konnten, aber doch recht gut hätten in der Sahara liegen können. Gegen Abend kamen wir an den von Waſſt nach Dſul Oſchar führenden Karawanenweg, wo wir während der Nacht an einem Brunnen lagerten, der reichliches aber ſchlechtes Waſſer führte. Am Morgen ritten wir weiter. Wir wollten bis in die Nähe des Wadi Baſcham, um dort den Mördern aufzulauern. Es ſollte aber anders kommen.

Es war noch nicht Mittag, als wir einen Reitertrupp erblickten, welcher ſich in einem ſpitzen Winkel uns von links herüber näherte. Es waren nur vier Mann, vielleicht ein Teil von denen, die wir erwarteten. Wir griffen zu den Waffen und hielten an, um ſie herankommen zu laſſen. Sie ſetzten ihre Pferde in Galopp, und bald ſahen wir, daß wir uns geirrt hatten. Mit dieſem „wir" ſind jedoch nicht die Muntefik gemeint, denn als der Scheik derſelben die Geſichter der Nahenden erkannte, rief er aus:

„Sie ſind es, Emir, ſie ſind's! Der, welcher voranreitet, iſt Humam Ben Dſchihal, der Scheik der Hadeſch."

„Du kennſt ihn genau?" fragte ich.

„Ja."

„So hat uns der Schech el Beled von Mangaſchania belogen, denn dieſe Männer waren es nicht, die uns in Kubbet es Islam überfielen."

„Was? Wie? Dieſe nicht?“

„Nein.“

„So verdamme Allah den Lügner! Ich werde ihn beſtrafen laſſen!“

Die vier Hadeſcharaber kamen heran und grüßten uns. Als ihr Anführer ſich nach der Urſache und dem Ziele unſeres Rittes erkundigte, hielt ich es für das Klügſte, ihm die Wahrheit zu ſagen. Er ſah allerdings wie ein echter Räuber aus, doch ſind die dortigen Beduinen alle mehr oder weniger Spitzbuben.

„Allah 'l Allah!“ lachte er, als er mich angehört hatte. „Ich nehme es euch nicht übel, daß ihr mich für den Räuber gehalten habt; aber ich ſage dir, daß ich es beſſer gemacht hätte als er. Aber ich möchte gern wiſſen, wer der iſt, mit dem ich verwechſelt worden bin. Willſt du ihn mir nicht einmal beſchreiben!“

Ich folgte dieſer Aufforderung, als ich die beiden Narben erwähnte, rief er aus:

„Maſchallah! Gingen ſie von rechts nach links ſchräg abwärts über die Stirn?“

„Ja.“

„Hatte nur er dieſe Narben?“

„Nein. Jeder ſeiner Leute hatte ſie auch und genau ebenſo.“

„So habe ich es, ich hab's! Ich weiß, wer er iſt!“

„Nun, wer?“ fragte ich, im höchſten Grade geſpannt.

„Es iſt — — doch halt!“ unterbrach er ſich, indem ſein Geſicht einen lauernden Ausdruck annahm. „Ihr werdet ihn verfolgen?“

„Ja.“

„Wenn es ſein muß, bis zu ſeinem Lagerdorfe hin?“

„Sicher!“

„So gieb mir ein Verſprechen!“

„Welches?“

„Daß du auf dem Wege, den ich dir beſchreibe, hinreiten wirſt.“

„Das kann ich nicht verſprechen, denn es iſt möglich, daß unvorhergeſehene Umſtände mich unterwegs zwingen, von dieſem Wege abzuweichen.“

Da fiel Abd el Kahir, der Scheik der Muntefik, ſchnell ein:

„Wenn du dich weigerſt, dieſes Verſprechen zu geben, ſo erfahren wir nichts. Ich gebe es hiermit an deiner Stelle.“

„Gut, ich halte dich beim Worte!“ ſagte der Scheik der Hadeſch. „Uebrigens braucht ihr ihm nicht zu folgen, denn wenn ihr mit mir nach dem Wadi Baſcham reitet, fällt er in eure Hände. Auch ich habe eine Blutrache mit ihm. Sein Stamm ſteht mit dem meinigen in Fehde; ich war jetzt dort und habe dafür geſorgt, daß er mir in die Hände läuft. Ich erfuhr, daß er nach Basra ritt, und bin nach ſeinem Duar gezogen, um ihm einen Streich zu ſpielen. Was für einer dies iſt, das braucht ihr nicht zu wiſſen; aber ihr könntet ihn mir leicht vereiteln, wenn ihr nicht den Weg einſchlüget, den ich euch vorzeichne. Ich weiß ganz gewiß, daß er ſofort gegen mich ziehen wird, ſobald er von Basra zurückkehrt. Es iſt nämlich Abd el Birr, der Scheik der Malik Ben Handhala im Wadi eſch Schagina.“

„Allah 'w Allah! Das iſt möglich; ja, das glaube ich! Und nun weiß ich auch, weshalb der Schech el Beled von Mangaſchania uns belogen hat. Er iſt ja ſein Stammesgenoſſe. Mangaſchania wird von den Beni Mazin bewohnt, welche zu dem großen Stamme der Tamim gehören, und die Malik Ben Handhala gehören auch zu demſelben. Er hatte ſich dem Schech anvertraut.“

„Du haſt recht. Ich ſage dir, der Mörder, den ihr ſucht, iſt wirklich dieſer Abd el Birr; das ſchwöre ich dir beim Kuran zu.“

„So müſſen wir ihm nach.“

„Wollt ihr ihn nicht lieber in meinem Wadi, bei mir erwarten? Er kommt ſicher.“

„Nein; wir haben keine Zeit dazu.“

„So reitet bis zu euerm letzten Nachtlager zurück, und folgt von dort aus ſeinen Spuren. Er wird ſich auf der Waſit-Straße halten bis nach Dſul Oſchar hinüber, und dann auf dem Mekkawege weitergehen. Willſt du das?“

„Ja, ich verſpreche es dir. Es iſt ja auch der kürzeſte Weg nach ſeinem Dorfe.“

Ich war anderer Meinung, als Abd el Kahir, ſagte aber nichts, ſondern hob mir das für ſpäter auf. Es wurden noch einige höfliche Redensarten gewechſelt; dann trennten wir uns; das heißt, wir kehrten auf dem Wege zurück, den wir gekommen waren, Humam Ben Dſchihal aber blieb mit ſeinen drei Hadeſch halten, um zu ſehen, ob wir das ihm gegebene Verſprechen auch erfüllten. Ich drehte mich öfters, ohne daß es ihm auffallen konnte, nach ihm um; ſobald wir jedoch ſo weit von ihm fort waren, daß er uns nicht mehr ſehen konnte, wich ich von unſerm Wege rechts ab.

„Was thuſt du?“ fragte Abd el Kahir. „Du reiteſt falſch.“

„Ich reite ſehr richtig.“

„Es würde ein Umweg ſein.“

„Das Gegenteil. Unſere Feinde ſind nach Südweſt, wir aber reiten jetzt gerade nach Süd. Wie wollen wir ſie da einholen!“

„Wir reiten ihnen ja von unſerm letzten Lagerplatze aus nach!“

„Das würde einen Winkel geben, einen Umweg, welcher über einen ganzen Tag beträgt.“

„Ich habe es aber verſprochen!“

„Ich nicht. Der Gegenſtand iſt von gar keiner Bedeutung für dich, und wenn du nicht nach deinem zu ſchnell gegebenen Verſprechen handelſt, wirſt du keine große Sünde begehen. Willſt du aber dein Wort halten, ſo habe ich gar nichts dagegen; reite du weiter! Ich aber habe nichts verſprochen und werde keinen Umweg machen, denn ich will die Kerls einholen, noch ehe ſie ihr Dorf erreichen. Sind ſie erſt dort, dann iſt es gefährlicher, an ſie zu kommen. Außerdem kam mir das Benehmen des Scheiks der Hadeſcharaber verdächtig vor. Er hat etwas gethan, was wir nicht wiſſen ſollen, und derartige Verheimlichungen laſſe ich nie unaufgedeckt. Ich muß ſtets wiſſen, woran ich bin.“

Ich ritt weiter; Halef, Omar und die Haddedihn folgten mir, und die Muntefikaraber kamen uns nach einiger Zeit doch nach, als ſie ſahen, daß wir nicht umkehrten. Was ging mich das leichtſinnige Verſprechen ihres Scheiks an! Ich hatte auf unſer Unternehmen Rückſicht zu nehmen, nicht aber auf den mir ſo verdächtig erſcheinenden Wunſch Humam Ben Dſchihals.

Wir ritten alſo nach Südweſt und kamen bald an die Spuren des letztgenannten und ſeiner Leute. Dieſen folgten wir bis zum Abende, ohne daß irgend etwas geſchah. Die Gegend war im höchſten Grade triſt, und unſer Waſſer ging zur Neige. Ich wollte aber nicht ſüdwärts nach der Waſitſtraße einlenken, weil dies ein Umweg war und gerade hier mehrere Unterabteilungen der Tamim an derſelben wohnten. Die hielten es natürlich mit Abd el Birr, von dem ſie jedenfalls über uns benachrichtigt worden waren. Wir wären da wohl kaum

unſers Lebens ſicher geweſen. Später gab es an derſelben Straße Angehörige anderer Stämme, denen wir mehr Vertrauen ſchenken konnten. Darum ſtrengten wir unſere Pferde ſoviel wie möglich an, um eine tüchtige Strecke hinter uns zu legen, und infolgedeſſen waren, als es dunkel wurde, nicht nur die Pferde, ſondern auch die Reiter ungewöhnlich ermüdet. Wir ſchliefen alle raſch ein, die Wache natürlich ausgenommen. Abd el Kahir hielt es nach der letzten Erfahrung gar nicht mehr für überflüſſig, Wächter auszuſtellen.

Ich wurde auch heute bald wieder geweckt und zwar abermals durch Omar Ben Sadek. Er rüttelte an meinem Arme und ſagte leiſe, um die andern Schläfer nicht zu ſtören:

„Sihdi, ſteh doch einmal auf und horch, was das für Töne ſind! So eine Tierſtimme habe ich noch nie gehört.“

Ich that ihm den Willen, entfernte mich mit ihm eine kleine Strecke vom Lagerplatz und horchte. Es herrſchte die tiefſte Stille rund umher. Doch bald wurde ſie durch einen eigentümlichen Ton unterbrochen, den ich allerdings auch nicht unterzubringen wußte. Eine Tierſtimme war es nicht, und als ſich dieſer Ton einigemal wiederholt hatte, ſagte ich:

„Sonderbar! Wenn dies nicht die Stimme eines rufenden Kindes iſt, ſo weiß ich nicht, wem ſie gehören ſoll. Schakal oder Fennek iſt es nicht, Hyäne vollends gar nicht. Gehen wir langſam näher!“

Wir ſetzten uns in Bewegung, und je weiter wir kamen, deſto deutlicher wurden die Laute; dann unterſchieden wir die beiden Silben Zar — — ka, die von einer klagenden Kinderſtimme gerufen wurden. Zarka iſt das Femininum des arabiſchen Wortes asrak, welches

blau bedeutet; hier war es also wohl der Name einer Frau oder eines Mädchens. Ein Kind allein hier in der Wüste? Unmöglich! Es waren jedenfalls andere Personen dabei, und da galt es, vorsichtig zu sein. Wir schlichen uns näher und immer näher, bis wir zu unserm Erstaunen sahen, daß das Kind allerdings ganz mutterseelenallein im Sande lag. Das konnte eine Falle sein, und darum beschloß ich, die Umgegend recht sorgfältig abzusuchen.

Dies dauerte ziemlich lange, und als ich damit fertig war und zu Omar zurückkehrte, saß er an der Erde, mit dem Kinde auf dem Arme. Es hatte die Aermchen um seinen Hals geschlungen und schlief.

„Pst, Sihdi, wecke es nicht!“ flüsterte er. „Es schläft. Wir wollen ganz leise, ganz leise zurückkehren.“

Er stand langsam auf, um das Kind ja nicht etwa durch eine schnelle Bewegung zu wecken, und trug es nach dem Lager. Dort setzte er sich nieder und blieb die ganze Nacht vollständig bewegungslos sitzen, er, der rauhe Beduine, den ich nur seinem Weibe gegenüber weich gesehen hatte. Die letzte Wache war auf mich gefallen, und so sah ich beim Anbruche des Tages die rührende Hingebung, welche er für den Findling hegte. Es war ein Knabe.

Da regte sich dieser und ließ, noch schlaftrunken, wieder den Namen Zarka hören. Dann schlug er die Augen auf, aber was für Augen! Sie waren blau; fast möchte ich sagen, himmelblau, wenn es überhaupt himmelblaue Augen gäbe, denn die himmelblaue Farbe der Augen ist lediglich eine Erfindung der Dichter. Ein Araberknabe himmelblaue Augen! Omar stieß einen lauten Ruf der Ueberraschung aus und war ganz entzückt darüber; es war allerdings ein Knäblein, wie gemalt, vielleicht andert-

halb Jahre alt. Der Ruf weckte die Schläfer auf, die nicht wenig verwundert waren, als ſie das Kind erblickten. Dieſes fürchtete ſich vor ihnen, ſuchte Schutz am Halſe Omars und rief wieder nach ſeiner Zarka. Wir gaben ihm zu trinken und einige weiche Datteln; da beruhigte es ſich.

Was mit dem Knaben thun? Ihn mit uns nehmen, das ging wohl kaum; noch weniger konnten wir ihn hier zurücklaſſen. Der nächſte Ort war el Achadid, an der Waſitſtraße; dorthin wollten wir ihn bringen, denn es war zu vermuten, daß er dorthin gehörte. Das zwang uns zu einem Umwege, war aber nicht zu ändern. Wir ſaßen alſo auf und ſchlugen die Richtung nach dieſem Orte ein. Das Kind fürchtete ſich vor uns allen und weinte, wenn ſich einer von uns ihm näherte; zu dem braven Omar aber zeigte es ſonderbarerweiſe eine wahre Zärtlichkeit, über welche er ganz glücklich war. Er hatte es bei ſich auf dem Pferde und ſorgte dafür mit einer Aufmerkſamkeit, die ich ihm gar nicht zugetraut hätte.

„Sihdi,“ ſagte er, „das iſt ein wahrer Herzensknabe. Ich ſchwöre bei Allah, daß ich ihn ſeinem Vater wiedergeben werde.“

„Und wenn wir dieſen nicht finden?“

„So nehme ich ihn mit mir und bringe ihn meiner Sahama, dem Weibe meiner Liebe, die voller Wonne über ihn ſein wird.“

Seine Zuneigung zu dem Knaben wuchs von Stunde zu Stunde, und als wir gegen Abend in der Nähe von el Achadid angekommen waren, ſagte er:

„Ich wollte, die Eltern wären nicht zu finden. Sieh, wie er mich am Barte zerrt und dabei lacht! Aber trotzdem ſollen ſie ihn wieder haben, und wenn ſie noch ſo

weit von hier wohnen. Bei Allah, ich werde ihnen ihr verlorenes Glück wieder bringen!“

Er ahnte nicht, was dieses „bei Allah“ bald für Folgen haben würde.

Da el Achadid von keiner Abteilung der Tamim bewohnt wurde, hatten wir nichts zu besorgen und ritten in den Ort. Unsere Nachfragen waren vergeblich. Niemand kannte den Findling, und kein Mensch wußte, wo in den benachbarten Duars ein Kind seinen Eltern abhanden gekommen war. Ich machte den Vorschlag, den Knaben hier zu lassen. Uns mußte er genieren, und die Bewohner dieses Ortes konnten seine Herkunft ausfindig machen. Da aber sagte Omar:

„Nein, Sihdi! Ich habe ihn gefunden, und wenn wir seine Eltern nicht entdecken, so gehört er mir und wird mein Kind. Soll ich ihn Zarka nennen?“

„Das ist ja ein weiblicher Name.“

„Gut, so soll er Lakit[1]) heißen. Es giebt keinen Namen, welcher besser für ihn paßt.“ — — —

3. Um des Kindes willen.

Die Leute von el Achadid behandelten uns freundlich. Sie boten uns Wasser umsonst und Früchte, Mehl und andere Nahrungsmittel zu den niedersten Preisen an. Einer von ihnen war von einem Ritte nach Wasit heimgekommen und dabei auf Abd el Birr und seine Handhala-Araber gestoßen. Als es das so nebenbei erwähnte, bemerkte ich, daß Feindschaft zwischen Achadid und den Handhala herrschte, und da erzählte ich, weshalb wir in diese Gegend gekommen waren. Hierauf wurde uns von

[1]) Findling.

ganzem Herzen guter Erfolg gewünſcht; wir mußten als Gäſte in dem Orte bleiben und bekamen, als wir am nächſten Morgen weiterritten, alle Auskunft, die uns nötig war, weil bei den Muntefik die Kenntnis der Oertlichkeiten nun nach und nach zu mangeln begann.

Wir wußten nun, daß wir die Malik Ben Handhala eine halbe Tagereiſe vor uns hatten, und mußten uns bemühen, dieſen Vorſprung einzubringen. Leider wurde uns dies durch den Knaben erſchwert, welcher trotz aller Sorgfalt, die Omar auf ihn richtete, unſer ſchnelles Reiten nicht aushalten konnte. Die Muntefik räſonnierten darüber, doch Omar machte ſich nichts daraus. Die blauen Augen hatten es ihm angethan, und er ſchien mehr an den Knaben als an die Blutrache zu denken, die uns und vor allen Dingen ihn hierher geführt hatte. Er plauderte in einem fort mit ſeinem „Lakit", obgleich er immer nur das Wort Zarka als Antwort bekam. Ob wohl die Mutter des Knaben dieſen Namen trug?

Gegen Ende dieſes Tages kamen wir wieder auf die Fährte der Handhala und beſchloſſen, nur dann von derſelben abzuweichen, wenn es einen Ort zu umreiten gab, deſſen Bewohner uns nicht ſehen ſollten.

Die Verfolgten hatten ſich bis jetzt auf der Waſitſtraße gehalten; am nächſten Vormittage aber führte ihre Spur nach Mawija hinüber, welches an der Mekkaſtraße liegt. Wir hatten gehört, daß dieſer Ort von den Anbararabern bewohnt wird, vor denen wir uns, wie wir meinten, nicht zu verbergen brauchten, da ſie nicht zum Tamimſtamme gehörten, und hielten es für geboten, uns nach den Handhala zu erkundigen. Dennoch gebrauchte ich die Vorſicht, die andern außerhalb des Ortes zu laſſen und mit Halef allein hineinzureiten.

Einige Männer ſtanden bei den erſten Hütten und

Zelten. Als sie uns kommen sahen, rannten sie fort, wohl um die Kunde von der Ankunft zweier fremder Reiter rasch zu verbreiten. Dennoch sahen wir, als wir uns schon mitten im Dorfe befanden, keinen andern Menschen als eine alte Frau, die ich nach dem Schech el Beled fragte. Sie bezeichnete mir ein großes Zelt als die Wohnung desselben. Wir ritten hin und riefen. Da wurde der Vorhang zurückgeschlagen, und der Beherrscher des Dorfes erschien in der Oeffnung. Ohne abzuwarten, was wir von ihm wollten, lud er uns ein, bei ihm einzutreten und den Tschibuk mit ihm zu rauchen. Ich entschuldigte mich mit dem Mangel an Zeit; er aber ließ das nicht gelten und wiederholte seine Einladung in so dringendem Tone, daß es eine unverzeihliche Beleidigung gewesen wäre, wenn wir dieselbe auch jetzt noch zurückgewiesen hätten. Und Feinde durften wir uns hier nicht machen, weil uns der Rückweg wieder herführen mußte. Wir stiegen also ab, banden die Pferde an zwei Zeltstangen und traten ein.

Unser Wirt begrüßte uns mit einem vollständigen Ahla wa sahla wa marhaba[1]), was die geringe Befürchtung, die ich doch hegte, sofort verscheuchte, denn einer, dem man nicht wohl will, wird nie so gegrüßt, und ließ uns niedersetzen. An einem Pfahle hingen mehrere Tabakspfeifen, von denen er uns die beiden besten aussuchte; dann gab er uns Tabak und auch Feuer. Er war im höchsten Grade freundlich, setzte sich zu uns und begann ein Gespräch, ohne uns nach unseren Verhältnissen und Absichten zu fragen.

Da war es mir, als ob ich draußen die Schritte vieler Leute hörte, leise Schritte, was meinen Argwohn sofort wieder wachrief.

[1]) Willkommen.

„Die Bewohner Mawijas ſcheinen nicht daheim zu ſein," ſagte ich. „Ich habe nur einige Männer und eine Frau geſehen."

Da ſtand er auf, nahm plötzlich eine ganz andere Miene an und antwortete:

„Sie ſind daheim, alle, und haben auf euch gewartet."

„Gewartet?" fragte ich, noch ruhig ſitzen bleibend. „Wußtet ihr denn, daß wir kommen würden?"

„Wir wußten es. Abd el Birr, der Scheik der Handhala, hat uns geſagt, daß ihr Chriſtenhunde kommen werdet, um die heilige Pilgerſtraße zu beſudeln. Das werdet ihr mit eurem Leben bezahlen. Unſere Männer haben ſich verſteckt, um euch ſtinkenden Hunde — —"

„Schweig!" fuhr ich ihn an, indem ich aufſprang und Halef ſich ebenſo raſch aufſchnellte. „Ja, ich bin ein Chriſt; der Hund aber biſt du!"

„Und deine Leute ſind Hundeſöhne und feige Abkömmlinge von Hundeenkeln, denen wir die Peitſche geben werden!" unterbrach mich mein wackerer, furchtloſer Halef, indem er eine kurze, ſtarke Lederpeitſche, welche am nächſten Pfahle hing, herunterriß und ihm mit derſelben gedankenſchnell zwei, drei, vier Hiebe quer über das Geſicht verſetzte.

Der Kerl wollte ſchreien, kam aber nicht dazu, denn ich ſchlug ihn zu Boden und öffnete dann den Vorhang, welcher als Thüre des Zeltes diente. Da draußen ſtanden jetzt über hundert bewaffnete Männer und Burſchen bereit, die Schänder der heiligen Straße zu ermorden und zu zerreißen; hinter ihnen hatten ſich die Weiber zuſammengeſchart. Ich wollte aufs Pferd und fort, mitten durch ſie hindurch; da aber ſchob mich mein liſtiger Hadſchi Halef zur Seite und ſchrie, ehe noch einer von ihnen zu einem Ruf des Fanatismus kam, ihnen zu:

„Was fällt euch denn ein, ihr gläubigen Moslemim, ihr tapfern Krieger von Mawija! Wir gehören zu den Handhala und wurden von Abd el Birr zu euch gesandt, um dem Schech el Beled zu melden, daß die erwarteten Ungläubigen in kurzer Zeit ankommen werden, ihr habt eure Verstecke zu früh verlassen. Sie können jeden Augenblick erscheinen, und wenn sie euch hier versammelt sehen, werden sie draußen bleiben und entfliehen. Verbergt euch also schleunigst wieder, solange es noch Zeit ist! Schnell, schnell, fort, sonst entgehen sie uns!“

Um sie irre zu leiten und seinen Worten Nachdruck zu geben, verschwand er rasch wieder im Zelte, und ich folgte ihm ebenso schnell. Der Schech lag betäubt am Boden. Wir blickten durch eine Ritze hinaus und sahen, daß sich das Volk schleunigst entfernte. Der schlaue Hadschi bemerkte diesen seinen Erfolg und sagte, vergnügt lachend:

„Siehst du, wie es hilft, Sihdi! Du hättest wohl zwanzig und noch mehr mit der Faust erschlagen; vor meiner Zunge aber reißen sie alle, alle aus. Hamdulillah, jetzt sind sie fort! Nun wieder hinaus und auf die Pferde!“

Es war kein Mensch mehr draußen zu sehen, aber eben als wir aufstiegen, kamen einige Personen hinter einer langen, niedrigen Hütte hervor; ich erkannte Abd el Birr und drei von seinen Handhala.

„Ihr seid betrogen worden, betrogen, betrogen!“ brüllte er wütend. „Auf sie, ihr Dummköpfe, schnell auf sie, sonst entgehen sie uns!“

Halef hätte ihn niederschießen können, that es aber natürlich nicht. Er hatte die Peitsche in der Hand behalten; er that mit derselben einige sehr bezeichnende Hiebe durch die Luft; dann galoppierten wir fort, zum

Dorfe hinaus, verfolgt von einem Wutgeheul, wie man es ſonſt nur von Indianern zu hören bekommt.

Es ſtand zu erwarten, daß die fanatiſchen Menſchen uns verfolgen würden; darum hielten wir uns, als wir unſere Gefährten erreichten, nicht bei ihnen auf, ſondern jagten an ihnen vorüber und riefen ihnen zu, ſchnell nachzukommen. Um die Verfolger irre zu leiten, ritten wir gerade nordwärts, wohin wir gar nicht wollten, und ſahen, als wir uns dann umblickten, auch wirklich eine Reiterſchar, welche den Ort verlaſſen hatte; dieſe Leute ſahen aber ein, daß unſer Vorſprung ſchon zu groß war, und kehrten nach wenigen Minuten wieder um. Nun ritten wir in einem weiten Bogen langſam wieder in unſere urſprüngliche Richtung zurück, wobei Halef den andern unſer Abenteuer erzählte und ſich nicht wenig auf ſeine Pfiffigkeit zu gute that.

Alſo wir hatten die Handhala eingeholt, weil ſie in Mawija geblieben waren, um uns zu verderben. Abd el Kahir riet, ſie auf dem Wege nach dem nächſten Orte zu überfallen; ich aber ging nicht darauf ein, weil vorauszuſehen war, daß ſie gerade jetzt ſehr vorſichtig ſein würden. Dieſer nächſte Ort, er Rakmatan, gehörte den Handhala, und ich wollte mich nicht zwiſchen zwei Feuer bringen, ſondern den Ueberfall desſelben erſt jenſeits desſelben unternehmen. Man ſtimmte mir bei.

Dieſes Rakmatan liegt am oberen Ende des Wadi Falg und iſt unter den Muhammedanern berühmt, als der einſtige Wohnort des Dichters Malek Ben er Reïb el Mazini. Es war vorauszuſehen, daß Abd el Birr nach dem Geſchehenen Mawija nicht ſo ſchnell verlaſſen und dann in Rakmatan bei ſeinen Stammesgenoſſen bleiben werde. Wir waren erwiſcht worden, und nun glaubte er gewiß, daß wir nicht wiederkommen würden;

wir hatten daher wohl bis morgen Zeit. Wir beeilten uns alſo gar nicht und machten einen Umweg, um ja nicht geſehen zu werden. Es dunkelte bereits, als wir jenſeits Rakmatan auf der Pilgerſtraße ankamen. Wir verſteckten uns da hinter den Felſen des Wadi Maskat er Raml, hinter welchem die eſch Schiha-Wüſte beginnt.

Omar hatte nur für ſeinen Knaben Zeit und Augen, und es war wirklich rührend, zu ſehen und zu hören, wie zart er für ihn ſorgte und in welch weichen Tönen er zu ihm ſprach; eine Mutter hätte nicht lieber und aufmerkſamer ſein können. Das Kind wollte aber auch keinen Augenblick lang von ihm laſſen.

Es lag mir natürlich daran, zu erfahren, ob Abd el Birr ſchon in dem Orte angekommen oder wider alles Erwarten ſchon vorüber ſei; darum beſchloß ich, kundſchaften zu gehen. Halef wollte mit, konnte aber nichts nutzen, ſondern nur ſchaden. Den hellen Haïk, der mich leicht verraten konnte, ließ ich natürlich zurück.

Ich hatte bei unſerer Ankunft im Wadi Maskat er Raml das Dorf liegen ſehen und ſchätzte die Zeit, es jetzt in der Dunkelheit zu erreichen, auf eine halbe Stunde. Als dieſe verfloſſen war, ſtand ich vor der erſten Hütte. Aus den Fenſteröffnungen der Wohnungen glänzte der Schein der Lichter oder Seſamöllampen. Der Ort war in eine Krümmung des Wadi Falg geſchmiegt, und wenn ich nicht geſehen werden wollte, mußte ich meine Beobachtungen im Rücken des Dorfes machen. Ich ſchlich mich von einer Wohnung zur andern, bis ich am obern Ende angekommen war; dann kehrte ich wieder zurück, um meine Aufmerkſamkeit auf ein Bauwerk zu richten, welches das größte war und alſo wohl dem reichſten Manne, wenn nicht dem Schech el Beled gehörte. Vor der Thür desſelben waren, wie ich bemerkte, mehrere

Pferde angebunden. Die hintere Wand hatte vier Fensteröffnungen, von denen drei erleuchtet waren. Ich schlich mich an die erste und sah hinein. Ich sah einen kleinen, ganz primitiv eingerichteten Raum, in welchem eine weibliche Gestalt unbeweglich auf einer Strohmatte saß. Sie schien nach dem Nebenraume zu lauschen, in welchem Stimmen zu hören waren. Diesen zweiten Raum konnte ich durch das nächste Fenster überblicken. Er war größer. Zwei Männer befanden sich darin. Der eine von ihnen ging in großer Erregung hin und her; es war der Scheik der Handhala.

„Also mein Sohn, mein einziges Kind, mir in meinem Alter spät geboren, ist fort, geraubt von Humam Ben Dschihal, dem verfluchten Hadeschhunde!“ rief er. „Ist er es wirklich gewesen? Wer hat ihn erkannt?“

„Dein Weib; sie kennt ihn ja genau. Sie ist mit dem Kinde auf dem Makbara[1]) gewesen, ganz allein, und da von ihm überfallen worden.“

„Diese Verruchte, diese der Hölle Verfallene! Ich werde mit ihr abrechnen, bald, sehr bald! Denn ich werde sofort weiter reiten, um daheim meine Krieger zum Rachezuge zu versammeln. Sobald unsere Pferde gefressen und sich ein wenig ausgeruht haben, geht es fort von hier. Wir werden das Wadi Baschams dieses Kinderräubers der Erde gleich machen. Er hat sich fürchterlich gerächt, wie er sich entsetzlicher gar nicht rächen konnte. Er kannte meine unendliche Liebe zu diesem Kinde und hat es sicher unterwegs ermordet. Und dieses Weib, was thut sie jetzt? Sie wird daheim sitzen und an nichts anderes denken, als daß ihr das Trauerkleid gut zu Gesichte steht. Sie ist dem Tode verfallen. Meine erste

[1]) Kirchhof.

Kugel gilt nicht dem Räuber meines Knaben, sondern ihr, das schwöre ich bei — — —“

„Halt, schwöre nicht!“ unterbrach der Hausherr den Wütenden. „Dein Weib ist nicht daheim.“

„Wo sonst?“

„Sie ist dem Räuber nach wie eine Löwin, der man ihr Junges genommen hat.“

„So hat er sie auch getötet, und so ist sie leider ihrer Strafe entgangen. Was nützt es, daß sie ihm nachgefolgt ist! Darfst du sie da eine Löwin nennen? Sie hätte ihr Kind wie eine Löwin verteidigen sollen! Ich schwöre es bei Allah und allen Khalifen, daß ich ihr, wenn ich sie finde — —“

„Halt, schwöre nicht!“

Das sagte nicht der andere wieder, sondern der Ruf erscholl vom Eingange zum Nebenraume her, wo die Frau stand, die ich vorhin gesehen hatte. Nun folgte eine Scene, welche zu beschreiben sich die Feder sträubt. Man erlasse sie mir! Sie war in ihrer Mutterangst hierher gekommen, um den befreundeten Stamm um Hilfe zu bitten, und befand sich erst seit einigen Stunden hier, wo sie so unerwartet mit ihrem Manne zusammentraf. Dieser schäumte vor Wut, warf sie nieder, zerrte sie hin und her, trat sie mit Füßen und hätte sie erschossen, denn er riß das Pistol einigemal hervor, wenn er nicht von dem andern daran verhindert worden wäre. Endlich zog er sie an den Haaren aus dem Hause, schleuderte sie dort hin und brüllte laut dazu:

„Enti talikah bit telateh!“

Das heißt zu deutsch: „Du bist dreimal verstoßen,“ und ist die gesetzlich vorgeschriebene Scheidungsformel. Sie war von diesem Augenblicke an nicht mehr seine Frau.

Ich ſchlich mich um das Haus, um nach ihr zu ſehen, ſo gefährlich dies für mich war; da kam ſie weinend um die Ecke. Sie erſchrak, als ſie mich ſah.

„Wirſt du Zarka genannt?“ fragte ich leiſe.

„Ja. Wer biſt du?“ brachte ſie mühſam hervor.

„Dein Freund. Ich bringe dir Hilfe. Komm mit mir!“

Ich nahm ſie bei der Hand und führte ſie fort. Sie folgte mir ohne Weigerung, mir, einem Fremden, von dem ſie ſich nicht berühren laſſen durfte. Es war ihr ja nun alles gleich. Leiſe vor ſich hinweinend und ſchluchzend ging ſie eine halbe Stunde lang neben mir her, bis wir in das Wadi Maskat er Raml kamen. Da, wo die Gefährten hinter den Felſen ſteckten, war die zärtliche Stimme Omars zu hören, und eine andere, feinere, antwortete ihm mit einem zweimaligen „Zarka“ darauf. Da ſtieß die Frau einen ſchrillen Schrei aus und ſtürzte vorwärts.

Was ſoll ich ſagen! Sträubte ſich vorhin die Feder, mir zu gehorchen, ſo möchte ich jetzt wohl gar zu gern das unendliche Entzücken der Mutter ſchildern, vermag es aber nicht und ſchweige alſo wieder, freilich aus ganz anderm Grunde.

Der mit dieſer Wendung zunächſt höchſt unzufriedene Omar warf mir zehn Fragen auf einmal vor, und die andern wollten ebenſo Erklärung haben, aber es gab keine Zeit dazu, weil Abd el Birr, der Handhala, ſo raſch aufbrechen wollte. Sollte er uns nicht entgehen, ſo mußten wir eilen. Zarka wurde mit dem Kinde ſo weit in das Wadi hineingeſchafft, daß ſie nicht hören konnte, was geſchah; dort blieben zwei Haddedihn, die ich inſtruierte, bei ihr. Dann wurde mein dreißig Ellen langer, unzerreißbarer Laſſo quer über den Weg gezogen; die

Pferde sollten darüber stürzen, so daß uns der Fang sicherer und leichter war. Dann warteten wir.

Es verging aber eine Viertelstunde, ehe wir den Hufschlag nahender Pferde hörten. Sie kamen trotz der Dunkelheit im scharfen Trabe. Der Scheik fluchte, wetterte und trieb zur Eile an. Jetzt waren sie da. Ohne den Lasso wären sie in einigen Sekunden vorüber gewesen, wenn wir nicht hätten auf sie schießen wollen; so aber kam keiner vorbei; alle Pferde stürzten und die Reiter mit ihnen. Wir waren natürlich sofort über die letzteren her, ich über den Scheik, der sich durch seine Stimme kenntlich gemacht hatte. Er lag erst vor Schreck bewegungslos; dann wollte er sich wehren, wollte auf, konnte aber nicht und sank mit einem Schmerzensschrei wieder nieder. Er hatte das rechte Bein gebrochen. Sie wurden alle gebunden und nebeneinander niedergelegt; es fiel kein Wort dabei, und ich gebot auch bis zu meiner Rückkehr Schweigen. Dann nahm ich dem Scheik die beiden Pistolen aus seinem Gürtel und ging dem Dorfe zu.

Dort angekommen, schlich ich mich erst hinter den Häusern bis zu dem größten hin, welches, wie ich dann erfuhr, wirklich dem Schech el Beled gehörte, ging dann ganz offen nach der vordern Seite desselben und trat ein. Der Schech saß rauchend ganz allein im großen Raume; er wollte die Erregung der letzten Stunde durch die Pfeife beruhigen. Als er mich sah, sprang er überrascht auf.

„Kennst du diese Waffen?“ fragte ich, sie ihm vorhaltend.

„Maschallah! Die Pistolen des Scheikes der Malik Ben Handhala!“

„Sie sind es. Er gab sie mir als Erkennungs-

und Beglaubigungszeichen mit. Er ist nicht weit fortgekommen. Es handelt sich um ein Geheimnis, welches nur du allein heute erfahren darfst. Hast du einige Fananir?“[1])

„Ja.“

„Hole sie, und folge mir! Es ist Wichtiges geschehen.“

„Was? Wer bist du? Ich kenne dich nicht.“

„Du wirst es von ihm selbst erfahren. Beeile dich! Es darf keine Minute verloren werden.“

Der sehr bestimmte Ton, in welchem ich sprach, und die Pistolen hatten die beabsichtigte Wirkung: Er holte mehrere Laternen, zündete eine davon an und ging mit. So sehr er unterwegs Auskunft von mir forderte, ich gab sie ihm nicht; doch als wir an Ort und Stelle waren, sagte ich ihm, daß er mein Gefangener sei, aber nichts zu befürchten habe, falls er sich ruhig bis zum Morgen verhalte. Er wurde auch gebunden, ehe er sich versah; dann steckten wir alle Laternen an, so daß Licht genug vorhanden war, alles zu sehen.

Nun fiel zunächst der Scheik der Muntefik in den heftigsten Vorwürfen und Schmähreden über den Scheik der Handhala her; ich ließ ihn einige Zeit gewähren; dann aber, als er gar nicht aufhören wollte und es zu toll trieb, gebot ich ihm mit den Worten Ruhe:

„Nun laß es endlich gut sein! Es handelt sich bei dir um eine Beleidigung, für welche du Abbitte oder irgend eine für ihn ungefährliche Strafe verlangen kannst, nicht aber um etwas, was den unbedingten Tod erfordert. Hier aber steht der Bluträcher, welcher das Leben dieses Gefangenen fordern kann. Laß ihn nun auch zu Worte kommen!“

---

[1]) Plural von Fannar, Papierlaternen; andere giebt es dort nicht.

Ich deutete dabei auf Omar, welcher, seit Abd el Kahir gefangen war, kein Wort gesagt hatte. Jetzt trat er näher und blickte ihm finster in das Gesicht. Ich gab Halef einen heimlichen Wink. Dieser verstand mich und ging unauffällig fort, um Zarka herzubringen.

„Du hast den Bruder meines Weibes ermordet," sagte jetzt Omar; „ich bin der Rächer. Kennst du das Gesetz, welches lautet: Blut um Blut, Leben um Leben?"

„Töte mich!" antwortete der Gefragte. „Allah hat mich durch diesen Kara Ben Nemsi Emir in deine Hand gegeben. Er hat mir die Freude meines Lebens, mein einziges Kind, den Sohn meines Alters genommen; ich mag nicht länger leben. Ich werde dir dankbar dafür sein, wenn du mir eine Kugel giebst."

Das hatte Omar nicht erwartet; er kam dadurch in Verlegenheit. Er wollte den Gefangenen strafen, nicht ihm aber eine Wohlthat erweisen. Er blickte erst ihn und dann auch mich ratlos an.

„Schieß ihn tot, oder nimm das Messer, Omar!" forderte ich ihn auf.

Seine Verlegenheit wuchs. Er wollte Rache, aber ein Henker zu sein, einen Wehrlosen zu töten, das fiel ihm nicht ein.

„Ich verstehe dich," fuhr ich fort. „Ja, wärest du ein Christ, so könntest du dich fürchterlich rächen, indem du glühende Kohlen auf sein Haupt sammeltest."

Er blickte unentschlossen vor sich nieder. Da bäumte sich der Gefangene unter seinen Fesseln und trotz seines Beinbruches auf und stieß einen lauten, unartikulierten Ruf aus. Sein Weib war gekommen, den Knaben an der Hand. Sie kniete neben ihm nieder und hielt ihm das Kind zum Kusse hin. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich seiner. Seine Augen schienen aus ihren

Höhlen treten zu wollen, und er ſchrie mit einer Stimme, welche ſchier unmenſchlich klang:

„Er lebt, mein Sohn, er lebt! Emir, laß mir die Hände los, gieb ſie mir nur einen Augenblick, einen einzigen Augenblick frei, damit ich mein Kind umarmen, nur einmal berühren, nur einmal ſtreicheln kann!“

Ich bückte mich nieder und band ihm die Arme los. Da griff er zu und zog den Knaben an das Herz, liebkoſte ihn wie närriſch, gebärdete ſich wie wahnſinnig, zog dann auch die Frau an ſich und rief:

„Ich habe dich verſtoßen; ich nehme dich wieder auf. Du biſt wieder mein Weib, mein teures, gutes Weib. Willſt du es wieder ſein?“

Sie nickte unter Thränen; ſprechen konnte ſie nicht.

„Ich habe dich zwar freigegeben, alſo biſt du auch frei,“ fuhr er fort. „Aber wir gehen zum Kadi und laſſen uns — — —“

Er hielt plötzlich inne; es fiel ihm ein, in welcher Lage er ſich befand, daß er ſein Leben verwirkt, ja ſogar um ſeinen Tod gebeten hatte.

„O, Allbarmherziger, das iſt nun aus!“ klagte er. „Den Blutpreis, den Blutpreis! Ich will ihn zahlen; ich kann, ich kann nicht ſterben!“

„Und du ſtirbſt doch!“ antwortete Omar.

Da nahm ich den blauäugigen Knaben ſeinem Vater aus den Händen, gab ihn Omar hin und ſagte:

„Dieſer bittet für ihn; er iſt ſein Sohn. Du haſt zweimal bei Allah geſchworen, die Eltern dieſes Kindes glücklich zu machen, wenn es dir möglich ſei. Bedenke das!“

Der Knabe ſchlang ihm ſofort die Aermchen um den Hals und drückte ihm das Köpfchen in den Bart. Omar, der eben noch ſo entſchloſſene Omar, drehte ſich um und

verſchwand mit dem Kinde im Dunkel der Nacht. Nun trat eine erwartungsvolle Stille ein, welche der Scheik dazu benutzte, ſein Weib zu fragen, wie ſie wieder zu dem verlorenen Kinde gekommen ſei. Sie deutete ſtumm auf mich, und ich erzählte es ihm.

„Er hat es gefunden, er, der Bluträcher, deſſen Verwandten wir ermordet haben!“ ſagte er. „O, Allah, wie ſtrafſt du dieſe That!“

Da kam Omar wieder; er hatte den letzten Ausruf gehört, und auf ſeinem Geſichte lag ein ungewöhnlich weicher Zug. Er legte ihm den Knaben in die Arme und ſagte:

„Ich will nicht deinen Tod; ich nehme den Blutpreis — — — um dieſes Kindes willen, welches mir meine Seele geraubt hat,“ fügte er faſt weinend hinzu. „Die Krieger der Haddedihn werden mich wohl deshalb nicht für unwürdig halten.“

Ich reichte ihm die Hand und beruhigte ihn:

„Nie biſt du edler und tapferer geweſen als in dieſem Augenblicke, wo du dich ſelbſt bezwungen haſt. Laß es ſie wiſſen, daß ich, Kara Ben Nemſi Emir, dies ausdrücklich geſagt habe! Wie hoch ſoll der Blutpreis ſein?“

„So viel, wie Abd el Mottaleb bezahlen mußte, der Großvater des Propheten, hundert Kamele.“

„Das iſt mein ganzes Vermögen!“ rief der Scheik. „Es bleibt mir dann nichts, gar nichts übrig; aber du ſollſt alles haben, alles, wenn ich nur meinen Sohn und mein Weib wieder bekomme und für ſie leben darf. Der eigentliche Mörder bin ich nicht; den haſt du getötet, als wir euch auf dem Wege nach dem Wadi Baſcham des Nachts überfallen wollten.“

„So ſind wir einig, und die Gefangenen ſind frei,“ erklärte ich.

Ihre Feſſeln wurden gelöſt. Abd el Birr konnte nicht hier liegen bleiben; der Schech el Beled erklärte, ihn und ſein Weib und Kind bei ſich aufnehmen zu wollen, und lud auch mich mit ein. Er und alle unſere bisherigen Feinde gelobten freiwillig mit den heiligſten Eiden, daß ſie allen Hintergedanken fern ſeien, uns als Freunde und Brüder betrachten und gegen alle Feinde verteidigen würden. Wir durften ihnen glauben und gingen mit, um die Gäſte des ganzen Ortes Rakmatan zu ſein.

Im Hauſe des Schechs angekommen, verband ich das Bein des Handhala, ſo gut es möglich war; der Bruch war kein komplizierter. Der Kranke fühlte ſich am andern Tage ſo wohl, daß er den Kadi kommen ließ, um ſich ſein Weib wieder antrauen zu laſſen. Wäre ich nicht Chriſt geweſen, ſo hätte ich dabei als Zeuge dienen müſſen; dieſe Ehre wurde Omar zu teil. Der brave Mann war ſo gerührt, daß er nach vorübergegangener Handlung zu den aufs neue Vermählten ſagte:

„Ich bringe eine Gabe, welche ihr nicht zurückweiſen dürft: ihr habt mich zum Zeugen eures neuen Glückes gemacht, welches die Armut töten würde. Ich verzichte auf den Blutpreis und ſchenke ihn eurem Sohn. Allah ſegne ihn und dieſes mein Geſchenk!“

Der Scheik brachte kein Wort hervor; auch Zarka konnte nicht ſprechen; ihre blauen Augen aber ſtanden voller Thränen, denn die Farbe ſeiner Augen hatte ihr Söhnchen von ihr geerbt; ſie hieß Zarka ihrer Augen wegen.

Was wollte der Scheik der Muntefik nach dem Beiſpiele von Güte machen, welches ihm Omar gegeben hatte? Er mußte auch verzeihen und alle Rachegedanken fallen laſſen. Wie eigentlich chriſtlich fühlte und handelte man

hier und jetzt in dieſem an der Pilgerſtraße gelegenen Hauſe, wo der muhammedaniſche Fanatismus bisher jährlich blutige Orgien gefeiert hatte! Wir blieben faſt drei Wochen lang als Gäſte in der Rakmatan, und niemand wagte es, ein Wort der Beleidigung zu mir zu ſagen. Die wahre Liebe beſiegt den größten, unüberwindlich ſcheinenden Haß. Meine Gewehre wurden mir natürlich zurückgeſtellt, und ebenſo bekamen die Haddedihn die Summe erſetzt, welche dem toten Meſud in Kubbet el Islam abgenommen worden war. — — —

5.

Der Kutb.

1. In Kairo.

Zufall oder Schickung? Lieber Leſer, was von dieſen beiden iſt wohl richtig? Hoffentlich gehörſt du nicht zu denjenigen, welche an den erſteren glauben, ſondern zu denen, welche wiſſen, daß, wie die heilige Schrift ſagt, kein Haar ohne „Seinen“ Willen von unſerem Haupte fällt.

Wie oft habe ich während meiner vielen Reiſen an mir ſelbſt erfahren, daß eine allweiſe Hand meinen Weg ganz anders lenkte, als es mein Wille war, und zwar ſtets zu meinem Glücke! Wie oft wurde ich aus einer mißlichen oder gar gefährlichen Lage durch einen ganz geringfügigen Umſtand befreit oder errettet, den ein Anhänger der Zufallslehre geradezu für eine Unmöglichkeit erklären würde, der mir aber ein Wink von oben war, dem ich zu folgen hatte! Ein kurzes, ſchnell vorübergehendes Ereignis, welches ohne alle Bedeutung zu ſein ſchien, eine raſche, impulſive That, ſcheinbar von nicht dem geringſten Werte, ein gelegentliches Wort, welches ich ſchon einige Augenblicke ſpäter vergeſſen hatte, trat plötzlich nach Jahren und in einem ganz andern, fernliegenden Lande mit ſeinen Folgen beſtimmend oder erlöſend vor mich hin, ſo daß mir wie ein Lichtſtrahl die Erkenntnis kam, daß die gerechte Vorſehung jede That und jedes Wort des Menſchen verzeichnet und die belohnende oder beſtrafende Wirkung desſelben im geeigneten

Augenblicke eintreten läßt. Wie viele Thaten würden nicht geſchehen und wie viele Worte würden nicht geſprochen, wenn alle Menſchen der Ueberzeugung wären, daß alles, was ſie erleben, reden oder thun, nicht unter der Herrſchaft des ſogenannten Zufalles ſteht, ſondern unter einem höheren, weiſen Geſetze, welches ebenſo die Sonnen am Firmamente wie den Flug des kleinſten Käfers lenkt!

Zufall oder Schickung? Auf dieſe Frage ſoll das, was ich jetzt erzählen will, die Antwort geben, daß alles, was man einen Zufall nennt, nicht Zufall, ſondern eine Wirkung dieſes Geſetzes iſt.

Ich war in der nubiſchen Wüſte geweſen und kehrte nach Kairo zurück, um zunächſt, was mein Aeußeres betraf, einen andern, neuen Menſchen aus mir zu machen. Die Art, wie ich reiſe, bringt es mit ſich, daß ich mich nicht mit großer Ausſtattung und ſtrotzendem Geldbeutel auf der großen, belebten Heerſtraße bewege. Ich ſuche Gegenden auf, die fernab davon liegen, und da iſt es mit den „Hilfsmitteln“, ſelbſt wenn man ſie beſitzt, ſehr bald zu Ende; ſie haben allen Wert verloren, und zur Geltung kommt allein nur die Perſon, alſo das, was man iſt und was man kann.

Infolgedeſſen befand ich mich bei meiner Rückkehr äußerlich in einem Zuſtande, den man im Volksmunde mit den allerdings ſehr unäſthetiſchen Worten „zerriſſen und zerlumpt“ zu bezeichnen pflegt. Das darf ich aufrichtig geſtehen, weil es für einen Mann, der ſich ſo lange Zeit unter den Völkerſchaften des obern Nil herumgetrieben hat, ganz unausbleiblich und alſo keine Schande iſt. Ich freute mich darum auf meinen großen, vollen Koffer, deſſen Inhalt mehr als hinreichend war, mich vollſtändig neu auszuſtatten. Ich hatte ihn Ben Muſa

Effendi, meinem Gaſtfreunde, in Verwahrung gegeben, bei dem ich vor meinem Aufbruche nach Süden drei Wochen gewohnt hatte. Dieſer Ben Muſa Effendi war ein außerordentlich ehrlicher Mann, dem ich ein ganzes Vermögen hätte anvertrauen können, und ſo war ich nicht wenig überraſcht, als ich ſeine Wohnung leer fand und von den Nachbarn erfuhr, daß er ganz plötzlich verſchwunden ſei und keinem Menſchen geſagt habe, wohin er gehe. Zu dieſer Ueberraſchung geſellte ſich noch die Betroffenheit, denn mein Koffer war ebenfalls mit ihm verſchwunden.

Ich ſtand da und ſah ſehr trüben Blickes an mir nieder. Wie ſah mein Anzug aus! Und im Koffer lag ein vollſtändig neues Habit! Aber nicht bloß das, ſondern es befanden ſich darin auch meine Wertpapiere, die ich jetzt in bare Münze hatte verwandeln wollen. Sie repräſentierten zwar keine große Summe, denn ich bin all mein Lebtage kein mehrfacher Millionär geweſen, aber doch einen für meine Zwecke hinreichenden Betrag.

Was nun thun? Zu dem Vertreter meiner Heimat gehen und Reiſegeld leihen? Nein, das lag nicht in meiner Art. Hadſchi Emir Kara Ben Nemſi „pumpt“ ſein Vaterland nicht an! Ben Muſa Effendi iſt ein ehrlicher Mann und muß wieder auf der Bildfläche erſcheinen. Ich werde nach ihm ſuchen!

Aber wie und wovon leben, bis ich ihn gefunden habe? Von meinem „Rettungsgelde“ natürlich. Ich trage nämlich auf allen meinen Reiſen einige eingenähte Goldfüchſe bei mir, welche für unvorhergeſehene Fälle meinen „eiſernen Fonds“, mein Rettungsgeld bilden, mein Derahim el Kefahle, wie der Araber ſagt. Zehn Zwanzigmarkſtücke, das reichte ſchon eine Weile. Freilich durfte ich mich da nicht im Hotel d'Orient einlogieren

und mich auch noch nicht von meinem jetzigen Anzuge trennen.

Ich suchte mir zunächst ein billiges Quartier und fand es bei einem Pfeifenreiniger, welcher unverheiratet war und zwei kleine Räume innehatte, von denen er mir den einen gegen einen ganz geringen Betrag abtrat. Sein nicht ganz geruchloses Geschäft bestand darin, von Haus zu Haus, von Kunden zu Kunden zu gehen, um die Köpfe und Rohre der Tabakspfeifen auszuputzen. Das ist zwar keine hervorragend geistreiche und staatserhaltende Beschäftigung, aber sie verfolgt doch einen gewissen Zweck und kam mir als Mieter nebenbei sehr zu gute, denn das höchst lobenswerte Prinzip der Reinlichkeit, welches seinem nützlichen Berufe zu Grunde lag, machte sich auch in seiner Wohnung geltend. Er verwendete seine freien Stunden in ganz und gar nicht orientalischer Weise darauf, die Diele zu scharren, die Wände abzukratzen, alle Winkel auszuwischen, die Decke, auf der er schlief, wie ein Wütender zu bearbeiten und seinen thönernen Tiegel blank zu lecken. Diese Decke und dieser Tiegel bildeten nämlich die einzige Ausstattung seines trauten Heimes.

Bei dieser sich täglich mehrmals wiederholenden Reinigung unserer beiden „Salons" konnte natürlich kein Stäubchen aufkommen, und infolge des Lärmes, den er dabei machte, waren alle diejenigen Tierchen ausgerissen, welche man zu den beißenden und stechenden Insekten rechnet und die in den Wohnungen und den Kleidern der Morgenländer eine so große Rolle spielen. Ich habe jenseits des Mittelmeeres nie so sauber und insektenlos gewohnt, wie bei diesem braven Ausputzer der muhammedanischen Tabakspfeifen.

Aber leider keine Rose ohne Dornen! Der Dorn in der lieblichen Rose unsers Wohlbefindens war ein alter

Nachbar, welcher uns allabendlich besuchte, um seinen Tschibuk bei uns zu rauchen und dazwischen einige Knoblauchzwiebeln zu verzehren. Wie er eigentlich hieß, das hatte ich nicht erfahren können; er wurde von allen, die ihn kannten, nur esch Schahad, der Bettler, genannt. Damit ist gesagt, wovon er lebte.

Esch Schahad zog nicht etwa bettelnd in der Stadt herum; o nein, zu den armseligen Proletariern, die dies thaten, gehörte er keineswegs! Er hatte einen „Stand", und zwar was für einen! Dieser Stand war der beste Platz, den es für sein Gewerbe in ganz Kairo gab; er brachte ihm nicht nur Almosen in Hülle und Fülle ein, sondern dazu auch noch eine Art von Heiligenschein, der ihn hoch über alle seine Erwerbsgenossen erhob.

Wer in Kairo gewesen ist und sich nur einigermaßen in der Stadt umgesehen hat, dem ist ganz gewiß das Binnenthor Bab Zuweileh bekannt, welches nach auswärts einen Spitzbogen in hoher Wand bildet und nach der innern Stadt eine rot und weiß gebänderte Bastion vorschiebt, auf der die Minarehs der benachbarten Moscheen sitzen. An diesem Thore stand oder saß esch Schahad vom Morgen bis zum Abende, und kein gläubiger Muhammedaner, der vorüberging, versäumte es, sich durch ein Almosen unter den ganz besonderen Schutz Allahs und der Geisterwelt zu stellen.

Im Kopfe des Moslem wimmelte es von Djinns, Geistern und andern unbegreiflichen Wesen, die zwischen Himmel und Erde und zumal in den Märchen leben und einen großen Einfluß auf den Menschen haben. Diese unsichtbaren Wesen fliegen und schweben in so großer Anzahl umher, daß man kein Wasser ausschütten und nichts wegwerfen darf, ohne vorher „Mit Erlaubnis!" zu rufen, weil man sonst einen Geist auf den Kopf

treffen und damit seine Rache herausfordern könnte. Der berühmteste und mächtigste unter den Geistern Kairos aber wohnt in dem Bab Zuweileh und hat seinen Aufenthalt in einem kleinen Raume des östlichen Thorweges, der durch den hölzernen Thorflügel verdeckt wird.

Dieser Geist ist der berühmte „Kutb", welcher fast die Allmacht Allahs besitzt. Er kann in einem einzigen Augenblicke um die ganze Erde fliegen; er hört alles, sieht alles und kann alles. Wer es mit ihm verdirbt, der ist verloren, und wer sich seine Gunst erwirbt, der kann auf die Erfüllung aller Wünsche rechnen. Dieser Kutb hat Macht über alle frommen Moslemim, mögen sie wohnen, wo sie wollen, in dem westlichsten Winkel der Sahara oder tief im Osten bei den Chinesen; er kennt sie alle und ist auch ihnen allen bekannt, wenn ihn auch noch keiner gesehen hat. Will er einmal in sichtbarer Gestalt erscheinen, so geschieht das in der Gestalt des Bettlers, der sein Diener und sein Vertrauter ist. Man kann sich also denken, wie hochwichtig und wie wertvoll der Bettlerplatz am Thore Zuweileh ist! Esch Schahad hätte ihn nie freiwillig hergegeben und um seinen Besitz mit jedem Konkurrenten bis auf den Tod gekämpft. Welche Ehren genoß er da! Kein Moslem ging an ihm vorüber, ohne die Fatcha, die erste und einleitende Sure des heiligen Kuran zu beten! Und wer einen Wunsch, eine Bitte an den Kutb hatte, der blieb stehen, um sie in lauten, flehenden Worten auszusprechen. So erfuhr der Bettler manches Geheimnis, welches er in seiner verschwiegenen Brust verschlossen hielt.

Also dieser hochwichtige Mann war der Dorn in unserer Rose! Er kam alle Abende so sicher wie der Abend selber, rauchte seinen fürchterlichen Tabak oder kaute seinen ebenso genußreichen Knoblauch und sprach

dabei von allen möglichen Dingen, aber nur nicht von dem Kutb, über den ich doch so gern etwas Näheres erfahren hätte. Das war sein Amts- oder vielmehr Geschäftsgeheimnis. Er duftete nach allen möglichen Gerüchen, die einem Bettler anhaften können, und paßte nicht in unsere reinliche Behausung, wurde aber trotzdem von meinem Wirte geduldet, weil er der Nachbar desselben und ihn durch seine Besuche gewohnt geworden war. Auch ich war ihm nicht unbekannt, denn ich hatte ihm früher, so oft ich durch das Bab Zuweileh und an ihm vorüber gegangen war, stets ein Geschenk gegeben, und da meine Kleidung diejenige eines Europäers gewesen war, hatte er sich über diese Gaben gewundert und sich mein Gesicht gemerkt. Als er mich dann zum erstenmal in meiner jetzigen Wohnung traf, war er zugleich verwundert und erfreut darüber und fragte mich, warum ein solcher Effendi gezwungen sei, bei einem „Manne der Pfeifenreinigung" zu wohnen. Ich hatte keinen Grund, ihm die Auskunft zu verweigern, und er nahm solchen Anteil an mir, daß er mir versprach, den Kutb zu befragen, wohin der verschwundene Ben Musa Effendi mit meinem Koffer gekommen sei. Leider aber verging ein Tag nach dem andern, ohne daß der sonst so allwissende Geist sich herbeiließ, die erbetene Antwort zu erteilen. Ich hielt das für eine unverantwortliche Rücksichtslosigkeit, zwar nicht gegen mich, aber doch gegen den Bettler, der sein Diener und Vertrauter war.

So vergingen zwei Wochen, ohne daß ich eine Spur von Ben Musa Effendi entdeckte; das Schicksal entschädigte mich dafür dadurch, daß mir esch Schahad seine ganz besondere Zuneigung schenkte; ich bemerkte, daß er mich von Tag zu Tag lieber und lieber gewann, und es kam mir zuweilen so vor, als ob er etwas

auf dem Herzen habe, was er mir gern anvertrauen wolle, was sich aber weigere, ihm über die Lippen zu gehen. Aus den verschiedenen Fragen, mit denen er um diesen Gegenstand „herumging“, schloß ich, daß es etwas Aerztliches sein müsse; es wurde ihm aber außerordentlich schwer, es auszusprechen. Wäre er verheiratet gewesen, so hätte ich geschlossen, daß es sich um seinen Harem handle.

Da, eines Abends, zwang er sich endlich zu dieser Mitteilung; nur sprach er sie nicht unvermittelt aus, sondern er steuerte auf einem Umwege auf sie los, indem er sich erkundigte:

„Hast du heute wieder nichts von diesem Ben Musa Effendi erfahren?“

„Nein,“ antwortete ich.

„Er ist vielleicht doch ein Dieb!“

„Gewiß nicht; er ist ein ehrlicher Mann.“

„Da hätte er deinen Koffer stehen lassen müssen!“

„Das wäre unvorsichtig gewesen; er durfte ihn andern Leuten nicht anvertrauen.“

„So mußte er bei seinem Fortgange sagen, wohin er gehen wollte!“

„Er hatte wahrscheinlich alle Gründe, gerade dies zu verschweigen. Hat dir der Kutb, der mächtige Geist des Bab Zuweileh, auch noch keine Auskunft darüber erteilt?“

„Nein.“

„Das wundert mich eigentlich, denn du bist sein Liebling, und er ist allwissend.“

„Ja, Effendi, er weiß alles und kann alles; aber es ist sehr leicht zu erklären, warum er schweigt.“

„Nun, warum?“

„Er iſt nur für die wahren Gläubigen da; du aber biſt ein Chriſt.“

„Das iſt gar nicht lieb von ihm. Wenn wir Chriſten an ſolche Geiſter glaubten, würden dieſe mit ihren Wohlthaten gewiß keinen Unterſchied zwiſchen uns und euch machen.“

„Wie, ihr glaubt nicht an ſolche Weſen?“

„Nein.“

„Ihr habt alſo auch keinen Kutb?“

„Nein.“

„Das iſt ſonderbar, die Chriſten ſind doch ſonſt ſo kluge Leute; beſonders du, Effendi, biſt gelehrt in allen Dingen, du warſt in allen Ländern und bei allen Völkern; du kennſt alle Steine, alle Pflanzen, alle Wege und Flüſſe, alle Berge und alle Thäler und alle — — — o, Effendi,“ unterbrach er ſich, „ſag' mir, ob du wohl auch alle Krankheiten kennſt!“

„Ja,“ antwortete ich, denn die Namen der Krankheiten waren mir allerdings bekannt.

„Und auch die Mittel, mit denen man dieſe Krankheiten heilt?“

„Allah allein iſt allwiſſend; er allein kennt alles; des Menſchen Wiſſen iſt nur Stückwerk; aber ich gebe zu, daß die Bewohner des Abendlandes in dieſer Beziehung mehr, weit mehr wiſſen, als diejenigen des Morgenlandes.“

„So möchte ich dir eine Frage vorlegen.“

„Thue es! Ich will doch nicht befürchten, daß du ſelbſt an einer Krankheit leideſt?“

„Ich nicht,“ antwortete er zögernd.

„Wer denn?“

„Ich — — habe — — einen Freund,“ dehnte er in der Weiſe, in welcher man ſpricht, wenn man nicht

recht weiß, ob man die Wahrheit ſagen ſoll oder nicht.

„Und dieſer Freund iſt krank?“

„Er ſelbſt auch nicht.“

„Alſo ein Glied ſeiner Familie?“

„Ja, ſo iſt es.“

„Wer?“

„Man darf nicht davon ſprechen, Effendi.“

„Dann kann ich auch nicht helfen. Wer eine Krankheit beſeitigen ſoll, der muß unbedingt wiſſen, wer der Kranke iſt.“

„Auch wenn es ſich um den Harem handelt?“

„Selbſt dann.“

„So erfahre, daß es ſich allerdings darum handelt. Es iſt die junge Haremeh[1]) meines Freundes.“

„Iſt's die Frau oder die Tochter?“ fragte ich in ſonſt verbotener Weiſe.

„Allah! Mußt du das wiſſen?“

„Ja.“

„Es iſt die Tochter,“ antwortete er mit einem tiefen, mich anklagenden Seufzer.“

„Und worin beſteht die Krankheit?“

„O, Effendi, ich habe nicht geglaubt, daß Allah dich mit ſo großer Neugierde ausgerüſtet hat!“

„Wenn du nicht ſagen willſt, was es iſt, ſo kann der Kranken nicht geholfen werden. Sprechen wir alſo nicht davon.“

Ich wendete mich ab, als ob ich nichts mehr hören wollte, da fiel er ſchnell ein:

„Halt, Effendi! Ich werde es dir doch ſagen, denn dieſe Krankheit iſt ein Schandmal ihrer Schönheit und ein großes Hindernis ihrer Verheiratung. Sie weint

[1]) Haremsbewohnerin.

Tag und Nacht darüber und ihr Vater und ihre Mutter grämen sich zu Tode."

„Haben sie denn noch keinen Arzt gefragt?"

„Alle, alle! Ihr Vater war bei den berühmtesten Zauberern und Gelehrten; sie alle haben Mittel gegeben, welche viel Geld kosten, aber keines hat geholfen."

„Also ein Schönheitsfehler. Wie heißt er?"

„Mein Mund sträubt sich dagegen, ihn zu nennen. Kannst du es nicht erraten?"

„An welcher Stelle des Körpers befindet er sich?"

„Vorn am Halse. O Muhammed, o Abubekr! Gerade vorn am Halse, wo er so leicht zu sehen ist! Könnte er nicht lieber am Rücken sein? Warum hat es Allah so eingerichtet, daß die Krankheiten immer an der falschen Stelle sitzen!"

„Das hat er zum Besten der Kranken so gefügt. Wenn der Schönheitsfehler, den du meinst, auf dem Rücken säße, störte er weniger und würde nicht kuriert."

„Du ahnst also, was es ist?"

„Ja; es ist ein Ghodda[1])."

„Maschallah! Du hast es erraten. Ihr Ungläubigen seid doch kluge Menschen!"

„Wie groß ist er?"

„So groß wie meine Faust. Möge er in der tiefsten Hölle braten!"

„Und wie alt ist die Tochter?"

„Erst fünfzehn Jahre! Und einen Ghodda, so groß wie meine Faust! Denke dir mein Herzeleid?"

„Dein Herzeleid?"

„Nein, nein," rief er schnell. „Ich meine das Herzeleid meines Freundes, welches allerdings auch mir zu

[1]) Kropf, Struma.

Herzen geht. Sag', o ſag', Effendi, ob ſo ein entſetzlicher Ghodda zu kurieren iſt?"

„Er iſt zu heilen."

„Und kennſt du das Mittel?"

„Ja."

„Wie heißt es? Teile es mir ſchnell mit!"

„Es giebt verſchiedene Mittel, je nachdem die Krankheit verſchieden iſt. Es giebt nämlich drei Arten des Kropfes. Die beiden erſten Arten heilen die abendländiſchen Aerzte durch eine Arznei, welche Jod genannt wird; im Morgenlande giebt man ein Mittel, welches aus Dura beda, gebranntem Sfunga und Fulful[1]) zuſammengeſetzt iſt."

„Willſt du meinem Freunde dieſes Mittel bereiten, wenn ich dich darum bitte, Effendi?"

„Nein."

„Allah!" rief er erſtaunt. „Ich denke, du haſt mich lieb! Und du ſchlägſt mir dieſe Bitte ab!"

„Weil ich nicht leichtſinnig ſein will. Ich muß wiſſen, von welcher Art der Ghodda iſt, ſonſt könnte ich die Geſundheit der Patientin ſchwer verletzen."

„Wie willſt du das erfahren?"

„Ich muß den Ghodda ſehen und unterſuchen."

„Ja dſchaſara, ia kyatachla — o Kühnheit, o Verwegenheit! Du willſt den Hals dieſer Tochter betaſten?"

„Ich muß es, wenn ich ihr helfen ſoll."

„Weißt du nicht, daß kein Mann den Harem betreten darf? Am allerwenigſten ein Chriſt!"

„Das iſt auch nicht notwendig. Dein Freund mag die Tochter hierherbringen."

„Damit du deine Hand an ihren Ghodda legſt?"

---

[1]) Sorghum, gebrannter Schwamm und Pfeffer.

„Ja.“

„Das geht nicht; das ist ganz unmöglich! Wie könnte man das vor Muhammed und allen seinen Nachkommen verantworten!“

„Ganz wie du denkst! Die Tochter mag also ihren Ghodda, das Hindernis ihres Glückes, behalten.“

Dabei blieb ich; er aber beruhigte sich nicht und fing immer wieder von dem Schönheitsfehler an, beharrte aber doch dabei, daß ein Christ unmöglich eine Muhammedanerin berühren dürfe. Da kam ich endlich auf einen vermittelnden Einfall;

„Höre, Schahad, du befindest dich in einem großen Irrtum. Gehört denn der faustgroße Ghodda eigentlich zum Körper der Tochter deines Freundes?“

„Nein. Er ist sogar höchst überflüssig; er soll weg!“

„Wenn ich ihn berühre, berühre ich da den Körper, zu dem er nicht gehört?“

„Maschallah! Gottes Wunder! Das ist ja wahr! Und du glaubst, ihn heilen zu können?“

„Ja.“

„So werde ich vielleicht mit meinem Freunde sprechen. Ich will es mir heut nacht überlegen. Ich gehe jetzt fort, augenblicklich fort. Leïltak sa 'ide — gute Nacht!“

Er sprang auf und eilte hinaus.

Mein Wirt blickte ihm lächelnd nach und fragte mich:

„Hast du gesehen, wie aufgeregt er war, Effendi?“

„Ja.“

„Und hast du gehört, wie er sich versprach?“

„Er sprach allerdings von seinem Herzeleid, nicht von dem seines Freundes.“

„O, er hat gar keinen Freund; er verkehrt ja nur

mit mir und dir. Sollte man da nicht meinen, daß es ſich um ſeine eigene Tochter handle?"

„Hm! Es iſt rätſelhaft. Er nimmt viel Geld ein; er iſt reich, und ich halte es für möglich, daß er einen Harem hat, ohne es wiſſen zu laſſen."

„Ja. Warum läßt er keinen Menſchen zu ſich? Nicht einmal mich? Er hat ein Geheimnis. Daß er reich iſt, habe auch ich ſchon gedacht, denn er bekommt am Bab Zuweileh täglich ſehr viel Geld geſchenkt. Ich habe ihn einmal zufällig in einem ſchönen, ſeidenen Kaftan und mit einem neuen, prächtigen Turban geſehen; er hatte ſich gewaſchen und ſah ganz anders aus als ſonſt, faſt wie ein vornehmer Herr. Ich redete ihn an; er aber wollte mich nicht kennen und eilte fort. Ich bin ſehr neugierig, was er morgen ſagen wird."

Der gute Pfeifenreiniger war nicht der einzige Neugierige; ich war es auch. Ich hegte die Ueberzeugung, daß unter der ſchmutzigen Hülle des Bettlers ein Mann von mir allerdings jetzt noch unbekannter Bedeutung ſteckte. Als er am nächſten Abende kam, brachte er die Rede zunächſt auf ein anderes Thema:

„Effendi, haſt du deinen Koffer noch nicht entdeckt?"

„Nein."

„Das iſt ſehr beklagenswert für dich und mich."

„Warum?"

„Weil du ohne den Koffer nicht fort kannſt von hier."

„Freilich! Aber das klingt ja ganz ſo, als ob du meine Abreiſe wünſchteſt!"

„Ich wünſche ſie auch."

„Und ich habe gedacht, du ſeieſt mein Freund!"

„Der bin ich auch; aber gerade deshalb will ich, daß du nicht lange mehr hier bleibſt."

Das klang ſonderbar. Dabei war ſein Geſicht ſehr ernſt; es hatte einen ganz eigenen Ausdruck, der mir auffallen mußte.

„So giebt es wohl einen Grund, der dir dieſen Wunſch eingiebt?“ fragte ich.

„Ja.“

„Welcher iſt es?“

Er ſah ſchweigend vor ſich nieder und antwortete erſt auf eine Wiederholung meiner Frage:

„Ich darf es dir nicht ſagen.“

„Höre, Schahad, wenn ich mir deine Worte zurechtlege, kann ich nicht anders annehmen, als daß du der Anſicht biſt, daß ich hier etwas zu erwarten habe, was mir nicht lieb ſein kann.“

„Da haſt du das Richtige getroffen, Effendi.“

„Dann iſt es deine Pflicht, offen gegen mich zu ſein.“

„Es giebt noch eine höhere Pflicht, welche mir das verbietet.“

„Droht mir etwas Unangenehmes?“

„Etwas noch Schlimmeres.“

„Etwa gar eine Gefahr?“

„Ja.“

„Von wem? Von welcher Seite?“

„Darüber muß ich ſchweigen.“

Was hatte er nur? Ich drang noch einigemal in ihn, konnte aber nichts Näheres erfahren; er teilte mir ſchließlich, und zwar ganz widerſtrebend, nur das mit, daß die Verhältniſſe, welche mich bedrohten, politiſche ſeien. Ich mußte unwillkürlich laut auflachen.

„Du lachſt!“ rief er aus. „Glaubſt du meinen Worten nicht?“

„Hm! Ich halte dich für einen wahrheitsliebenden

Mann; du wirſt alſo glauben, mir die Wahrheit zu ſagen, aber du wirſt dich irren."

„Ich irre mich nicht; ich weiß, was ich weiß."

„Unmöglich! Ich habe mit der Politik ja gar nichts zu thun."

„Sehr viel ſogar, Effendi!"

„Das müßte ich doch wiſſen!"

„Nein. Der Vogel hat mit der Schlange ja auch nichts zu thun, und ſie kommt dennoch und frißt ihn auf."

„Das iſt etwas ganz anderes. Die Politik iſt gerade dasjenige, was mir am fernſten liegt. Wie kann mir von daher Gefahr drohen? Ich beſchäftige mich daheim nicht mit ihr, hier noch viel weniger."

„Allah! Du willſt mich nicht hören, und ich wiederhole dennoch meine Warnung."

„Warnung ſagſt du? So iſt die Gefahr, welche mir nach deiner Anſicht droht, eine große?"

„Ja. Es kann ſich um dein Leben handeln."

„Maſchallah! Welcher ägyptiſche Politiker kennt mich? Welcher von dieſen Herren trachtet mir nach dem Leben?"

Er machte eine Bewegung der Ungeduld und rief heftig aus:

„Willſt du mich denn wirklich zwingen, zu ſagen, was ich nicht ſagen darf? Es handelt ſich gar nicht perſönlich um dich!"

„Und doch iſt meine Perſon in Gefahr? Du widerſprichſt dir ſelbſt."

„Nein. Ich meine, es handelt ſich nicht um dich allein."

„Um wen noch?"

„Um alle Europäer."

„Ah! Stehen alle Europäer in Gefahr?"

„Ja.“

„Schahad! Das klingt ja ganz so, als ob es sich um eine Verschwörung gegen die Ausländer handle, welche hier leben!“

„Ich sage nichts.“

„An so etwas ist aber gar nicht zu denken.“

„Nicht?“

„Nein. Es ist ja hier im Lande alles ruhig. Es hat zwar vor einiger Zeit hier gegärt; aber das ist vorüber, seit der Khedive im vorjährigen Juli das Liquidationsgesetz unterzeichnet hat.“

„Nur der Seemann sieht es dem heitern Himmel an, daß trotz dieser Herrlichkeit ein Sturm im Anzuge ist. Du bist ein Laie. Nun aber habe ich genug gesprochen. Du hörst weiter kein Wort von mir!“

„Hm! Du meinst es jedenfalls gut, und ich danke dir. Aber du hast weit mehr gesagt, als du weißt.“

„Wieso, Effendi?“

„Wenn deine Warnung einen Grund hat, so kann es sich, wie gesagt, nur um eine Verschwörung, um einen Aufstand handeln; du mußt davon wissen und gehörst also zu den Verschwörern!“

„Allah 'l Allah, was fällt dir ein! Wie kann ein armer Schahad ein Verschwörer sein? Solche Leute müssen Männer von Einfluß und Bedeutung sein; ich aber lebe von den Almosen der Mildthätigen. Sprechen wir von etwas anderem! Ich soll dich grüßen, Effendi.“

„Von wem?“

„Von meinem Freunde.“

„Ah? So hast du mit ihm gesprochen?“

„Ja.“

„Was sagte er?“

„Du sollst jetzt erfahren, wie lieb ich dich habe

und welches Vertrauen ich in dich ſetze. Mein Freund iſt ein ſtrenggläubiger Moslem, der ſeinen Harem heilig hält. Als ich ihm ſagte, was ich geſtern mit dir beſprochen habe, war er empört über ſo eine Zumutung —"

„Ich habe ihm nichts zugemutet," fiel ich ihm in die Rede. „Mir liegt nichts an der Heilung ſeiner Tochter, die mir vollſtändig fremd iſt. Mag ſie ihren Ghodda behalten!"

„Werde nur nicht gleich zornig, Effendi! Ich habe dich doch mit dem Worte Zumutung gar nicht beleidigen wollen. Er wünſcht allerdings ſehr, daß dieſe Verunzierung der Geſtalt verſchwinde, und ich ſagte ihm, daß dieſer ſchlimme Ghodda mit der Zeit noch viel größer werden könne."

„Das iſt ſehr richtig; er wird immer größer."

„Ja ſemaji, ia robaji, hijarani — o mein Himmel, mein Schreck, mein Entſetzen! Wer möchte das mit anſehen! Er war ganz unglücklich, als er dies hörte, und ſeine Tochter, welche die Freude und der Glanz ſeines Alters iſt, weinte vor Kummer. Da erklärte ich ihm, daß der Ghodda gar nicht zu ihrem Körper gehöre, was ihn ſofort beruhigte. Er zeigte ſich bereit, dir zu erlauben, den böſen Ghodda zu berühren."

„Wann?"

„Schon heut abend."

„Wo? Soll ich zu ihm kommen?"

„Nein; er wünſcht, daß es hier geſchehe."

„So wird er mit ſeiner Tochter kommen?"

„Auch das nicht. Sein Stand verbietet ihm, hierher zu gehen. Er hat mich beauftragt, ſeine Stelle zu vertreten. Wenn du es erlaubſt, werde ich jetzt gehen, um die Tochter zu holen."

„Ganz wie du willſt, Schahad."

„Vorher muß ich dir ſagen, daß dich eine große Belohnung erwartet, wenn es dir gelingt, die Tochter von dem Makel ihrer Schönheit zu befreien.“

„Ich thue es dir zu Gefallen und verlange nichts dafür.“

Er ging. Als er hinaus war, ſah mich mein Reiniger der Pfeifen bei offenem Munde mit großen Augen an.

„Was ſagſt du dazu, Effendi?“ fragte er. „Iſt das ein Wunder oder keins?“

„Es iſt kein Wunder, ſondern nur Vaterliebe und Eitelkeit.“

„Er aber iſt der Vater!“

„Natürlich!“

„So hat er einen Harem, alſo ein Haus?“

„Ja. Der Freund iſt er ſelbſt. Denn wenn dieſer Freund eine ſo hohe Stellung hätte, daß er ihretwegen nicht zu uns gehen dürfte, ſo würde ſie ihm noch viel mehr verbieten, ſeine Tochter einem Bettler anzuvertrauen, noch dazu des Abends.“

„Aber wo hat er ſeinen Harem, ſein Haus? In der Ruine nebenan, wo er ſich aufhält, wenn er nicht beim Thore Zuweileh ſich befindet, kann er nicht mit Weib und Tochter wohnen. Er iſt wirklich etwas ganz anderes als ein Bettler; er hat Heimlichkeiten, ſage ich dir, vielleicht ganz wichtige Heimlichkeiten. Mit welcher Ueberzeugung und Sicherheit er dich warnte!“

„Pah! Wer weiß, was er gehört hat, und nun giebt er einem wahrſcheinlich ganz harmloſen Worte grundfalſche Bedeutung.“

„Es könnte aber doch etwas an der Sache ſein!“

„Nein.“

„Bedenke doch, wenn er wirklich kein bloßer Bettler,

ſondern ein ungewöhnlicher, geheimnisvoller Menſch iſt, ſo ſollteſt du von ſeiner Warnung anders denken!"

„Warten wir es ab."

Der Schahad war noch keine ganze Viertelſtunde fort, ſo kehrte er zurück; eine tiefverhüllte weibliche Geſtalt folgte ihm.

„Das iſt ſie, die Tochter meines Freundes," ſagte er. „Sie wird dir jetzt den Ghodda zeigen. Der Reiniger der Pfeifen aber mag ſich umdrehen, denn ſein Auge darf nicht auf die Stelle der Schönheitstrauer fallen."

Der Wirt kauerte ſich ſo in die Ecke nieder, daß er uns ſeinen Rücken zukehrte. Die Frauengeſtalt bekam in der Gegend des Halſes Bewegung; ihre Hände ſchoben die zwei Teile des Schleiers ein ganz, ganz klein wenig auseinander, und ſo entſtand eine kleine Lücke, in welcher der unwillkommene Gegenſtand der „Schönheitstrauer" erſchien. O weh, es war kein Kröpfchen, ſondern wirklich ein Kropf! Man konnte es der „Tochter des Freundes" nicht übelnehmen, daß ſie ihn fortwünſchte. Ich näherte meine Hand und unterſuchte ihn ſo leiſe und ſchonend wie möglich. Wie freute ich mich, als ich fand, daß es weder ein Gefäß- noch ein gelatinöſer Kropf, ſondern eine Struma cyſtica war! Da konnte ich gleich helfen, denn hier handelte es ſich nur um die Eröffnung und Entleerung der Anſchwellung.

Als der Bettler ſah, daß ich mit der Unterſuchung fertig war, ſagte er:

„Das iſt raſch gegangen, Effendi. Glaubſt du, daß du helfen kannſt?"

„Ja. Ich habe das Mittel ſogar drin in meiner Stube und werde es holen, um die Stelle des Kummers damit zu beſtreichen. Es wird ein klein wenig ſchmerzen,

doch gar nicht sehr. Wenn die Tochter deines Freundes stillhält, wird ihr Hals bald dem des Schwanes gleichen."

„Sie wird stillhalten; ich verspreche es dir. Hat doch die Lieblingsfrau des Propheten auch nicht gezuckt, als ihr ein kranker Finger aufgeschnitten wurde."

Ich ging in meinen Wohnraum, um nicht sehen zu lassen, daß ich mein scharfes, spitzes Federmesser öffnete und in die rechte Hand versteckte; zurückkehrend hielt ich die linke so, als ob die Salbe sich in ihrer Höhlung befände. Die Patientin mußte sich an die Wand lehnen; dann wendete ich mich an den Reiniger der Pfeifen:

„Du kannst dich herumdrehen; es ist vorüber."

„Du bist fertig?" fragte der Bettler. „Sie kann also gehen?"

„Ja."

„Giebst du ihr die Salbe mit?"

„Schau meine Hand! Es war keine Salbe, sondern mein Messer; ich habe den Ghodda geöffnet."

„Allah! Bist du ein Mörder?"

„Ja, denn ich habe den Ghodda erstochen. Morgen abend wirst du wiederkommen und mir sagen, daß er verschwunden ist."

Er hatte Angst; ich beruhigte ihn und sagte ihm, wie der Hals behandelt werden müsse; er wußte nicht, ob er mich ob meiner Kühnheit loben oder schelten sollte, und hielt es für das beste, zunächst gar nichts zu sagen und sich mit der glücklich Operierten zu entfernen.

Als er am folgenden Abende zu uns kam, strahlte sein Gesicht vor Freude; er reichte mir beide Hände und rief, noch ehe er sich setzte:

„Effendi, er ist weg, ganz weg! Man sieht nur noch die Stelle, wo dein Messer eingedrungen ist. Trotzdem macht die Tochter meines Freundes jetzt noch immer

Umſchläge, damit der Trübſinn ihrer Jugend nicht zurückkehren möge. Du biſt weiſer und klüger als alle gelehrten Männer und Zauberer, die nichts wußten. Was ſoll mein Freund dir zahlen?"

„Ich nehme nichts."

„So ſagſt du jetzt, aber du wirſt gezwungen werden, zu nehmen, was die Dankbarkeit dir bietet; das ſchwöre ich dir bei meinem Haare und Barte!" — —

Am nächſten Tage ging ich durch die Gaſſe, in der ich bei Ben Muſa Effendi gewohnt hatte. Unſer damaliger Nachbar, ein Silberarbeiter, ſaß unter der Thür ſeines offenen Ladens und rief mich zu ſich, als er mich ſah.

„Emir," ſagte er, „vorgeſtern habe ich mit Ben Muſa Effendi geſprochen."

„Ah! Wo?" fragte ich, freudig überraſcht.

„Hier. Er kam zufälligerweiſe vorüber und ich ſagte ihm, daß du nach ihm und deinem Koffer ſuchſt."

„Ich danke dir! Du erfreuſt mit dieſer Nachricht meine Seele. Er hat dir natürlich geſagt, wo er jetzt wohnt?"

„Nein. Er that ſo geheimnisvoll. Er ſagte, er ſei jetzt gar nicht in Kairo geweſen; deinen Koffer aber habe er gut aufbewahrt. Er wollte deine Wohnung wiſſen, um ihn dir zu bringen oder zu ſchicken; aber ich wußte ſie nicht. Da bat er mich, dich danach zu fragen und es ihm mitzuteilen, denn er werde wieder zu mir kommen."

Das war ſonderbar; ſpäter aber erfuhr ich den Grund ſeiner Heimlichthuerei. Ich teilte dem Silberarbeiter meine Wohnung mit und ging.

An dieſem Abende kam der Bettler nicht zu uns und blieb auch die zwei folgenden aus. Das fiel uns auf; wir waren an ihn gewöhnt. Sollte er etwa krank

ſein? Ich ging am nächſten Morgen nach dem Bab Zuweileh; da ſaß er wie immer. Ich fragte ihn nach der Urſache ſeines Ausbleibens; er antwortete:

„Ich habe ein Gelübde gethan, welches mich zum Du 'a el Meſa[1]) zwingt, und muß alſo daheim bleiben. Wenn es vorüber iſt, komme ich wieder.“

„Wann wird das ſein?“

„Das weiß ich nicht.“

Sonderbar! Er mußte doch wiſſen, was er gelobt hatte und wie viele Abende er zu beten hatte!

Wir ſtanden im Anfange des September, uud es gab prachtvolle Abende. An einem ſolchen gefiel es mir nicht in der engen Stube, und ich ſtieg auf das platte Dach des Hauſes, um da oben meinen Tſchibuk zu rauchen. Am vordern Rande des Daches ſitzend, konnte ich ſehen, was auf unſerer Gaſſe vorging. Zu meinem Erſtaunen bemerkte ich, daß ein Mann kam, welcher an die Thür des Bettlers klopfte und eingelaſſen wurde. Nach einiger Zeit kam ein zweiter, ein dritter und vierter. Ich zählte zwölf Perſonen, welche eingelaſſen wurden. Was wollten ſie bei eſch Schahad, der ſonſt niemand zu ſich ließ? Ich dachte an die „Verſchwörung“, über welche ich gelacht hatte, und blieb ſitzen. Erſt nach Mitternacht entfernten ſie ſich wieder, und zwar einzeln, wobei ſie ſich ſehr behutſam verhielten.

Alſo kein Gelübde und kein Abendgebet, ſondern heimliche Verſammlungen! Das mir Unbegreifliche dabei war die Zahl der Perſonen. Der Bettler bewohnte nämlich ein faſt ganz in Ruinen liegendes einſtöckiges Häuschen, von welchem niemand wußte, wem es gehörte. Wahrſcheinlich war der Eigentümer der reiche Abu Gid-

[1]) Abendgebet.

rall, welcher auf der mit der unſerigen parallel laufenden Gaſſe wohnte und an deſſen Grundſtück die Hütte des Bettlers ſtieß. Dieſe Hütte hatte in ihrem jetzigen Zuſtande keinen Raum, in welchem zwölf Menſchen bei einander ſein konnten. Wo hatte da eſch Schahad die Leute, welche heute bei ihm geweſen waren, untergebracht? Das war mir ein Rätſel.

Am nächſten Abend kam er wieder nicht zu uns; ich ging alſo abermals auf das Dach und machte ganz dieſelbe Beobachtung wie geſtern. Sollte es ſich wirklich um eine Verſchwörung handeln? Lächerlich!

Eben als ich am darauffolgenden Vormittag ausgehen wollte, kam ein Waſſerträger an unſere Thür. Als er mir den Krug gefüllt und die geringe Bezahlung erhalten hatte, fragte er mich:

„Wohnt hier nicht ein fremder Effendi?“

„Ja.“

„Der Kara Ben Nemſi heißt?“

„Ja.“

„Wo iſt er?“

„Hier; ich bin es.“

„So habe ich dir etwas zu geben.“

Er zog ein altes, ſchmieriges Tuch aus der Taſche, welches mit einer Schnur feſt umbunden und verknotet war, warf es mir hin und ging.

Was befand ſich in dem Tuche? Mich graute, es anzugreifen; ich hob es aber doch auf, zerſchnitt den Bindfaden und zog es an den Zipfeln auseinander. Da fiel ein Lederbeutel heraus. Ich hob ihn auf und öffnete. Was! Goldſtücke und dabei ein Zettel! Der letztere war zuſammengeſchlagen; ich machte ihn auf und las:

„Nimm dieſes Geld und verlaß die Stadt, wenn auch dein Koffer verloren iſt!“

Ich zählte das Geld. Es waren nach deutſchem Gelde dreihundert Mark. Wer ſchickte mir dieſe Summe?

Ich eilte hinaus auf die Gaſſe, um mich nach dem Waſſerträger umzuſehen; er war fort. Ich ſuchte ihn in den anſtoßenden Gaſſen und fand ihn nicht. Er hatte von dem, der ihn zu mir geſchickt hatte, die Weiſung erhalten, ſich ſchnell zu entfernen.

Wer aber hatte ihn geſchickt? Jemand, welcher wußte, daß ich meinen Koffer ſuchte. Das waren nur wenige Perſonen, ſo daß es keines großen Scharfſinnes bedurfte, es zu erraten: der Bettler. Ich ging ſofort nach dem Bab Zuweileh und fragte ihn:

„Du haſt jetzt einen Waſſerträger zu mir geſchickt?“

„Nein,“ antwortete er.

„Ich bitte dich ſehr, mir die Wahrheit zu ſagen!“

„Ich ſage ſie.“

Dabei blieb er, obgleich ich weiter in ihn drang. Ich mußte das Geld behalten, obgleich ich das nicht gern that. Abends kam er wieder zu uns; er machte uns die Mitteilung, daß ſein Gelübde zwar noch in Geltung ſei, ihm aber den heutigen Abend frei gebe.

Während wir uns wie früher unterhielten, bemerkte ich, daß er innerlich ſehr unruhig war. Dann fragte er, warum ich heut nach dem Waſſerträger gefragt hätte; ich ſagte es ihm und fügte hinzu, daß ich den Geber erraten hätte.

„So?“ fragte er. „Wer iſt es?“

„Du biſt es!“

„Maſchallah! Wie kann ſo ein armer Mann eine ſolche Summe beſitzen oder gar verſchenken! Aber ſag', ob du das thun willſt, was auf dem Zettel geſtanden hat.“

„Nein.“

„Aber bedenke doch, Effendi! Ich habe dich gewarnt!

du glaubteſt mir nicht; jetzt warnt dich ein anderer; da mußt du es nun doch glauben!“

„Es iſt kein anderer.“

Da wurde er zornig und rief:

„Gut, denke, was du willſt, und thu', was du willſt! Was ſoll ich mich mit dir ſtreiten?“

Er hatte länger bei uns bleiben wollen, ging aber nun vor Aerger fort. Der Pfeifenreiniger machte diesmal ein ſehr ernſtes Geſicht und ſagte:

„Er hat doch vielleicht recht, Effendi. Es muß gegen dich etwas im Anzuge ſein.“

„Warum?“

„Du weißt, daß ich bei Tage nicht daheim bin; aber als ich in der Dämmerung nach Hauſe ging, erfuhr ich vom Nachbar, daß man ſich nach dir erkundigt hat.“

„Wer?“

„Soldaten.“

„Wann?“

„Heut, geſtern und auch ſchon vorgeſtern. Sie haben wiſſen wollen, ob der Effendi, welcher bei mir wohnt, ein Franke ſei.“

„Wer weiß, aus welchem einfachen Grund dies geſchehen iſt.“

„O, Effendi, es iſt hier nicht alles ſo, wie es ſein ſollte; es ſcheint in Kairo etwas vorgehen zu ſollen.“

„Was?“

„Das weiß ich nicht; aber ich habe heut ſo manches beobachtet, was mir aufgefallen iſt.“

„So ſag' mir, was?“

Er brachte verſchiedenes zum Vorſchein, was er geſehen und gehört hatte, aber es war nichts dabei, was geeignet geweſen wäre, mich bedenklich zu machen.

Am andern Tage ging ich zu dem Silberarbeiter

Ben Muſa Effendi war bei ihm geweſen und hatte meine gegenwärtige Wohnung erfahren. Warum war er nicht zu mir gekommen? Mochte der Grund ſein, welcher er wollte, ich war nun ſicher, endlich zu meinem Eigentum zu kommen, und ſpazierte befriedigt durch die Straßen und Gaſſen der Stadt.

Da fiel mir nun allerdings auf, daß ich nicht ſo viel wie ſonſt Leute in abendländiſcher Kleidung ſah, dafür aber deſto mehr militäriſche Perſonen, welche ungewöhnlich beſchäftigt zu ſein ſchienen. Das konnte mich aber nicht beunruhigen.

Gegen Abend kam ein Hamal[1]), der mir endlich meinen Koffer brachte. Ich fragte ihn natürlich, von wem er ihn erhalten habe. Er zog einen Brief aus der Taſche, gab ihn mir und antwortete:

„Ich darf es nicht ſagen, Effendi. Vielleicht ſteht es in dieſem Schreiben.“

Er ging. Ich öffnete den Brief und las:

„Ich ſende Dir Deinen Koffer und bitte Dich, Kairo augenblicklich zu verlaſſen. Wer ich bin, das weißt Du. Meinen Namen darf ich nicht unterſchreiben, denn käme dieſer Brief in unrechte Hände, würde ich großen Schaden haben.“

Das machte mich nun freilich ſtutzig. Ich erkannte Ben Muſa Effendis Schrift. Warum mußte er ſeinen Namen verſchweigen? Er warnte mich auch; ja, er that ſogar noch mehr: er forderte mich auf, die Stadt ſofort zu verlaſſen. Der Bettler hatte alſo wohl nicht ohne allen Grund geſprochen.

Ich öffnete den Koffer und fand, daß nichts fehlte. Sollte ich fort, oder ſollte ich bleiben? Da ich jetzt meine

---

[1]) Laſtträger.

Sachen hatte, hielt mich nichts mehr zurück; aber für heut war es zu ſpät; ich wollte warten bis morgen.

Eben war nach eingebrochener Dunkelheit der Pfeifenreiniger heimgekommen, da ging die Thür wieder auf und ein junger, ſehr gut gekleideter Mann trat ein. Mein Wirt war ſichtlich erſtaunt über dieſen Beſuch, verbeugte ſich mit gekreuzten Armen ſehr tief und rief:

„Gibrail Bei! Welche große Ehre! Kommſt du mit einem Befehle für den gehorſamen Reiniger deiner Pfeifen?“

„Nein. Ich möchte wiſſen, ob der Mann, den ich hier bei dir ſehe, der fremde Kara Ben Nemſi Effendi iſt.“

„Er iſt's, o Herr.“

Da verneigte ſich Gibrail ſehr höflich gegen mich und ſagte:

„Effendi, ich bin der Sohn von Abu Gibrail, welchem das große Haus auf der jenſeitigen Gaſſe gehört. Ich habe erfahren, daß du klug und weiſe in allen Dingen biſt, und ſoll dich bitten, jetzt einmal zu meinem Vater zu kommen, welcher mit dir zu ſprechen wünſcht.“

„Worüber will er mit mir reden?“

„Verzeih, Effendi! Er möchte es dir gern ſelbſt ſagen.“

„Gut, ich gehe mit.“

Abu Gibrail! Das war ja der Beſitzer des großen Hauſes, an welches hinten die Hütte des Bettlers ſtieß. Ich dachte zwar einen Augenblick lang an die mir gewordenen Warnungen, glaubte aber, gar nichts zu wagen, wenn ich jetzt mitging. Er führte mich durch eine Nebenin die Parallelgaſſe, wo ein Diener bereit ſtand, uns das Thor zu öffnen. Es ging durch den Hausgang in den Hof und von da aus in ein Zimmer, welches das Beſuchszimmer zu ſein ſchien. Durch zwei weitere Thüren brachte

mich Gibrail Bei in ein drittes Zimmer, gegen deſſen feine Ausſtattung der Anzug, den ich trug, ſo abſtach, wie das Gefieder einer Krähe gegen dasjenige eines Paradiesvogels.

„Setz' dich nieder, Effendi!“ ſagte mein Führer. „Erlaube, daß ich mich entferne! Mein Vater wird gleich kommen.“

Er ging, und ich ließ mich auf das Samtpolſter nieder, welches ſich an den drei Wänden des Zimmers hinzog. Wenige Augenblicke ſpäter brachte ein ſchwarzer Diener Kaffee, Pfeifen und köſtlichen Tabak. Ich trank und rauchte. Vielleicht zehn Minuten vergingen, da kam ein anderer Diener, der — — — ich ſprang erſtaunt in die Höhe — — — meinen Koffer und meine Gewehre brachte. Ich öffnete den Mund, um eine Frage auszuſprechen, da deutete er hinter mich und ging. Ich drehte mich um; da ſtand — — — der Bettler, welcher durch die andere Thüre eingetreten war, der Bettler!

Ja, er war es, er mußte es ſein, obgleich er ganz anders ausſah, als bisher. Aller Schmutz war von ihm verſchwunden und das Gewand, welches er trug, von reinſter Seide. Er ſtreckte mir die Hand entgegen und fragte mich lächelnd:

„Mich haſt du hier jedenfalls nicht erwartet, Effendi?“

„Nein, allerdings nicht,“ antwortete ich.

„Du biſt erſtaunt; ich ſehe es dir an. Du blickſt in ein Geheimnis, welches ich dir nicht offenbaren würde, wenn ich dich nicht liebte und dich gegen deinen Willen retten wollte. Ich bin Abu Gibrail, der Beſitzer dieſes Hauſes, und zugleich der Bettler vom Bab Zuweileh. Wie das zuſammenhängt, wirſt du ſpäter erfahren, falls du mir verſprichſt, es niemandem zu ſagen. Ich habe

dich durch meinen Sohn holen laſſen, weil du bei dem Reiniger der Pfeifen heut nicht ſicher biſt."

„Warum nicht ſicher?"

„Darüber darf ich jetzt nicht ſprechen. Du biſt mein Gaſt. Setz' dich nieder! Willſt du mir dein Wort geben, daß du in dieſer Nacht mein Haus nicht verlaſſen wirſt?"

„Ich gebe es."

„Gut, ſo kann ich gehen. Es iſt mir heut leider nicht möglich, dir Geſellſchaft zu leiſten, doch wirſt du alles bekommen, was du wünſcheſt. Du brauchſt nur in die Hände zu klatſchen, ſo kommt ein Diener herein. Gute Nacht, Effendi!"

Er gab mir die Hand und ging.

War das nicht ein Abenteuer? Wie ein Kapitel aus Tauſend und einer Nacht? Ich bekam ſehr gut zu eſſen. Man brachte mir ſodann Bücher, damit ich mich nicht langweilen möge; aber ich konnte nicht leſen und ſpäter lange auch nicht einſchlafen. Meine Gedanken waren ganz und gar von dieſem Abenteuer in Anſpruch genommen. Endlich aber ſchlief ich doch auf dem weichen Polſter ein.

Ich erwachte nicht von ſelbſt, ſondern ich wurde geweckt. Eſch Schahad ſtand mit einer Laterne vor mir und ſagte in haſtiger Weiſe:

„Steh ſchnell auf, Effendi; du mußt fort! Man hat den Reiniger der Pfeifen gezwungen, zu ſagen, wohin du biſt; man wird kommen und mein Haus nach dir durchſuchen. Der Militäraufſtand iſt im vollſten Gange; Aegypten den Aegyptern, heißt die Parole; den Europäern droht der Tod. Ich muß dich retten. Komm, und folge mir!"

Er führte mich in den Hof und auf der andern

Seite desſelben durch einen engen Gang. Eben begann der Morgen zu dämmern. Wir kamen an eine halb verfallene Mauer.

„Das iſt die hintere Seite des Bettlerhauſes," ſagte er. „Komm herein!"

Wir krochen durch ein Loch und befanden uns dann in der armſeligen Bude, welche als die Wohnung des Schahad galt. Zerfetzte Kleidungsſtücke hingen an den Wänden, und auf der Lehmdiele ſtanden und lagen henkelloſe oder ſonſtwie zerbrochene Gefäße. Er ſetzte die Laterne nieder und fragte in ſehr ernſtem Tone:

„Willſt du dich von mir retten laſſen? Du haſt nicht an die Gefahr geglaubt; nun iſt ſie da. Horch!"

Ich hörte durch die Thür die Stimmen und Schritte vieler Menſchen.

„Es gilt alſo wirklich den Ausländern?" fragte ich.

„Ja. Es iſt ſogar möglich, daß der Khedive abgeſetzt wird."

„Kann ich aus der Stadt?"

„Unmöglich!"

„Willſt du mich hier verbergen?"

„Nein. Auch hier biſt du nicht ſicher. Sicherheit findeſt du nur am Thore Zuweileh."

„Ah, ich errate! Als Bettler?"

„Ja, als Bettler an meiner Stelle. Willſt du? Es handelt ſich wirklich um dein Leben."

Wie viel hätte ich gegen dieſe Zumutung vorbringen können! Ich glaubte noch immer nicht an die Gefahr; die Sache kam mir lächerlich vor. Da aber machte ſich die Abenteuerluſt geltend; ich beſchloß, mitzuthun, und erkundigte mich vorher nur:

„Wie ſteht es mit meinem Koffer und meinen Gewehren, wenn man mich wirklich bei dir ſucht?"

„Daran wird man ſich nicht vergreifen.“

„Werde ich am Bab Zuweileh nicht als Fremder erkannt werden?“

„Nein; dafür ſorge ich.“

„Wie habe ich mich zu verhalten?“

„Wie ein Bettler; das iſt alles. Wenn ein anderer Bettler bemerkt, daß ich nicht dort bin, ſo wird er es dem Dilendſchi Baſchi[1]) ſagen: kommt dieſer, ſo zeigſt du ihm die Münze vor, die ich dir mitgebe; dann iſt es gut. Heut abend kommſt du hierher, wo ich auf dich warten werde.“

„Gut, ich mache mit!“

„So will ich dich umwandeln.“

Ich bekam einen noch ſchlechteren Anzug, als der meinige war, und wurde an Geſicht, Hals und Händen mit einer dunklen Flüſſigkeit bepinſelt. Wie ich nun ausſah, konnte ich nicht ſehen, weil es keinen Spiegel gab. Ich bekam die erwähnte Münze und den Schlüſſel zur Thür; dann ſagte er:

„Nun geh! Es iſt die höchſte Zeit. Die Thür hier ſchließeſt du von außen wieder zu. Heut abend ſehen wir uns wieder.“

Er kehrte durch das Loch dahin zurück, woher wir gekommen waren, und ich ſchloß die Hausthür auf, um mich als Schahab nach dem Bab Zuweileh zu begeben und einen Tag lang der Liebling und Diener des Kuth zu ſein.

Schon herrſchte auf unſerer Gaſſe reges Leben. Niemand kümmerte ſich um mich. Ich ſah, daß ich nicht erkannt wurde, ſo hatte mich das Anſtreichen mit der Flüſſigkeit verändert. Je weiter ich kam, deſto deutlicher

---

[1]) Oberhaupt der Bettler.

wurde es mir, daß es ſich freilich um einen Aufſtand handelte. An den Gaſſen- und Straßenecken ſtanden bewaffnete Militärwachen, und auf einigen Plätzen ſah ich ſogar Kanonen. Es war jener 9. September 1881, an welchem Arabi Paſcha mit 4000 Soldaten und 80 Geſchützen den Abdinpalaſt umzingelte und den darin reſidierenden Vizekönig zwang, das Miniſterium Riaz zu entlaſſen, eine Verfaſſung zu gewähren und das Heer auf 18000 Mann zu vermehren. Das war das Vorſpiel zu dem Europäermord in Alexandrien und der Beſchießung dieſer Stadt durch die engliſche Flotte. Jetzt wußte ich nun freilich, daß ſich mein Leben in Gefahr befand.

Bei dem Thore Zuweileh angekommen, ſetzte ich mich dort nieder, um meinem heutigen Berufe als Schahad obzuliegen. Es war inzwiſchen völlig Tag geworden. Die Bevölkerung war noch in Aufregung und Bewegung, und ich bekam manche Gabe in die ausgeſtreckte Hand. Bald aber änderte ſich das. Arabi Paſcha hatte befohlen, daß jedermann daheim zu bleiben habe, und die Gaſſen wurden leer. Ich bekam nur noch Soldaten zu ſehen; die aber geben nichts; ſie nehmen lieber. Dafür wurde ich reichlich durch die Beobachtungen entſchädigt, welche ich von meinem Sitze aus machte: ich hörte alle Bitten, welche dem Kutb vorgetragen wurden.

Da kamen Patrouillen, einzeln oder aus mehreren Soldaten beſtehend, Pikette nach orientaliſcher Weiſe, abgelöſte Poſten, ſonſtige Trupps von Soldaten, Adjutanten und ſonſtige Offiziere. Kein einziger ging vorüber, ohne wenigſtens den Anfang der heiligen Fatcha zu beten, und viele blieben ſtehen, um dem unſichtbar hinter dem Thorflügel wohnenden Geiſte zu ſagen, was ſie von ihm wünſchten. Ich bekam da ſonderbares Zeug zu hören, und oft kam mich ein innerliches Lachen an.

Unter dieſen Bittenden war einer, der einen tiefen Eindruck auf mich machte. Er kam matt und langſam herbei und war hager und abgezehrt; als ich ihm die Hand entgegenhielt, ſagte er:

„Ich kann dir nichts geben, denn ich habe ſelbſt nichts und brauche doch ſo viel!“

Dann kniete er nieder, verbeugte ſich nach dem Winkel hin, in welchem der Kutb wohnen ſollte, und betete:

„Allah il Allah wa Muhammed raſſuhl Allah! Höre mein Flehen, o Kutb, du Geiſt der Gewährung aller Bitten! Laß mich die Meinen wiederſehen, den Vater und die Mutter, das Weib und das Kind, an denen mein Herz hängt. Gieb mir das Geld, welches ich brauche, um von hier fortzukommen, denn die Sehnſucht zehrt an meinem Leibe und an meiner Seele. Hilf mir, o Kutb, aber hilf bald, ſonſt nimmt der Gram mich weg aus dieſem Leben!“

Dieſes Gebet rührte mich tief. Der Mann war wirklich krank vor Heimweh und Sehnſucht. Als er ſich wieder erhoben hatte, ſagte er zu mir:

„O Schahad, du biſt der Diener des Kutb; bitte für mich!“

„Wo iſt deine Heimat?“ fragte ich.

„Im fernen Tunis.“

„Was biſt du da?“

„Diener an der Okba-Moſchee zu Kairwan.“

„Wie kommſt du hierher?“

„Ich pilgerte nach Mekka, der heiligen Stadt. Auf dem Rückweg wurde ich hier ſchwer krank; ich blieb liegen und verlor alle meine Habe; noch war ich nicht ganz wieder geſund, da zwang man mich unter die Soldaten. Ich werde ſterben, wenn der Kutb mir keine Hilfe ſendet.“

„Du bittest ihn um Geld. Wenn er es dir gäbe, könntest du doch nicht fort.“

„Warum nicht?“

„Du bist Soldat und müßtest desertieren.“

„Allah beschützt jeden Gläubigen; er würde auch mich beschützen.“

„So wart' einen Augenblick!“

Der Mann erbarmte mich. Ich fragte ihn, ob er lesen könne; er bejahte es. Ich zog mein Notizbuch hervor, in der Hand eines Bettlers wohl ein seltener Gegenstand, riß ein Blatt heraus und schrieb darauf, natürlich in arabischer Sprache:

„Der Kutb kann dir nicht helfen; es giebt keinen Helfer außer Gott. Ich, der Bettler, bin kein Moslem, sondern ein Christ; dennoch gebe ich dir das Geld, denn du bist mein Bruder, weil alle Menschen Gottes Kinder sind.“

Diesen Zettel legte ich in den Beutel, den mir der Wasserträger gebracht hatte, band ihn fest zu und gab ihn dem Manne hin:

„Hier nimm! Wenn du mir gehorchest, findest du vielleicht Erhörung deiner Bitte. Wirst du thun, was ich dir sage?“

„Was soll ich thun?“

„Du steckst diesen Beutel jetzt ein und öffnest ihn nicht eher als morgen genau nach dem Nachmittagsgebete.“

„Eher nicht?“

„Nein, wenn du wirklich Hilfe erwartest.“

„Ich werde thun, was du begehrst, o Schahad; das verspreche ich dir bei meinem Barte und bei allen denen, nach denen ich mich sehne. Erhalte ich Hilfe, so sehen wir uns wieder, denn ich kehre hierher zurück, um dem Kutb zu danken.“

Er steckte den Beutel ein und ging. Ich hätte aus Mitleid und nach einer Eingebung des Augenblicks gehandelt. Oeffnen sollte er den Beutel erst morgen, weil es für mich höchst gefährlich gewesen wäre, wenn er schon heut erfahren hätte, daß ich kein Moslem war.

Das, was an diesem Tage weiter geschah, ist hier von keiner Bedeutung; er verlief für mich ganz glücklich, während es andern Fremden traurig erging. Als es dunkel geworden war, machte ich mich nach dem Bettlerhause auf, in welches ich mit Hilfe des Schlüssels gelangte. Dort erwartete mich Abu Gibrail, wie er versprochen hatte. Er war doch sehr in Sorge um mich gewesen. Man hatte seine ganze Wohnung einigemal nach mir durchsucht und auch meine Sachen gesehen, sie aber glücklicherweise gar nicht beachtet.

Wir krochen durch das Loch, um in das große Vorderhaus zu gelangen. Dort führte er mich nach dem Zimmer, in welchem ich gestern gewesen war und geschlafen hatte. Er brachte mir da einen Spiegel. Als ich in demselben mein Gesicht erblickte, wunderte ich mich nicht darüber, daß mich niemand erkannt hatte; ich sah schrecklich aus. Der Diener mußte Wasser und Seife bringen, und nach einigem Bemühen gelang es mir, wieder zu meinem eigentlichen Aussehen zu kommen.

„Du wirst noch einige Tage mein Gast sein müssen, Effendi," sagte der Hausherr. „Die Bewegung des heutigen Tages muß sich erst legen. Du kannst unmöglich schon fort."

„Wird es so schnell vorübergehen?"

„Ich hoffe es, weil der Khedive auf die Bedingungen des Arabi Paschas eingegangen ist. Dadurch hat er vielen, vielen Europäern, welche sonst ganz gewiß getötet worden wären, das Leben erhalten."

„Aber darf ich dich beläſtigen?“

„Es iſt keine Beläſtigung, ſondern eine Freude für mich, da ich dir mein Geheimnis nun einmal habe offenbaren müſſen. Du ſollſt bei mir in dem Hauſe wohnen, deſſen Tochter und andere Bewohner du durch deine Weisheit ſo glücklich gemacht haſt. Eine gute, paſſende Kleidung werde ich dir zunächſt leihen; dann, wenn du ohne Gefahr für dich ausgehen kannſt, magſt du die deinige tragen.“

Ich wohnte ſechs Tage bei ihm; dann konnte ich Kairo verlaſſen. Am fünften Tage ging ich zum erſtenmal aus. Eben trat ich aus dem Thore, da kam der Soldat die Gaſſe herab, dem ich den Beutel gegeben hatte. Er wollte an mir vorüber, ohne mich zu erkennen; da ſagte ich zu ihm:

„Halt, du Diener der Okba-Moſchee zu Kairwan! Hat dir der Kutb geholfen?“

Er blieb ſtehen und ſtarrte mich an, ohne zu antworten.

„Haſt du den Beutel geöffnet, den dir der Bettler gab, der kein Moslem, ſondern ein Chriſt war?“

„Ja,“ antwortete er, indem ſein Blick noch immer forſchend an meinem Geſichte hing.

„War die erbetene Hilfe drin?“

„Ja; es waren achtzehnhundert Piaſter.“

„Und nun wirſt du deſertieren?“

„Deſer— — — Allah! Iſt es möglich? Biſt du es, der der Bettler war, o Herr?“

„Ja.“

„Und du biſt ein Chriſt?“

„Ja.“

„Und da wageſt du, an dieſem Tage unter dem Thore des Kutb zu ſitzen!“

„Warum nicht? Gerade dort war ich am ſicherſten.“

„Du biſt reich, trotzdem du Bettler warſt?“

„Reich bin ich nicht; ich habe gerade ſo viel, wie ich brauche.“

„Und haſt mir ſo viel Geld geſchenkt? Herr, das hätte kein Moslem gethan! Und unter den Chriſten biſt du auch der allereinzige.“

„Da irrſt du dich. Jeder gute Chriſt hätte dir das Geld gegeben, wenn er in meiner Lage und an meiner Stelle geweſen wäre.“

„Iſt das wahr, Herr?“

„Ja.“

„Das glaube ich nicht, denn die Chriſten ſind, dich ausgenommen, räudige Hunde, welche einer falſchen, lügneriſchen Lehre anhangen.“

„Kennſt du dieſe Lehre?“

„Nein!“

„Wie kannſt du da über ſie urteilen?“

„Ich habe es von unſern Aimma[1]) gehört.“

„Die auch nichts davon wiſſen.“

„Du irrſt. Sie verfluchen das Chriſtentum und müſſen doch wiſſen, warum.“

„Sie haben keine Ahnung von unſerer Lehre. Wäre ſie ihnen bekannt, ſo würden ſie ſie ſegnen, anſtatt ſie verfluchen. Haſt du Hoffnung, nach deiner Heimat zu entkommen?“

„Ja.“

„Sag' mir deinen Namen!“

„Ich heiße Gilad. Du biſt mein Wohlthäter; darf ich auch nach dem deinigen fragen?“

„Man nennt mich Kara Ben Nemſi Effendi.“

---

[1]) Plural von Imam, muhammedaniſcher Geiſtlicher.

„Kara Ben — — —“

Er trat zwei, drei Schritte zurück; ſeine Augen funkelten, und er ballte die Fäuſte; da aber dachte er an das Geld, welches ich ihm gegeben hatte, und ſein Geſicht wurde wieder freundlich, als er fragte:

„Kara Ben Nemſi Effendi? So biſt du der Chriſt, der vor einigen Jahren in Kairwan und in unſerer heiligen Moſchee geweſen iſt?“

„Ja.“

„Wußteſt du, daß kein Chriſt nach Kairwan darf?“

„Ich wußte es.“

„Daß jeder Andersgläubige getötet wird, der es wagt, die Stadt zu betreten?“

„Es war mir bekannt.“

„Allah, Allah! Mußt du ein kühner Mann ſein! Du biſt der einzige Chriſt, der Kairwan geſehen und gar in der heiligſten Moſchee des Weſtens geweſen iſt. Allah hat es zugegeben, daß du damals entkommen biſt; aber wage es ja nie wieder, unſere Stadt durch die Schritte deines Fußes zu ſchänden!“

„Es iſt keine Schande, ſondern eine Ehre für euch, wenn ein Chriſt zu euch kommt. Das will ich dir beweiſen. Du ſollſt Chriſtum, den Sohn Gottes, kennen lernen. Komm mit herein in das Haus!“

Ich führte ihn nach meinem Zimmer und ſchenkte ihm die vier Evangelien und die Apoſtelgeſchichte, in das Arabiſche überſetzt. Er ſteckte das Buch ein, ſah mir ernſt in die Augen und ſagte dann:

„Effendi, eigentlich ſollte ich dich für dein damaliges Verbrechen töten; aber du haſt mir Wohlthat erwieſen; ich will dich ſchonen; wir ſind quitt!“

Er ging fort, ohne einen Gruß zu ſagen. Ich wünſchte ſtill hinter ihm her, daß es ihm gelingen

möge, in die Heimat und zu den Seinigen zurückzukehren. — — —

2. In Kairwan.

Nach dem bisher Erzählten war längere Zeit vergangen, und ich befand mich in Tunesien. Ich hatte meinen Freund Ali en Nurabi, den Scheik der Uëlad Sebira-Beduinen, besucht, war zwei Wochen bei ihm gewesen und wollte nun wieder an das Meer, aber nicht in der Richtung nach der Hauptstadt Tunis, sondern ich zog es vor, ostwärts nach Hammamet zu reiten, um die Ortschaften Testur und Saghuan kennen zu lernen.

Bis nach Testur gab mir Ali en Nurabi mit einigen seiner Leute das Geleit; aber weiter konnte er mich nicht begleiten, weil mein Weg mich von da aus durch das Gebiet von Stämmen führte, welche mit dem seinigen in Feindschaft lebten; er hätte sein Leben gewagt. Ich ritt also nun allein und zwar zunächst von Testur aus südlich, wo ich im Wadi Silian von den Uëlad Riahh leidlich gut aufgenommen wurde. Dann wendete ich mich westlich nach dem See el Kursia, der im Gebiete der Uëlad Trabetsi liegt. Von da aus ging es auf das Wadi Melah zu, von welchem Saghuan nur zwanzig Kilometer ostwärts liegt.

Bis hierher war alles zu meiner Zufriedenheit gegangen; aber noch hatte ich das Wadi Melah nicht erreicht, da wendete sich das Glück, welches mich so weit begleitet hatte, plötzlich von mir.

Nach der Ebene, in welcher der See el Kursia liegt, wird die Gegend plötzlich bergig. Man hat steil empor zu reiten und sieht dann, oben angelangt, die Höhen sanft nach Osten abfallen. Hier giebt es einige Wasserläufe

und infolgedessen Vegetation. Ich traf ein Wäldchen von Korkeichen, bei welchem ich anhielt, um mein Pferd ausruhen zu lassen. Ich selbst streckte mich auch im Grase aus und schloß die Augen, welche mir von der Glut und dem grellen Lichte der Sonne wehe thaten.

Da hörte ich den Schrei eines Geiers und blickte wieder auf. Wenn ein Geier so schreit wie dieser, so giebt es Fraß für ihn. Zwei dieser Vögel schwebten hinter mir über dem Walde. Sie zogen enge Kreise, gar nicht sehr hoch, senkten sich aber nicht herab. Ihre Beute war entweder noch nicht tot oder der Art, daß sie sich nicht an sie getrauten.

Ich stand auf und durchschritt das Wäldchen, um zu sehen, was es war. Am jenseitigen Rande desselben sah ich es liegen. Es war kein Tier, sondern ein — Mensch, ein Beduine. Er lag in einer Blutlache auf dem Rücken und hatte mehrere Messerstiche in der Brust; das Messer steckte noch darin. Hier war ein Mord geschehen, und zwar kein Raubmord, sondern ein Mord infolge der Blutrache; sonst hätte der Mörder das Messer nicht stecken lassen.

Die That konnte erst vor kurzem geschehen sein, denn die Lache war noch nicht geronnen. Ich zog das Messer aus der Wunde, wischte es im Grase ab und steckte es in meinen Gürtel, um es den Bewohnern des Wadi mit der Meldung von der Auffindung der Leiche zu übergeben.

Der Anblick derselben hatte mir die Lust, hier auszuruhen, genommen; ich kehrte zu meinem Pferde zurück, stieg auf und ritt weiter. Ich brauchte ungefähr eine Stunde, um hinab in das Wadi Melah zu kommen.

Ich mochte vielleicht die Hälfte dieses Weges zurückgelegt haben, als ich Pferdeschritte hinter mir hörte. Ich wendete mich um und sah eine Schar von vielleicht zwanzig

Beduinen, welche in ſcharfem Trabe hinter mir herkamen. Dem Brauche nach hielt ich an und drehte mein Pferd um, ihnen entgegenſehend.

Als ſie mich erreichten, umringten ſie mich im Nu; da dies bei dieſen Leuten ſo Brauch iſt, machte es mich nicht beſorgt; ich grüßte alſo freundlich:

„Sallam aaleïkum! Könnt ihr mir ſagen, welcher Stamm jetzt da unten im Wadi Melah liegt?“

„Das ſollſt du bald erfahren, du Hund,“ antwortete der Anführer. „Nehmt ihn feſt!“

Vierzig Hände ſtreckten ſich nach mir aus. Ich hätte mich wehren können, denn ich war ausgezeichnet bewaffnet und fürchtete mich nicht; aber da hätte ich Blut vergießen müſſen, und das wollte ich nicht. Ich wurde im Nu feſtgehalten, entwaffnet und auf das Pferd gebunden.

„Was fällt euch ein!“ rief ich. „Ich bin ein friedlicher Wanderer und habe euch nichts gethan.“

„Uns nicht, aber einem andern,“ antwortete der Anführer, indem er meine Waffen unterſuchte. Dabei nahm er auch das Meſſer des Toten in die Hand.

„Hier, hier klebt noch Blut!“ ſagte er. „Er iſt's, er iſt's; wir haben den Mörder. Ed d'em b' ed d'em — Blut um Blut. Er muß ſterben! Sag' uns, Hund, von welchem Stamme du biſt!“

„Von keinem. Ich bin ein Fremdling hier und gehöre zum Volke der Alman[1]).“

„Lüg' nicht! Wir ſind Uëlad Siminſcha, und der, den du ermordet haſt, iſt ein Bruder von uns.“

„Hat Allah dir keine Augen gegeben? Siehſt du nicht, daß ich zwei Meſſer bei mir hatte? Wer aber

[1]) Deutſchen.

trägt zwei Meſſer herum? Das eine gehört mir; das andere habe ich aus der Bruſt des Toten gezogen, um es unten im Wadi vorzuzeigen. Wenn ihr leſen könnt, will ich euch beweiſen, daß ich ein Almani bin.“

„Schweig'! Wir brauchen nicht leſen zu können, um zu wiſſen, daß du der Mörder biſt. Sieh, dort bringen ſie dein Opfer! Wir ſahen deine Spur und ſind ſchnell vorausgeritten, um dich einzuholen.“

„Hätte ich mich einholen laſſen und hier auf euch gewartet, wenn ich der Mörder wäre?“

„Das haſt du gethan, um uns zu täuſchen!“

„Ihr müßt aber doch einſehen, daß es ſich um eine Blutrache handelt, denn das Meſſer ſteckte noch in der Wunde!“

„Es ſteckte nicht in der Wunde, ſondern in deinem Gürtel.“

„Wo lagert euer Stamm?“

„Unten im Wadi.“

„Wohin ich ritt? Reitet ein Mörder zu denen, deren Bruder er getötet hat?“

„Wir werden dir nicht hier antworten, ſondern unten im Lager, wenn wir dort angekommen ſind und die Dſchemma[1]) über dich gerichtet hat. Jetzt vorwärts, Leute! Einer mag vorausreiten, um die Unſerigen zu benachrichtigen.“

Dies geſchah, und es läßt ſich leicht denken, wie wir bei unſerer Ankunft empfangen wurden. Das war ein Gebrüll, ein Heulen und Schreien, wie ich es kaum jemals gehört hatte. Hätten mich die Krieger nicht in ihrer Mitte gehalten, ich wäre von den Weibern in Stücke geriſſen worden.

---

[1]) Verſammlung der Aeltеſten.

Das Duar[1]) war ein ſtark beſetztes Lager; es ſtanden über ſechzig Zelte da; draußen weideten zahlreiche Pferde, Kamele und Schafe. Ich wurde vom Pferde genommen und mit ausgeſtreckten Armen und Beinen an zwei kreuzweiſe übereinander gelegte Zeltpfähle gebunden; das verurſachte mir nicht geringe Schmerzen. Drei Krieger hielten bei mir Wache, nicht etwa, weil man geglaubt hätte, daß ich fliehen könne, ſondern um zu verhindern, daß ſich die aufgeregte Menge ſchon vor dem Urteilsſpruche über mich hermache.

Jede Beſchäftigung war aufgegeben worden. Man dachte nur an den Mord, den Mörder und die Rache. Die „Alten“ kamen zuſammen; ich ſah, daß ſie ſich niederſetzten, um über mich zu richten. Ich verlangte, zu ihnen geſchafft zu werden, um mich verteidigen zu können, um zu erzählen, wie die Sache ſich zugetragen hatte. Die Wächter lachten mich aus.

Die Frauen kamen herbei, verfluchten mich und ließen alle möglichen Schand- und Schimpfwörter über mich los; die Kinder warfen mit Steinen nach mir; einige, die ſich ganz heranwagten, ſpieen mich an; das wurde nicht verhindert.

Unglücklicherweiſe war der Vater des Ermordeten ein wohlhabender und deshalb einflußreicher Mann. Wie ich ſpäter hörte, bot er alles auf, um die Strafe, welche natürlich nur in dem Tode beſtehen konnte, möglichſt ſchwer werden zu laſſen. Es wurde ſehr viel geſprochen und geſchrieen; man hielt lange Reden, aber wohl keine einzige zu meiner Verteidigung, und endlich, als dies wohl zwei Stunden gedauert hatte, war man zum Reſultate gekommen. Die Teilnehmer der Dſchemma ſtanden

[1]) Zeltdorf.

auf und kamen herbei. Sie bildeten einen Kreis um mich, und der Scheik als der Vorsitzende machte mich mit dem Urteile bekannt:

„Das Gesetz der Wüste lautet: Blut um Blut, Leben um Leben. Du hast ein Leben vernichtet, also wird dir das deinige genommen werden. Man wird jetzt das Grab graben, und wenn das Abendgebet vorüber ist, wirst du mit dem Toten in dasselbe gelegt und begraben werden."

„Lebendig?" fragte ich.

„Ja."

„Ich fordere von euch, meine Verteidigung anzuhören!"

„Du hast nichts zu fordern. Schweig' lieber, und bereite dich im stillen vor, denn es sind nur noch zwei Stunden, so wirst du über die Brücke des Todes hinab in die Hölle fahren!"

„Aber ihr wißt noch nicht einmal, wer ich bin! Man verurteilt doch keinen Menschen, ohne seinen Namen zu kennen und wer und was er ist!"

„Wir wollen nichts wissen; wir wissen, daß du der Mörder bist; das ist genug."

Dabei blieb dieser Mann. Ich konnte sagen, was ich wollte, man verlachte mich. Jedes Wort, welches ich zu hören bekam, war Gift, und jeder Blick ein Pfeil des Hasses und der Rache. Die Alten entfernten sich und ließen mir die Gewißheit zurück, daß ich unrettbar verloren sei.

Jetzt bedauerte ich es freilich, daß ich mich nicht gewehrt hatte. Mit meinem fünfundzwanzigschüssigen Henrystutzen hatte ich noch ganz andere Leute von mir abgehalten, als diese Uëlad Siminscha waren! Ich sah, daß sie draußen vor den Zelten eine tiefe Grube machten — — für zwei Menschen, einen toten und einen lebenden.

Gab es denn wirklich keine Rettung? Hm! Wie oft hatte ich mich in wirklich verzweifelten Lagen befunden und mich doch befreit. Warum nicht auch hier? Ich sann und sann, fand aber keinen Rettungsweg. Ja, wenn man mich angehört hätte! Es war nur eine einzige, ganz geringe Hoffnung möglich: In der Lage, in welcher ich mich jetzt befand, mit so weit ausgespreizten Armen und Beinen konnte man mich nicht begraben; man war also gezwungen, mich von den Zeltstangen loszubinden, und wenn man das that, bekam ich wenigstens für einige Augenblicke meine Glieder frei. Diese Augenblicke mußte ich benutzen; aber wie, das konnte ich vorher nicht wissen, sondern das mußte der Augenblick ergeben.

Eben als ich mit diesem Gedanken fertig geworden war, bemerkte ich, daß die Aufmerksamkeit der Beduinen sich auf etwas richtete, was außerhalb des Lagers vorging. Ich hörte el Bija, el Bija[1]) rufen. Es schien also ein Handelsmann zu kommen. Ein Handelsmann aber kann kein Beduine sein. Vielleicht war er ein Maure, ein Jude, ein Levantiner. Wenn die Uëlad Siminscha ihm erlaubten, mit mir zu reden, so brachte er sie vielleicht dahin, daß sie nachträglich doch noch meine Verteidigung anhörten, und wenn sie das thaten, so war doch noch nicht alles verloren.

Jetzt sah ich ihn kommen, mit ihm zwei Gehilfen, welche seine Packpferde zu beaufsichtigen hatten. Seine Ankunft mußte den Beduinen lieb sein; das sah und hörte ich aus der Art und Weise, wie sie ihn bewillkommten. Er stieg vom Pferde und schüttelte dem Scheik die Hand. Sie sprachen miteinander. Der Scheik führte ihn zur Leiche des Ermordeten und blieb dort erzählend

[1]) Der Händler.

mit ihm ſtehen; dann zeigte er zu mir herüber. Der Händler drehte ſich herum, ſah mich liegen und kam herbei. Der Scheik folgte ihm.

„Was ſagteſt du, von welchem Volke will er ſein?“ fragte er den Scheik.

„Einen Almani hat er ſich genannt. Er wollte uns betrügen. Wenn ich die Sprache der Alman verſtände, würde ich verſuchen, ob er da zu antworten vermag.“

„Ich verſtehe ſie auch nicht; aber wenn er wirklich ein Almani iſt, ſo muß er wenigſtens einige Worte der Franſawiji[1]) verſtehen. Soll ich es einmal verſuchen?“

„Thue es! Es wird aber nichts nützen.“

Da fragte mich der Händler in fließendem Franzöſiſch:

„Sie wollen ein Deutſcher ſein? Können Sie mich verſtehen?“

„Sehr gut verſtehe ich Sie,“ antwortete ich in derſelben Sprache. „Sie ſind ein Handelsmann? Woher?“

„Mon dieu! Sollten Sie wirklich ein Europäer, ein Deutſcher ſein?“

„Das bin ich allerdings.“

„Woher?“

„Ich bin ein Sachſe. Man hat mich unſchuldig verurteilt und hört mich nicht an. Ich ſoll lebendig eingegraben werden.“

„Das wird nicht geſchehen. Ich bin Franzoſe, mein Herr, liebe es aber aus gewiſſen Gründen, für einen Eingeborenen zu gelten. Verraten Sie dies nicht! Sie werden ſofort frei ſein.“

Er wendete ſich an den Scheik:

„Dieſer Mann iſt wirklich ein Almani und hat dich nicht belogen.“

---

[1]) Franzoſen.

„Nicht? Aber der Mörder iſt er doch!“

„Nein.“

„Das behaupteſt du?“

„Ja. Ein Almani iſt kein Mörder.“

„Das Meſſer, mit dem der Mord geſchah, iſt ſein.“

„Nein!“ rief ich dazwiſchen. „Ich zog es der Leiche aus der Bruſt.“

„Schweig', Hund! Wenn du noch ein Wort — —“

Der Händler unterbrach ihn mit einer Handbewegung und ſagte:

„Ich habe mir bis jetzt nur erzählen laſſen und ſelbſt noch nichts ſagen können; jetzt will ich reden: ich weiß, wer der Mörder iſt.“

„Wer? Etwa nicht dieſer Fremde?“

„Nein. Ich komme vom Bah Saghuan herunter; da begegnete uns ein einzelner Reiter, der mich fragte, wohin ich wolle. Ich ſagte es ihm; da lachte er und ſprach:

„Wenn du zu den Uëlad Siminſcha kommſt, ſo ſag' ihnen, daß oberhalb des Wadi Melah ein Toter liegt, in deſſen Herz mein Meſſer ſteckt.“

„Allah!“ rief der Scheik. „Wer war dieſer Mann?“

„Steht ihr mit den Uëlad Selass in Blutfehde?“

„Ja.“

„So ſtimmt es. Ich habe mit dem Mörder geſprochen.“

Er nannte den Namen des Uëlad Selass, der ihm begegnet war, und kaum hatte der Scheik ihn gehört, ſo bückte er ſich zu mir nieder, durchſchnitt meine Feſſeln und ſagte:

„Du biſt unſchuldig. Steh auf! Du biſt frei!“

Natürlich ſprang ich auf, und wie ſchnell!

„Sag' Allah Dank, daß dieſer Händler gekommen

iſt!“ fuhr der Scheik fort. „Wir hätten dich mit dem Toten begraben.“

„Und danke auch du Allah,“ erwiderte ich, „daß du nicht zum Mörder an mir geworden biſt! Ich habe noch niemals einen Ben Arab[1]) geſehen, der ſo leichtſinnig mit dem Leben eines Menſchen umgegangen iſt, wie du! Ja, ich will Allah danken; euch aber bin ich etwas ganz andres ſchuldig als Dank!“

„Du wirſt uns verzeihen und ſo lange als unſer Gaſt bei uns bleiben, wie es dir gefällt.“

„Keine Stunde länger, als ich muß! Gebt mir wieder, was ihr mir abgenommen habt; dann reite ich fort.“

„Das würde eine Schande für unſer ganzes Lager ſein. Warte nur eine kleine Weile, dann wirſt du hören, wie wir dich doch bewegen, hier zu bleiben.“

Er rief die Dſchemma wieder zuſammen, ſprach einige Worte mit den „Alten“ und dann kam die ganze Verſammlung, die mich ungehört verurteilt hatte, um mich um Verzeihung zu bitten. Was wollte ich thun? Der Franzoſe bat auch; ich und mein Pferd bedurften der Ruhe, und ſo erklärte ich ſchließlich, der Gaſt des Stammes ſein zu wollen, worauf der Scheik den Befehl gab, mehrere Hämmel zu ſchlachten.

Das erſte war nun, für die Verfolgung des Mörders zu ſorgen. Nach kurzer Zeit ritt eine Anzahl auserleſener Männer auf den beſten Pferden fort, um zu verſuchen, ihn einzuholen. Ich war überzeugt, daß ihnen dies nicht gelingen würde.

Während die Hämmel geſchlachtet und gebraten wurden, ließ der Händler durch ſeine beiden Gehilfen

[1]) Araber.

die Waren auspacken, die er mitgebracht hatte. Er tauſchte ſie, wie ich erfuhr, nur gegen Teppiche ein, welche von den Beduinenfrauen gefertigt werden. Während er die Abwickelung dieſes Geſchäftes ſeinen Leuten überließ, ſaß er bei mir und ließ ſich erzählen, wie und warum ich nach Tuneſien gekommen war.

„Was?“ ſagte er. „Den Scheik Ali en Nurabi vom Stamme der Sebira haben Sie beſucht? Waren Sie ſchon früher bei ihm?“

„Ja.“

„Sind Sie damals mit ihm nach den drei Schotts hinabgeritten, um den berüchtigten Khrumir zu verfolgen?“

„Ja.“

„So ſind Sie wohl gar Kara Ben Nemſi Effendi?“

„So werde ich genannt.“

„Dann heiße ich die Stunde eine glückliche, die mich hierhergeführt hat! Sie ſind der Mann, den ich brauche, der mir einen guten Rat geben wird.“

„Sie haben mir das Leben gerettet! Sie dürfen nicht nur auf meinen Rat, ſondern auch auf meine That rechnen.“

„Bah! Leben gerettet! Der reine Zufall und ganz ohne mein Dazuthun! Nach allem, was ich von Ihnen gehört habe, ſind Sie vielleicht der einzige Mann, der mir einen ſchweren, tiefen Kummer mildern oder gar heben kann, den ich nun ſchon zwei Jahre lang mit mir herumtrage. Ich heiße nämlich Girard und bin nicht um des Erwerbes willen Händler geworden, ſondern um unter dieſem Deckmantel unbemerkt Nachforſchungen anzuſtellen nach einem Kinde, einem Knaben, der mir entführt worden iſt.“

„Herrgott! Ein Kind iſt Ihnen abhanden gekommen?“

„Mein einziges Kind, ein vierjähriger Knabe.“

„Wann?“

„Vor zwei Jahren.“

„Und wo?“

„In Sfaks, wenn Ihnen die Stadt bekannt iſt.“

„Ich kenne ſie, bin ſchon dreimal dort geweſen. Wollen Sie mir ſagen, in welcher Weiſe die Entführung vor ſich gegangen iſt?“

„Sie wiſſen jedenfalls, daß Sfaks zu jener Zeit von der franzöſiſchen Flotte bombardiert und eingenommen worden iſt. Die dort wohnenden Europäer zogen ſich aus ihr ein Stück in das Innere des Landes zurück, ich auch mit Weib und Kind, meinem kleinen Armand. Wir gingen bis zum Bah feitun Lakhderi, wo wir uns ſicher wußten. Dort wollten wir die Belagerung abwarten. Wir blieben von den dort wohnenden Uëlad Metelit und Saleith unbeläſtigt und bekamen nur einen einzigen Beduinen zu ſehen, der zufälligerweiſe zu uns kam und uns um Waſſer bat. Es war gegen Abend, und er und ſein Pferd waren ermüdet. Er bat um die Erlaubnis, in unſerer Nähe an dem Waſſer bis früh bleiben zu dürfen, und wir erlaubten es ihm. Was konnte uns ein einzelner Beduine thun? Er war noch jung und ſah ſo harmlos aus. Er lagerte ſich beſcheiden fern von uns. Wir ſchliefen ohne Sorge ein; aber als wir erwachten, bemerkten wir zu unſerm großen Entſetzen, daß unſer Armand fehlte. Er war fort und alles Suchen vergeblich.“

„Wie kamen Sie auf die Idee, daß er entführt worden ſei?“

„Der Beduine war auch fort, und wir ſahen, daß er unſer Zelt hinten aufgeſchnitten hatte, um in das Innere zu dem Knaben zu gelangen. Was hat er mit ihm gewollt? Das Kind konnte ihm doch nur läſtig

werden! Von Zigeunern hat man gehört, daß ſie Kinder rauben, von Beduinen aber nicht.“

„Hm!“

„Sie können ſich unſer Entſetzen denken! Wir gaben uns alle, alle Mühe, den Verlorenen zu entdecken, doch ohne Erfolg. Als alles vergeblich war, kam ich auf die Idee, als Händler im Lande umherzuziehen und nachzuforſchen; auch dies hat bisher nichts geholfen.“

„Weil man einem verhaßten Franzoſen keine richtige Auskunft erteilt.“

„O, man hält mich für einen Eingeborenen; ich bin der Sprache genugſam mächtig und verrate nirgends, daß ich ein Franke bin. So ritt ich zwei Jahre lang von Stamm zu Stamm, von Lager zu Lager, habe aber bis jetzt keine Spur gefunden.“

„Und ihre Gemahlin?“

„Die lebt unterdeſſen bei ihrem Bruder, einem Kaufmann in Tunis. Sie ſieht mich ſtets mit banger Hoffnung fortziehen und empfängt mich bei meiner Rückkehr mit den Thränen der Enttäuſchung. Der Gram nagt an ihrem Leben. Wann wird das aufhören, wann wird das ein Ende nehmen!“

Er ſchlug die Hände vor das Geſicht und ſchwieg. Ich wartete eine Weile und erkundigte mich dann:

„Haben Sie denn keine Ahnung, zu welchem Stamme der Knabenräuber gehörte?“

„Zu den Uslad Mahad.“

„Alle Wetter!“ rief ich überraſcht aus. „Nannte er ſeinen Namen?“

„Ja; er hieß Ben Nefad.“

„Aha! Meine Vermutung!“

„Wie? Was? Sie haben eine Vermutung?“

„Ja.“

„Welche, Monſieur?“

„Sagen Sie mir zunächſt, ob Sie wiſſen, was das Wort Mahad bedeutet.“

„Das weiß ich nicht.“

„Und Nefad?“

„Auch nicht. Es ſind eben Namen, bei denen man ſich nichts zu denken braucht.“

„O nein. Dieſe Worte haben ihre Bedeutung. Mahad heißt ‚niemand‘ und Nefad bedeutet das Gelingen.“

„Ich denke, niemand heißt la ahad, und das Gelingen heißt negah!“

„Provinzialismus, Monſieur. Dieſe Leute wählen in ſolchen Fällen von zwei gleichbedeutenden Ausdrücken den weniger gebräuchlichen aus. Uëlad Mahad bedeutet ‚niemandes Stamm‘, giebt es alſo nicht; der Mann hat Sie getäuſcht. Und Ben Nefad heißt Sohn des Gelingens. Das ſagt genug. Er hat ſeinen Stamm verſchwiegen und iſt auf ein Unternehmen ausgeritten, deſſen gewünſchten Ausgang er nach hieſiger Sitte mit dem dabei angenommenen Namen bezeichnet.“

„Ah, ſo iſt es! Endlich, endlich doch wenigſtens ein Schein, wenn auch nur ein ganz leiſer Schein der Möglichkeit, zum Ziele zu kommen! Darum alſo wurde überall gelächelt, wenn ich nach dem Aufenthalte der Uëlad Mahad fragte!“

„Sie ſprechen von einem leiſen Scheine, Monſieur. Wie nun, wenn ich Ihnen mehr als das, wenn ich Ihnen ein helles Licht geben könnte?“

Da fragte er ſchnell, in freudiger Beſtürzung:

„Können Sie das, Monſieur, können Sie das?“

„Ja.“

„Mein Gott, wenn das möglich wäre! Aber es muß möglich ſein, denn Sie ſind Kara Ben Nemſi Effendi,

und als ich dies vorhin entdeckt, war es mir ſofort gewiß, daß ich an den richtigen Mann gekommen ſei. Was denken Sie, Monſieur, was denken Sie?"

„Ihr Knabe Armand iſt in Kairwan."

„In Kairwan? Meinen Sie?"

„Ich meine es nicht nur, ſondern ich möchte ſogar darauf ſchwören, wenn ich überhaupt die Gewohnheit zu ſchwören hätte."

„Was ſoll er aber in Kairwan?"

„Seinem Räuber zur Seligkeit verhelfen."

„Zur Seligkeit? Wie das?"

„Zufälligerweiſe kenne ich das. Ich bin nämlich ſchon einmal in Kairwan geweſen, welches kein Chriſt betreten darf, wenn er nicht ſein Leben verlieren will, und damals nur mit Mühe dem Tode entgangen. Der Kommandant der dortigen Militärtruppe hielt mich für einen Muhammedaner, für einen Offizier, und ſprach ſehr viel über die dortigen Verhältniſſe zu mir. Kairwan iſt ſelbſt eine heilige Pilgerſtadt und liegt weit von Mekka entfernt, wohin jeder Moslem wenigſtens einmal im Leben pilgern ſoll. Wer dies nicht thun kann, erkauft ſich ſeine Seligkeit, das Paradies Muhammeds, dadurch, daß er dem Islam die Seele eines Kindes ungläubiger Eltern zuführt. Haben Sie noch nicht gehört, wie viel Knaben zum Beiſpiel von Juden verſchwinden, wieviel Knaben den Bewohnern der nördlichen Sahara geraubt werden?"

„Nein."

„Dieſe Knaben kommen in die Schule der berühmten Okba-Moſchee, wo ſie im Islam unterrichtet und meiſt zu Moſcheedienern ausgebildet werden. Jeder, der dieſer Schule einen ſolchen Knaben bringt, hat Allah eine verlorene Seele geſchenkt und dafür die ſeinige gerettet."

„Und Sie denken — — — Sie denken, daß mein Armand auch dorthin geſchafft worden iſt?“

„Ich bin ſogar überzeugt davon.“

„Haben Sie einen gewiſſen Anhalt dazu?“

„Ja. Es hat ſich da der Brauch eingebürgert, daß jeder, der auf einen ſolchen Knabenraub ausgeht, natürlich ſeinen eigentlichen Namen und ſeinen Stamm verſchweigt, ſich Ben Nefad, den ‚Sohn des Gelingens‘, nennt und angiebt, daß er zum Stamme Uëlad Mahad, zum Stamme Niemand, gehöre. Da dies bei Ihrem Sohne ganz wörtlich auch der Fall geweſen iſt, ſo bin ich überzeugt, daß er ſich bei der Okba-Moſchee von Kaïrwan befindet.“

Da ergriff der Händler meine beiden Hände und rief entzückt aus:

„Monſieur, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von ganzem Herzen! Das iſt allerdings kein leiſer Schein, ſondern eine helle Sonne, die Sie mir da geben. Ja, Sie waren der richtige Mann. Ich muß nach Kaïrwan, ſofort nach Kaïrwan!“

„Sachte, ſachte, Monſieur! Das geht nicht ſo, wie Sie meinen. Sie haben keine Ahnung von der Gefahr, in welche Sie ſich begeben!“

„O, ich weiß, daß ich mein Leben wage; aber ich thue es, ich thue es gern!“

„Sie werden Ihren Sohn doch nicht befreien!“

„Nicht?“

„Nein. Kennen Sie die Stadt und ihre Verhältniſſe?“

„Nein.“

„So ſind Sie verloren, ſobald Sie hinkommen. Es gehört nicht nur ein großer Wagemut, ſondern auch ein bedeutendes Quantum Liſt dazu, das auszuführen, was Sie vorhaben.“

„Mein Gott!“ rief er enttäuſcht. „Sie meinen alſo, daß ich es nicht fertig bringe?“

„Allein gewiß nicht.“

„Allein nicht? Wen ſoll ich denn mitnehmen? Wer ſoll mir helfen?“

„Ich.“

„Sie, Monſieur? Sie wollten mit?“

„Ja.“

„Iſt das Ihr Ernſt? Iſt das die Möglichkeit?“

„Ich gehe ſehr gern mit. Sie haben mir vorhin das Leben gerettet; Sie ſollen Ihren Sohn wieder haben.“

„Das kann ich nicht glauben; das kann ich nicht verlangen!“

„Bedenken Sie, daß ich der einzige Chriſt bin, der in Kairwan geweſen iſt, alſo der einzige Menſch, der das Gelingen Ihres Vorhabens ermöglichen kann!“

„Aber gerade weil Sie ſchon dort waren, wagen Sie doppelt! Man hat Sie damals erkannt. Wenn man Sie jetzt wiedererkennt, ſind Sie verloren.“

„Je mehr man wagt, deſto ſicherer iſt man, Monſieur. Nehmen Sie mich mit?“

„Wie gern, o wie ſo gern! Denn wenn Sie mitgehen, erſcheint mir das Gelingen ſicher.“

„Gut, das iſt alſo abgemacht. Hier meine Hand!“

„Haben Sie denn Zeit?“

„Zu ſo einem Streiche habe ich immer Zeit. Schlagen Sie getroſt ein!“

Wir drückten einander die Hände; dann fragte er:

„Wann geht es denn fort von hier? Wann brechen wir auf? Noch heut?“

„Nein, morgen früh.“

„Erſt!“

„Nur nichts übereilen! Unſere Pferde müſſen aus-

ruhen. Sind zwei Jahre vergangen, ſo kommt es nun auf wenige Stunden mehr auch nicht an.“

„Wie fangen wir es an, um in die Stadt zu kommen?“

„Wir thun, als wären wir Pilger. Sind Ihre beiden Diener treu?“

„Ja.“

„So bleibt einer hier bei Ihren Sachen, und der andere reitet mit uns. In der Gegend von Kairwan übergeben wir ihm unſere Pferde und Waffen; er muß auf unſere Rückkehr warten, und wir ziehen zu Fuß und unbewaffnet als arme Pilger in Kairwan ein.“

„Unbewaffnet?“

„Wenigſtens ſcheinbar. Meine Revolver nehme ich mit; die ſieht man nicht. Sind Sie mit dieſem Plane einverſtanden?“

„Natürlich! Was könnte ich dagegen haben, ich, der ich die Verhältniſſe gar nicht kenne, während Sie nicht nur in dieſem Falle, ſondern überhaupt in ſolchen Dingen erfahren ſind?“

„So bleibt es dabei. Morgen früh reiten wir von hier fort. Doch ſagen Sie keinem Menſchen, um was es ſich handelt. Dieſe Leute ſind alle Muhammedaner, denen Kairwan für heilig gilt; ſie können uns leicht einen böſen Streich ſpielen.“

— — — — — — — — — — — —

Vier Tage ſpäter, um die Mittagszeit, hielten wir in der Nähe des Karawanenweges an, welcher von Kairwan nach dem Dſchebel Abd el Fadelun führt. Wir mußten den Diener hier zurücklaſſen. Er bekam alles, was wir bei uns hatten; außer meinen Revolvern; einiges Geld behielten wir natürlich auch. Ich zeigte ihm die Stelle,

an welcher wir wieder mit ihm zuſammentreffen wollten; dann wanderten wir der heiligen Stadt zu.

Ob wir ſie wohl glücklich wieder verlaſſen würden?

Dieſe ſehr ernſte Frage legte ich mir natürlich vor. Diejenigen Bewohner von Kaïrwan, die mich bei meiner erſten Anweſenheit geſehen hatten, brauchte ich nicht zu fürchten. Damals trug ich einen dichten Vollbart, jetzt nur den kurzgeſchnittenen Schnurrbart und auch ganz andere Kleider. Sie erkannten mich gewiß nicht. Aber der Kaïrwaner, der in Kairo unter dem Bab Zuweileh zu dem Kutb gebetet hatte, der machte mir Bedenken. Er war zwar von mir beſchenkt worden, hatte aber geſagt, daß wir nun quitt ſeien. Wir mußten unbedingt in die Moſchee, und er war Diener an derſelben. Welche Vorſicht war da anzuwenden, daß er uns nicht zu ſehen bekam!

Außerdem fragte ich mich, wie wir den Knaben ausfindig machen wollten. Am beſten wohl durch den Beſuch der Schule, falls dieſer erlaubt war. Doch, das fand ſich ſchon; das mußten die Verhältniſſe ergeben.

Was Girard, den Händler, betrifft, ſo war er jetzt ſehr ſchweigſam geworden. Er wußte, daß wir einer Gefahr entgegengingen; ihre volle Größe hatte er aber nicht gekannt; nun jedoch, als wir uns unſerm Ziele näherten, mochte es ihm doch anders um das Herz werden als bisher.

Da ſahen wir den nördlichen Stadtteil vor uns liegen und durchſchritten ihn auf denſelben Gaſſen, durch welche ich damals auch gegangen war. Uns ein Unterkommen zu ſuchen, das hoben wir für ſpäter auf; wir begaben uns direkt nach der Moſchee, welche ſehr beſucht war. Wir knieten wie die andern nieder, ſcheinbar um unſer Gebet zu verrichten; anſtatt deſſen aber flog mein

Blick von Perſon zu Perſon, um mich zu orientieren. Girard geſtand mir ſpäter, daß er wirklich gebetet hatte um das Gelingen unſeres kühnen Planes.

Darauf gingen wir, wie es eben fremde Pilger thun, langſam durch die Säulenhallen, um die wunderbare Architektur zu betrachten. Als uns da ein Moſchee-bedienſteter begegnete, fragte ich ihn nach der Schule der Knaben und er machte ſehr bereitwillig den Führer.

Sie machte ſich ſchon von weitem durch die Kinder-ſtimmen kenntlich, welche Koranverſe plärrten. Wir durften in den Raum treten; es waren viele Zuhörer da. Wir fanden lauter ältere Knaben; die jüngeren hatten ſpäter Unterricht. Wir gingen alſo einſtweilen wieder fort.

Eben als wir aus der Thür traten, wollte jemand hinein, und dieſer jemand war — — der bittende Soldat vom Thore Zuweileh. Wir erkannten einander augen-blicklich.

„Maſchallah!“ rief er aus. „Effendi, du! Du aber-mals!“

Ich ging ruhig weiter, als ob ſeine Worte mich gar nichts angingen. Er kam mir nach, faßte mich am Arm und ſagte:

„Effendi, was wagſt du wieder! Es iſt — — —“

„Was willſt du von mir?“ unterbrach ich ihn ſtreng im Dialekte der weſtlichen Sahara.

„Wer biſt du, Herr?“ fragte er, irre geworden.

„Ich bin ein Beni Schugara vom Ufer des Hamam.“

Ich hatte meine Stimme verſtellt, und der fremde Dialekt dazu, das wirkte.

„Verzeih, o Herr; ich verkannte dich!“ ſagte er und ging; aber ich bemerkte, daß er uns heimlich folgte.

„Wer war der Mann?“ fragte der Franzoſe.

Ich ſagte es ihm.

„So sind wir verloren!“ klagte er.

„Nein.“

„Gehen wir fort!“

„Auch nein! Das würde ihn in seinem Verdachte bestärken. Wir bleiben nun erst recht.“

Gegen Abend wurden die Lampen angebrannt, und das Innere der Moschee erglänzte feenhaft in einem Meer von Licht. Der Unterricht der Kleinen begann. Es waren wohl an die Hundert erwachsene Zuhörer da. Wir gesellten uns zu ihnen. Da kamen die Knaben und setzten sich nieder. Der Lehrer war noch nicht da; sie warteten. Aber mehrere Moscheediener standen am Eingange. Es herrschte tiefe Stille; da plötzlich rief eine helle jubelnde Kinderstimme:

„Mein Vater, o Allah, mein Vater!“

Ein hübscher, etwa sechsjähriger Knabe sprang auf und kam mit ausgestreckten Aermchen auf uns zugesprungen.

„Mein Sohn, mein liebes, liebes, geraubtes Kind!“ schrie der Vater unvorsichtig. Er bückte sich nieder und hob den Knaben an seine Brust.

Ich hätte entspringen können, wollte Girard aber nicht verlassen. Einen Augenblick lang tiefe Stille, dann schrie einer der Diener:

„Das sind Christen — zwei verfluchte Christen! Tötet sie!“

Wir waren sofort umringt. Man wollte uns niederreißen. Ließ ich es dazu kommen, so wurden wir gewiß zertreten. Ich stemmte mich also fest, wehrte die Wütenden nach Kräften von mir ab und rief:

„El Adala, el Adala — Gerechtigkeit, Gerechtigkeit! Man soll erst untersuchen, ob wir Christen sind!“

„Ja,“ ertönte eine Stimme. „Im Namen dieser

hohen Moſchee des heiligen Okba Ben Naſi! Wir arretieren dieſe beiden Fremden; laßt ſie los, ihr Gläubigen! Das Gericht der Medſched wird ſie verhören. Macht Platz, macht Platz!"

Es war der Moſcheediener aus Kairo. Er kam mit acht oder zehn Kollegen zu uns und drängte die Menge von uns ab. Sie umringten uns und ſchafften uns fort, durch einen Seitengang, wo niemand uns beläſtigte, und einige andere ſchmale, dunkle Gänge in ein Gewölbe, in welches wir eingeſchloſſen wurden.

Girard hatte ſeinen Knaben noch in den Armen. Niemand war auf den Gedanken gekommen, ihm denſelben zu nehmen.

„Verloren, alles verloren!" klagte er. „Endlich, endlich habe ich mein Kind gefunden und nun ſoll ich ſterben!"

„Still!" bat ich. „Ich habe Hoffnung."

„Jetzt noch Hoffnung?"

„Ja."

„Woher können Sie dieſelbe ſchöpfen?"

„Ich hoffe auf den Tempeldiener, welcher uns arretiert hat."

„Der iſt ja der ſchlimmſte, ſonſt hätte er uns nicht arretiert."

„O nein. Er hat uns verhaftet, um uns den hundert Händen zu entreißen, welche ſich ausſtreckten, um uns zu vernichten."

„Sie ſind wirklich ein ſeltener Mann, Monſieur! Ich glaube, Sie ſtehen noch im Grabe einmal auf und ſagen, daß Sie lebend ſind!"

„Der Menſch darf ſich nie verloren geben. Sie haben Ihren Armand. Seien Sie einſtweilen zufrieden und verzweifeln Sie nicht. Für den ſchlimmſten Fall

habe ich meine Revolver. Zwölf Schüſſe ſind etwas wert, wenn ſie im richtigen Augenblicke fallen.“

Er ſetzte ſich nieder, ließ den Knaben, der ihn nach zwei Jahren wiedererkannt hatte, nicht von ſeinem Herzen und ſprach in den zärtlichſten Tönen auf ihn ein. Da wurde die Thür geöffnet. Draußen ſtand der, auf den ich hoffte.“

„Kommt!“ ſagte er.

„Wohin?“ fragte ich.

„Du wirſt es erfahren. Schnell, ſchnell!“

Wir gingen hinaus. Er ſchob den ſchweren Riegel wieder vor und führte uns durch mehrere dunkle, leere Gänge und Gewölbe, bis wir plötzlich im Freien ſtanden. Kein Menſch war zu ſehen.

„Effendi, wo habt ihr euer Quartier?“ fragte er.

„Wir haben keins. Wir waren erſt angekommen.“

„Eure Pferde?“

„Draußen vor der Stadt.“

„So geht; aber eilt nicht wie Fliehende, ſondern lauft langſam wie Leute, welche gerechte Sache haben. Ihr habt Zeit. Der Oberſte der Moſchee war nicht zu finden. Aber wage nicht zum drittenmal, nach Kaïrwan zu kommen, denn ich könnte dich wahrlich nicht ſo leicht retten, wie heut.“

„Warum läſſeſt du uns überhaupt entkommen?“

„Aus Dankbarkeit, Effendi.“

„Du ſagteſt doch in Kairo zu mir, daß wir quitt ſeien!“

„Damals dachte ich es. Dann aber las ich das heilige Buch der Chriſten, welches du mir geſchenkt haſt, und je mehr ich in demſelben las, deſto mehr ſah ich ein, daß wir nicht quitt ſind, ſondern daß ich dir dieſes Geſchenk niemals vergelten kann. Es iſt mehr, mehr wert

als alles, was ich ſonſt habe; es iſt — — iſt — — iſt ſogar mehr wert als dieſe große, herrliche Moſchee des heiligen Okba Ben Naſi, die du nun zum zweitenmal geſchändet haſt."

Da legte ich ihm die Hand auf die Schulter und fragte:

„Schändeſt du ſie nicht auch? Ja, ſchändeſt du ſie nicht täglich und ſtündlich?"

„Ich? Wieſo?" fragte er erſtaunt.

„Sie iſt dir weniger wert als das Buch, welches ich dir gegeben habe. Du glaubſt an das, was in dieſem heiligen Buche ſteht; du biſt alſo in deinem Herzen ein Ungläubiger, ein Giaur geworden und betrittſt doch täglich die Moſchee als Diener an derſelben!"

Er blickte vor ſich nieder, hob dann die Augen zu mir, ſah mir lange in das Geſicht, reichte mir die Hand und ſagte:

„Effendi, ich ſchweige; aber ich danke dir!"

„Haſt du die Deinen bei deiner Rückkehr geſund und wohl gefunden?"

„Ja, Effendi. Ich habe ihnen von dir erzählt und daß ſie mich ohne deine Güte nie wiedergeſehen hätten. Ich leſe ihnen täglich aus deinem heiligen Buche vor, und ihnen iſt, ſo wie mir, Jeſus, der Sohn Gottes, lieber, tauſendmal lieber geworden als Muhammed, der Menſchenſohn. Nun aber geht, und kommt niemals wieder!"

„Höre," lächelte ich ihn an; „o, ſag' mir einmal aufrichtig, ob du mich nicht auch zum drittenmal retten würdeſt, wenn ich wiederkäme!"

„Effendi, du biſt mein Wohlthäter und ein Chriſt; ja, ich würde dich wieder retten, denn — — — wir ſind

noch lange, lange nicht quitt; ich kann meine Schuld gegen dich niemals abtragen. Lebt wohl!“

Er wendete ſich zurück und verſchwand hinter der Thür. Wir ſpazierten langſam zur Stadt hinaus und gelangten glücklich zu unſern Pferden. Wie unerwartet ſchnell war das gegangen! Und mit welchen ganz anderen Gefühlen ritt Girard nun nach Norden, als er vorher nach Kairwan geritten war!

In Hammamat trafen wir ein Schiff, mit welchem wir nach Tunis fuhren.

Das Entzücken der Mutter beim Wiederſehen ihres entführten Kindes iſt nicht zu beſchreiben! — — —

6.

Der Kys-Kaptschiji.

1.

Wir kamen von Serdaſcht und ritten am rechten Ufer des kleinen Zab hin, den wir ſpäter verlaſſen wollten, um Arbil, das von Alexander dem Großen her berühmte Arbela, zu erreichen. Wenn ich ſage „wir", ſo meine ich damit nur zwei Perſonen, nämlich mich ſelbſt und meinen kleinen tapfern Hadſchi Halef Omar, der früher mein Diener und Reiſebegleiter geweſen war, jetzt aber, ſeit er den Rang eines Scheikes aller Haddedihn-araber einnahm, nicht mehr in einem untergeordneten Verhältniſſe zu mir ſtand und mich nur aus treuer Anhänglichkeit, nicht aber für Lohn begleitete. Die Leſer meiner Erzählungen werden das liebe, wackere Männchen gewiß noch kennen. Wir wollten in Arbil einige Tage ausruhen und dann über den Tigris ſetzen, um auf den Weiden der Dſcheſireh ſeinen Stamm aufzuſuchen.

Wir waren nur zwei Tage in Serdaſcht geweſen und hatten den Ort in ſehr großer Aufregung gefunden. Schon im letzten Frühjahre waren drei Mädchen von dort ſpurlos verſchwunden geweſen; man hatte erfahren, daß auch an andern Orten plötzlich welche vermißt worden ſeien, und da die betreffenden die ſchönſten ihrer Geſpielinnen geweſen waren, ſo mußte man annehmen, daß ihre Schönheit ihnen verhängnisvoll geworden ſei und

es sich nicht um ein zufälliges Verschwinden, sondern um einen Raub handle. Man sprach von einem Kys-Kaptschiji[1]), der im Lande herumziehe, um für vornehme Harems hübsche, junge Mädchen zusammenzustehlen, und gab sich alle Mühe, eine Spur von ihm oder seinen Opfern zu entdecken, doch vergeblich. Das war nicht bloß verbotener Handel mit Sklavinnen, sondern Frauenraub, ein Verbrechen, welches mit dem Tode bestraft wird. Der Räuber mußte ein außerordentlich verwegener und ebenso listiger und verschlagener Mensch sein und zahlreiche Helfershelfer zur Seite haben, da es einem einzelnen unmöglich war, sich einer ganzen Anzahl von Mädchen zu bemächtigen und den gefährlichen und mühsamen Transport derselben durchzuführen.

Sein verbrecherisches Geschäft war jedenfalls ein sehr einträgliches, denn seit dem Verbote des Handels mit Sklavinnen war der Preis derselben außerordentlich in die Höhe gegangen und die Nachfrage größer als das Angebot geworden. Gefragt nämlich war die Menschenware trotz des strengen Verbotes, und weil die betreffenden Beamten ihren Bedarf selber heimlich und auf ungesetzlichem Wege deckten, fiel es ihnen nicht ein, die Händler zu verfolgen oder gar zu bestrafen.

Nun waren zwei Tage vor unserm Eintreffen in Serdascht wieder drei Mädchen vollständig spurlos verschwunden und alles Forschen nach ihnen hatte nicht das geringste Resultat ergeben. Wir beiden ahnungslosen und unschuldigen Menschen wurden sofort bei unserer Ankunft überfallen und in das Sindan[2]) geschafft, und wenn ich nicht so vortreffliche Legitimationen besessen hätte, wäre es uns wohl nicht möglich gewesen, den Staub dieses Ortes so bald von unsern Füßen zu schütteln.

[1]) Mädchenräuber. [2]) Gefängnis.

Mein guter Halef war empört über den Verdacht, mit dem man mich und ihn gekränkt hatte; er konnte unsere Verhaftung gar nicht vergessen, fing immer wieder an, von ihr zu sprechen, und sagte auch jetzt, als wir so nebeneinander dahinritten:

„Du bist so still, Sihdi[1]). Gewiß denkst du an das, was wir in Serdaſcht erleben mußten, und dein Zorn darüber ist so groß, daß er keine Worte findet. Ich aber muß reden, sonst bekommt meine Seele einen Riß, und mein Körper zerplatzt vor Wut. Wir sollen Frauenräuber sein? Ist nicht Hanneh, mein Weib, die allerschönste der Blumen unter den Gemahlinnen? Kann ich eine bessere finden? Werde ich mir ein Weib stehlen, welches ich gar nicht brauche, eine Gattin, die mir vollständig überflüssig ist? Ich, der berühmte Hadschi Halef Omar, der erste und oberste Scheik der Haddedihn, ein Spitzbube, ein Mädchenräuber! Und du, dessen Seele noch unverheiratet ist, dessen Herz keine Ehe kennt und dessen Verstand lebenslänglich ohne Weib bleiben will, du bist auch mit in das Gefängnis gesteckt worden! Maschallah! Es ist wirklich ein Wunder Gottes, daß wir dieses Serdaſcht nicht so zugerichtet haben, daß kein Stein mehr auf dem andern liegt! Wir haben den Löwen erlegt und den schwarzen Panther erschossen; wir haben mit Hunderten von Feinden gekämpft und sind stets Sieger geblieben. Wir kennen alle Wissenschaften und Vorteile; in uns beiden wohnen die Begriffe sämtlicher Gelehrsamkeiten; die größten Helden haben uns um Verzeihung gebeten, und die höchsten Beamten der Herrscher uns um unsere Freundschaft ersucht, — und kaum sind wir in diese Stadt der Dummheit, in diesen Aufenthalt der gehirnlosen Köpfe eingeritten, so werden wir nach

[1]) Herr.

dem Sindan gebracht! Ich hätte mich bis zum letzten Tropfen meines Blutes dagegen gewehrt; da aber du es für klug hieltest, ruhig zu bleiben, so habe ich mich bemeistert und die Flut meines Zornes nicht überfließen lassen; doch Allah mag dieses Serdaſcht aus dem Lande der Lebenden ſtreichen und den Bewohnern allen die Schnurr- und auch die Backenbärte verbrennen lassen, daß jeder, der einen ſolchen Serdaſchti erblickt, ihm zuruft: ‚Di 'eb 'alehk — Schande über dich!‘ Habe ich nicht recht, Sihdi?“

Halef beſaß ein außerordentlich empfindliches Ehrgefühl; er hielt mich für den vortrefflichſten von allen Erdenbewohnern und glaubte im ſtillen, daß er wenigſtens ebenſo vortrefflich ſei wie ich; daher ſein Grimm über das uns zugefügte Ungemach. Hätte ich ihm widerſprochen, ſo wäre mir eine ſchier endloſe Ermahnung aus ſeinem beredten Munde geworden; darum antwortete ich:

„Ja, du haſt recht, mein lieber Hadſchi[1]), aber du biſt doch ein Anhänger des Glaubens, daß alles, was dem Menſchen widerfährt, im Buche des Lebens vorausbeſtimmt ſei; wir konnten alſo der Arretierung nicht entgehen; ſie war uns beſtimmt und ſo handeln wir nur nach deinem Glauben, wenn wir das, was nicht zu ändern war, nun unbeſprochen hinter uns liegen laſſen.“

„Dein Wort iſt wahr, Sihdi, und darum ſoll meine Zunge dieſes Serdaſcht nicht mehr berühren. Mein Pferd ſcheint zu dürſten, und die Sonne brennt heiß. Wollen wir nicht Halt machen, um die Stunde des Mittags vorübergehen und unſere Tiere trinken zu laſſen?“

„Ich bin einverſtanden. Während der Ruhe können

[1]) Ehrentitel für jeden Mohammedaner, der in Mekka oder Medina geweſen iſt.

wir verſuchen, für das heutige Abendmahl einige Fiſche zu fangen, denn ich glaube nicht, daß uns heute eine Ghazahl[1]) vor die Gewehre kommt."

Wir fanden bald eine ſchattige, für unſern Zweck paſſende Uferſtelle und ſtiegen ab. Halef ſchnitt eine lange Rute aus dem Gebüſch, befeſtigte ſeine Ssunnara[2]) daran und gab ſich dem von ihm leidenſchaftlich betriebenen Fiſchfange hin, bei welchem er heute Glück hatte; denn er brachte es in kurzer Zeit zu einem Vorrate, welcher mehr als ausreichend für heute abend war.

Während wir die ausgenommenen Fiſche der Hitze wegen in ſaftige Wildkürbisblätter einſchlugen, hörten wir Hufſchritte, welche am Fluſſe aufwärts kamen, und gleich darauf bog ein Reiter, welcher ein Packpferd bei ſich führte, um das vorſtehende Geſträuch. Er hatte jedenfalls nicht erwartet, in dieſer einſamen Gegend auf Menſchen zu treffen, und ſchien über unſern Anblick nicht bloß betroffen, ſondern ſogar erſchrocken zu ſein. Er faßte ſich aber raſch, hob die rechte Hand bis zur Höhe der Bruſt und grüßte:

„Sabahüniz hajr ola — guten Tag, meine Herren! Allah ſchenke euch Ruhe und neue Kräfte der Glieder."

Wir erwiderten ſeinen Gruß in türkiſcher Sprache, deren er ſich bedient hatte. Er muſterte uns mit ſcharf forſchendem Blicke und fuhr dann fort:

„Mein Herz iſt über euern Anblick erfreut. Wie heißt der Ort, von welchem ihr kommt?"

„Serdaſcht," antwortete ich.

„Und wo wollt ihr hin?"

„Nach Arbil."

„Das iſt ein weiter Weg, und ihr thut wohl, euch auszuruhen. Ich will nach Serdaſcht, woher ihr kommt,

[1]) Gazelle. [2]) Angel.

und meine Pferde ſind ermüdet. Würdet ihr mir erlauben, hier bei euch abzuſteigen?“

„Jeder gute Menſch iſt uns willkommen.“

„So will ich hoffen, daß ihr mich nicht für einen ſchlechten haltet.“

Er ſtieg vom Pferde und ſetzte ſich zu uns. Ich hatte ihm auf ſeine Frage abſichtlich die letztere Antwort erteilt, denn er gefiel mir nicht. Er war ein langer, hagerer, aber ſtarkknochiger Mann, der ſich wie lauſchend vornübergebeugt hielt. Er trug als Kopfbedeckung nur einen Fez, welcher ſo weit zurückgeſchoben war, daß man die ſchmale, ſehr niedrige Stirn vollſtändig ſehen konnte. Ein ſehr dünner, faſt ruppiger Bart hing über ſeine blutleeren Lippen herab; darüber ragte eine ſtarkgebogene, breitflügelige Habichtsnaſe, zu deren beiden Seiten zwei kleine, liſtige Augen unter den weit und vorſichtig herabfallenden Lidern nur halb zu ſehen waren. Die ſtark entwickelten Kauwerkzeuge und das breit vortretende Kinn ließen auf Egoismus, Rückſichtsloſigkeit und überwiegend tieriſche Affekte ſchließen, während die obere Hälfte des Geſichtes eine bedeutende, abſichtlich verborgene Verſchlagenheit verriet. Wenn dieſer Mann nicht ein Armenier war, ſo gab es überhaupt keine Armenier!

Ein Jude überliſtet zehn Chriſten; ein Yankee betrügt fünfzig Juden; ein Armenier aber iſt hundert Yankees über: ſo ſagt man, und ich habe gefunden, daß dies zwar übertrieben ausgedrückt iſt, aber doch auf Wahrheit beruht. Man bereiſe den Orient mit offenen Augen, ſo wird man mir recht geben. Wo irgend eine Heimtücke, eine Verräterei geplant wird, da iſt ſicher die Habichtsnaſe eines Armeniers im Spiele. Wenn ſelbſt der gewiſſenloſe Grieche ſich weigert, eine Schurkerei auszuführen, es findet ſich ohne allen Zweifel ein Armenier,

welcher bereit ist, den Sündenlohn zu verdienen. Sind die sogenannten Levantiner überhaupt und im allgemeinen berüchtigt, so ist unter ihnen der Armenier derjenige, der sie alle übertrifft.

Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß dieses Urteil für jeden Armenier gelte, o nein! Ich habe ja selbst so manchen Armeni als einen braven, ehrlichen und zuverlässigen Menschen kennen gelernt. Aber wer die Verhältnisse kennt, der weiß, daß sich unter zehn Personen, die gegen Bezahlung für alles zu haben sind, wenigstens sechs oder sieben Armenier befinden. Das Betrübendste dabei ist, daß die Armenier Christen sind. Es ist mir nicht nur einmal oder mehrere Male vorgekommen, sondern sogar sehr oft, daß Mohammedaner mich nur deshalb als Christen verachten zu müssen glaubten, weil sie mit armenischen Schismatikern schlimme Erfahrungen gemacht hatten. Und hier berühre ich einen wichtigen Punkt, indem ich mit Absicht das Wort Schismatiker gebrauche, denn gerade diese sind es, auf welche ich mein Urteil angewendet wissen möchte. —

Ich habe überhaupt keine Vorliebe für den armenischen Typus, und da der Ankömmling dieses Gepräge im Superlativ besaß, fühlte ich wenig Lust, mich mit ihm in Auseinandersetzungen über uns und unsere Verhältnisse und Absichten einzulassen. Dem gesprächigen Halef aber war es unmöglich, bei jemandem zu sitzen, ohne mit ihm zu sprechen; er sah, daß uns der Fremde noch immer forschend anblickte; das mochte ihn ärgern, darum sagte er:

„Du betrachtest uns, wie ein Vogel die Würmer betrachtet, die er fressen will. Dieser mein Sihdi hier ist der berühmte Emir Hadschi Kara Ben Nemsi Effendi, der alles kann, was er will, und sich vor keinem Löwen fürchtet; er ist der Stärkste unter den Starken, der Klügste

unter den Klugen und hat noch keinen Gegner gesehen, der ihn zu besiegen vermochte. Ich bin der Scheik der Haddedihn, und mein Name ist Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah. Wenn du von meinen Thaten hören willst, so gehe an die Lagerfeuer und in die Zelte aller Araber und Kurden; da wirst du erfahren, wen du vor dir hast!"

Der Orientale spricht gern blumenreich und in überschwenglichen Ausdrücken. Halef pflegte sich besonders dann gern dieser Redeweise zu bedienen, wenn von mir und ihm die Rede war. Der andere ließ ein ironisches Lächeln sehen und antwortete:

„Allah 'l Allah! Welche große Ehre ist es für mich, daß ich die Nähe so herrlicher Männer genießen darf! Ich bin ganz entzückt davon, in euerm Schatten sitzen zu können."

„So öffne deinen Mund und sage uns, wer du bist und woher du kommst! Du hast unsere Namen gehört, und die Höflichkeit erfordert, nicht zu zögern, uns auch mit dem deinigen bekannt zu machen."

„Ich komme von Diarbekr herüber und bin ein Bazirgan[1]) Namens Dawuhd Soliman[2]).

„Ein Moslem?"

„Nein, sondern ein armenischer Christ; aber ich gestehe dir offen, daß mir eure Religion, der Islam, lieber ist als die meinige."

„Pfui!" rief ich da aus. „Nur ein Halunke kann solche Worte sprechen! Mach dich fort von uns! Ich bin auch Christ und mag von dir nichts wissen."

„Himmel, auch ein Christ!" antwortete er erschrocken.

[1]) Handelsmann.
[2]) David Salomo.

„Verzeihe mir, Effendi! Wir armen Händler werden unſers Glaubens wegen ſo oft angefochten, daß wir häufig gezwungen ſind, ihn zu verleugnen.“

„Du haſt das Chriſtentum nicht nur verleugnet, ſondern es unter den Islam geſtellt. Beides darf ein Chriſt ſelbſt in der größten Todesgefahr nicht thun. Ich verachte dich!“

„Du wirſt mich nicht verachten, wenn du ſiehſt, was ich dir verkaufen kann. Warte nur einen kleinen Augenblick!“

Er ſtand auf, ging zum Packpferde und kam mit einem Kiſtchen zurück, welches er öffnete, indem er ſich wieder niederſetzte. Es enthielt viele winzig kleine Fläſchchen; er hielt mir eines hin und forderte mich auf:

„Betrachte dies Fläſchchen und errate, was es enthält! Du wirſt bereit ſein, mir Geld, ſehr viel Geld dafür zu geben.“

Ich hatte kein einziges Wort mehr mit ihm wechſeln wollen und war überzeugt, daß mit den Fläſchchen irgend ein Schwindel verbunden ſei; aber es war doch von Intereſſe, dieſem Schwindel auf die Spur zu kommen. Darum nahm ich es. Es enthielt eine ölige Flüſſigkeit; auf der geſchriebenen Etikette ſtanden die Worte „Jagh kuds“ [1]); der Stöpſel war zugeſiegelt. Das Siegel zeigte in Neskhi-, alſo arabiſcher Schrift, doch ſo klein, daß ich es kaum leſen konnte, den Namen Muſa [2]) Wardan. Sofort flog mein Blick zu ſeinen Händen. Er trug an der rechten einen Siegelring, deſſen Platte genau die Größe und Geſtalt des Siegels auf dem Fläſchchen hatte. Die Gravierung konnte ich natürlich nicht erkennen.

„Nun, was iſt's?“ fragte er.

---

[1]) Heiliges Oel = Salböl. [2]) Moſes.

„Oel.“

„Aber was für welches?“

„Ganz gewöhnliches.“

„Du irrſt. Es iſt das heilige Salböl, vom heiligen Katholikos in Etſchmiadzin am Berge Ararat eigenhändig bereitet und eingepackt und verſiegelt.“

„Von ihm ſelbſt?“

„Ja, ſogar mit ſeinem eigenen Petſchaft und Namenszug.“

„Das verkaufſt du?“

„Ja. Ich bin ſein Liebling und Abgeſandter und der allereinzige, dem er erlaubt hat, es zu verkaufen.“

„Kann ich ein Fläſchchen haben?“

„Ja.“

„Zu welchem Preiſe?“

„Es führt jeden Toten, der damit geſalbt wird, ſofort in den Himmel und iſt darum ſehr teuer. Das Fläſchchen koſtet eigentlich zweihundert Piaſter; ich will es dir aber für hundertfünfzig laſſen.“

Das waren ungefähr achtundzwanzig Mark für ein bißchen profanes Oel, welches kaum einen Pfennig koſtete. Ich gab es ihm mit den Worten zurück:

„Da nimm es wieder! Ich mag es nicht.“

„Warum? Iſt es dir zu teuer? Was bieteſt du?“

„Nichts, gar nichts.“

„Nichts? Gott! Für ein Oel, welches den damit Geſalbten direkt in den Himmel führt!“

„Doch nicht etwa dieſes Oel?“

„Natürlich dieſes!“

„Schwindel!“

„Das wagſt du zu behaupten?“

„Ja. Ich war viermal in Etſchmiadzin und habe während meines Aufenthaltes dort in dem Dorfe Wag-

harſchabad gewohnt. Ich kenne den Namen des Katholikos; mich betrügſt du nicht."

„Das iſt doch ſein Name hier auf dem Siegel."

„Du ſcheinſt anzunehmen, daß ich nicht leſen oder die Schrift nicht erkennen kann. Der Name auf dem Fläſchchen heißt Muſa Wardan und ſcheint der deinige zu ſein."

„Biſt du toll? Der meinige?"

„Ja, zeig her!"

Ich faßte ſeine Hand, zog ſie nahe zu mir heran, warf einen Blick auf den Ring und fügte dann hinzu:

„Dieſer Ring gehört dir?"

„Ja."

„Er trägt denſelben Namen. Du biſt ein Schwindler und Betrüger, und ich habe nichts mit dir zu ſchaffen."

„Effendi, geh ja nicht zu weit!" rief er drohend, indem er mit der Hand nach dem Gürtel fuhr. „Ihr habt euch als berühmte und tapfere Leute gebrüſtet; ich fürchte euch aber nicht!"

„Pah! Laß dein Meſſer ſtecken, ſonſt ſchlage ich dir deine Habichtsnaſe ſo breit, daß man ſie für eine Boghatſcha [1]) hält. Du nennſt dich Dawuhd Soliman und heißeſt doch Muſa Wardan; iſt das nicht Schwindel? Der Katholikos ſelbſt ſoll dein Siegel aufgedrückt haben; iſt das nicht Lüge? Deine ſchismatiſche Kirche erlaubt nur, daß die Leichen der Prieſter, nicht aber diejenigen der Laien geſalbt werden, und du willſt dieſes ſogenannte Jagh kuds an alle Menſchen verkaufen; iſt das nicht Betrug oder etwas noch viel Schlimmeres? Du hörſt, daß mir die Lehren und Gebräuche eures Schismas wohlbekannt ſind, obgleich ſie mich nichts angehen; mich täuſcheſt du nicht."

[1]) Maiskuchen.

„Wie? Sie gehen dich nichts an? Du biſt alſo kein Ajyrmaki [1]) wie ich?“

„Nein.“

„So hole dich der Teufel, du Hund von einem Rafys [2]). Ich werde mich dreimal waſchen müſſen, weil dein Anblick mich verunreinigt hat.“

Er ſtand auf; aber in demſelben Augenblick ſtand ich neben ihm und gab ihm eine ſo kräftige Ohrfeige, daß er wieder zum Sitzen kam. Er ſchnellte empor und zog das Meſſer; da aber hielt ihm Halef auch ſchon die geſpannte Piſtole entgegen und drohte:

„Weg mit dem Meſſer, Schurke, ſonſt ſchieße ich dir zwei Kugeln in den Leib, daß ſie mitten in der Seele ſtecken bleiben! Wenn du denkſt, daß wir Dummköpfe ſeien, die ſich von dir ſalben laſſen, ſo irrſt du dich gewaltig. Ja, waſche dich dreimal oder dreißigmal oder hundertmal; den Schmutz jedoch haſt du mitgebracht; dein Inneres ſteckt ſo voll davon, daß er dir aus allen Poren quillt!“

Der Armenier ſteckte ſein Meſſer wieder ein; er wollte etwas dazu ſagen, kam indes nicht dazu, denn wieder hörten wir den Hufſchritt von Pferden, aber jetzt von der andern Seite, woher wir gekommen waren, und wir ſahen acht Reiter in perſiſcher Tracht kommen, welche ſichtlich auch überraſcht waren, uns zu ſehen, und bei uns halten blieben. Ihr Anführer war ein wohlgebauter, vollbärtiger Mann im Alter zwiſchen vierzig und fünfzig Jahren; er betrachtete uns mit finſtrem Blicke und fragte dann ohne zu grüßen:

„Wer ſeid ihr, Männer, und was thut und treibt ihr hier?“

---

[1]) Abgeſonderter = Schismatiker.

[2]) Ketzer.

Er ſagte das in einem Tone, der mir nicht gefiel, noch weniger aber meinem kleinen, leicht erregbaren Hadſchi Halef, der auch gar nicht ſäumte, ihm zu antworten:

„Wer biſt du, daß du es wageſt, Auskunft von uns zu verlangen? Wer iſt dein Vater und wer der Vater deines Vaters? Haſt du nicht gelernt, mit Achtung zu Leuten zu ſprechen, welche gewöhnt ſind, Höflichkeit und Ehrerbietung zu fordern?“

Da rief der Fremde beluſtigt aus:

„Seht dieſen kleinen Kerl an! Er gebärdet ſich wie ein Rieſe und reicht mir doch kaum bis über die Ellbogen, wenn ich mich neben ihn ſtelle! Wollen wir ihm nicht das loſe Maul ſtopfen?“

Halef war überhaupt ſehr leicht zu erzürnen, nichts aber konnte ihn ſo ſehr in Harniſch bringen, als wenn man ſich über ſeine geringe Länge luſtig machte. Er zog auch ſofort ſein Meſſer und forderte den Perſer auf:

„Mir das Maul ſtopfen? Dazu gehören ganz andere Leute, als ihr ſeid. Komm doch herab von deinem Ziegenbocke, den du für ein Pferd hältſt, und verſuche es! Wenn du Mut haſt, ſo ziehe dein Meſſer und kämpfe mit mir! Dann wirſt du gleich erfahren, wer den andern zum Schweigen bringt.“

„Ja, ich komme ſchon. Ihr ſeid mir verdächtig und gehört wahrſcheinlich zu den Halunken, welche wir ſuchen. Wenn ihr euch nicht gehörig ausweiſen könnt, ſo werde ich euer Leben von euch fordern.“

Er ſprang vom Pferde; ſeine Leute folgten dieſem Beiſpiele, und im nächſten Augenblicke waren wir von ihnen umringt. Er legte mir die Hand feſt um den Arm, verſuchte, mich zu ſchütteln, und befahl mir in ſtolzem Tone:

„Jetzt nennſt du mir ſofort eure Namen. Ich muß wiſſen, wer ihr ſeid und was ihr hier zu ſuchen habt.“

Ich ließ meinen Arm in ſeiner Hand und antwortete ruhig:

„Du ſcheinſt ein Perſer zu ſein. Die Bewohner deines Landes beſitzen den Ruhm der Höflichkeit. Willſt du dieſen Ruhm zu Schanden machen?“

Wohl weniger dieſe Worte als meine furchtloſe Haltung und der feſte Blick, den ich ihm in das Geſicht warf, hatten zur Folge, daß er ſeine Hand von meinem Arme nahm, und mir weniger gebieteriſch entgegnete:

„Ich ſuche Männer, die ich fangen will; ich bin auf ihrer Spur, und da ich euch auf derſelben treffe, ſo mußt du mir ſagen, wer ihr ſeid!“

„Mußt? Ich muß? Du irrſt dich. Ich habe noch keinen Menſchen gekannt, der mich zu etwas hat zwingen können.“

„So wirſt du jetzt einen kennen lernen!“

„Etwa dich?“

„Ja.“

„Verſuche es!“

Ich griff nicht zu den Waffen, ich machte nicht die geringſte drohende Bewegung; aber ich blickte ihm noch immer ſo ruhig und ſcharf in die Augen, daß er unwillkürlich zwei Schritte zurücktrat und mehr verwundert als zornig ausrief:

„Du thuſt, als ob kein Menſch dir etwas anhaben könnte!“

„Weil es auch wirklich keinen giebt, vor dem ich mich zu ſcheuen habe. Du ließeſt mich Ausdrücke der Grobheit hören; ich habe dir höflich geantwortet, und ich wünſche, bei dieſem Tone bleiben zu können. Das wünſche ich nicht meinet-, ſondern deinetwegen. Ich war

eher hier als du; du bist später gekommen. Wenn jemand das Recht hat, den andern nach seinem Namen zu fragen, so bin ich es, der es besitzt. Uebrigens hast du die persische Grenze hinter dir; wir befinden uns auf türkischem Boden. Von wem hast du die Bevollmächtigung des Großherrn, mich, der ich seinen Firman, sein Teskereh und sein Bujeruldu besitze, nach meinem Namen zu fragen?"

„Ich bin Mirza Muzaffar, der Merd adalet[1]) von Yaltemir!"

Die wichtige Miene, welche er bei diesen Worten zeigte, ließ vermuten, daß er mir jetzt sehr zu imponieren glaubte; ich aber machte eine gleichgültig abweisende Bewegung mit der Hand und antwortete:

„Und wenn du der Vezir adalet[2]) des persischen Reiches in höchsteigener Person wärest, würdest du keinen Eindruck auf mich machen. Selbst dein Schah hat hier auf türkischem Boden weniger zu befehlen, als ich, der ich im Schatten des Großherrn stehe. Aber weil du mir jetzt deinen Namen genannt hast, sollst du die unsrigen auch erfahren. Der Mann hier an meiner Seite, der zuerst mit dir gesprochen hat, ist Hadschi Halef Omar, der tapfere und unbesiegte Oberscheik aller Haddedihnaraber. Allah gab ihm eine kleine Gestalt, damit sein Geist und sein Mut desto erhabener hervortreten könnten. Ich heiße Kara Ben Nemsi Effendi und — —"

„Kara Ben Nemsi Effendi?" unterbrach er mich schnell. „Du bist jetzt in Serdascht gewesen?"

„Ja."

„Man sagte es mir dort. Hast du nicht den Kampf geleitet, als die Haddedihn vernichtet werden sollten, aber im ‚Thale der Stufen' alle ihre Feinde gefangen nahmen?"

[1]) Polizeibeamter. [2]) Justizminister.

„Ja.“

„So verzeihe mir, Emir, wenn ich dich beleidigt habe! Du wirſt das gern thun, wenn du erfährſt, warum der Zorn mein Herz erfüllt. Und Allah hat es gegeben, daß ich dir begegne, denn du biſt der richtige Mann, deſſen Rat mir Hilfe bringen wird. Ich muß dir nämlich ſagen, daß der Kys-Kaptſchiji, der Mädchenräuber, bei uns geweſen iſt und mir meine Tochter, das Licht und die Freude meiner Augen, geraubt hat. Einer meiner Diener hat dabei einige Worte vernommen, welche darauf ſchließen ließen, daß er von uns aus über Serdaſcht hierher nach dem Fluſſe gehen werde, und darum haben wir, um ihn zu verfolgen, dieſe Richtung eingeſchlagen. In Serdaſcht hörten wir, daß er dort auch drei Mädchen geraubt und daß man den Irrtum begangen habe, dich zu beläſtigen. Erlaubſt du, daß wir uns bei dir niederſetzen, um dieſen traurigen Fall mit dir zu beſprechen?“

„Ich bitte euch darum.“

„So ſage mir vorher, wer der andere Mann iſt, der da an ſeinem Pferde lehnt, und deſſen Namen du mir noch nicht genannt haſt.“

„Er gehört nicht zu mir und kam, um bei uns auszuruhen; da er uns aber belogen hat und mir einen falſchen Namen nannte, habe ich ihn fortgewieſen. Er iſt ein armeniſcher Handelsmann, der nach Serdaſcht will und vorgab, aus Diarbekr zu kommen.“

„Ein Armeni, alſo ein Giaur, ein Chriſtenhund? Allah verdamme ihn! Er mag ſich ſchleunigſt von dannen machen, ſonſt zeigen wir ihm mit der Peitſche den Weg! Dieſe Chriſten ſtinken uns an, und wenn ein gläubiger Bekenner des Propheten in die Nähe eines ſolchen Hundes kommt, ſo iſt er verunreinigt und

hat ſich zu waſchen, ohne daß er von ihm berührt worden iſt."

Der Armenier hatte bei ſeinem Pferde geſtanden und die Perſer mit einer mir auffälligen Schärfe betrachtet. Jetzt ſtieg er in den Sattel, nahm das Packpferd am Leitzügel und ſagte in höhniſchem Tone:

„Wenn ihr wirklich glaubt, von einem Chriſten verunreinigt zu werden, ſo will ich mich ſchnell entfernen; aber reinigen und waſchen mußt du dich doch, o Mirza Muzaffar, denn dieſer Kara Ben Nemſi iſt auch ein Giaur, und du haſt nicht nur in ſeiner Nähe geſtanden, ſondern ſogar ſeinen Arm in deiner Hand gehabt. Allah geſtatte dir, den Kys-Kaptſchiji zu fangen, wenn — — du nicht ſelbſt von ihm gefangen wirſt!"

Dieſe letzten Worte, bei denen der Händler ſchnell fortritt, klangen wie eine Drohung. Der Perſer achtete aber nicht darauf, ſondern wendete ſich erſtaunt und mit der Frage an mich:

„Iſt das nicht eine Verleumdung von dieſem Menſchen, Emir? Die Haddedihn ſind zwar keine Schiiten wie wir; aber ſie bekennen ſich doch zu Mohammed, dem Propheten, und der, dem ſie ihren großen Sieg und ihre Rettung zu verdanken haben, kann unmöglich ein Chriſtenhund ſein!"

„Ein Hund freilich nicht, aber doch ein Chriſt," antwortete ich lächelnd.

Er fuhr ſofort mehrere Schritte zurück und rief:

„Iſt's wirklich wahr? Du ſcherzeſt!"

„Es iſt die Wahrheit; ich bin ein Chriſt."

„Afghan — o Jammer! Ich habe dich angegriffen und bin alſo noch mehr verunreinigt, als wenn ich in eine Hufra el harah [1]) gefallen wäre! Warum haſt du

[1]) Düngerhaufen.

das geſchehen laſſen? Warum haſt du mich nicht gewarnt?“

„Habe ich dich aufgefordert, mich zu berühren? Meinſt du wirklich, ich ſolle auch denken, daß du durch mich verunreinigt werden könneſt? Merkſt du nicht, welch eine Beleidigung in deinen Worten, in deiner Frage liegt? Wenn es überhaupt der Fall iſt, daß einer von uns beiden durch den andern verunreinigt werden kann, ſo biſt du es, vor dem ich mich zu hüten habe.“

„Allah! welch eine Frechheit! Wir werden — —“

Da unterbrach ihn Halef, indem er ſeine beiden Piſtolen zog und drohend auf ihn zutrat:

„Nichts werdet ihr — — ſondern wir werden — — verſtanden! Hältſt du uns etwa für ſolche Jammergeſtalten, wie der Armenier war, der ſofort vor euch Reißaus genommen hat? Mein Sihdi iſt kein feiger, hinterliſtiger Armenier, ſondern ein tapferer Almani[1]), der noch niemals einem Feinde den Rücken gezeigt hat. Wenn du von ihm gehört haſt, ſo wirſt du wiſſen, daß er Zaubergewehre beſitzt, vor denen hundert und noch mehr Gegner fliehen müſſen; er ſchießt zehntauſendmal, ohne laden zu müſſen. Wenn er will, ſo liegen im zehnten Teile einer Minute eure acht Leichen hier im Graſe. Wir ſind nur zwei Mann, aber wir fürchten euch nicht. Es darf nur ein einziger von euch nach ſeiner Waffe greifen, ſo krachen unſere Schüſſe; es braucht nur ein einziger von euch ein Wort zu ſagen, welches uns nicht gefällt, ſo öffnen wir ihm augenblicklich die Pforte zu eſch Schiret, der Brücke, welche nach dem Abgrunde des Todes führt!“

---

[1]) Deutſcher.

Ich hatte während dieſer ſeiner Rede meine beiden Revolver gezogen und geſpannt. Von dieſen zwei kleinen Waffen und dem Repetiergewehre, welches alle meine Bekannten bewunderten, waren gerade hier, an der perſiſchen Grenze und zwiſchen den kurdiſchen Bergen, die abenteuerlichſten Gerüchte im Umlaufe. Halef hatte recht: da dieſe Perſer von mir gehört hatten, mußte man auch von meinen Gewehren erzählt haben. Daß dem ſo war, zeigte ſich ſofort, als Halef ausgeſprochen hatte. Mirza Muzaffar wich noch weiter als bisher von uns zurück und ſagte:

„Du brauchſt nicht zu drohen. Wir fürchten uns nicht; aber wir wollen nichts mit euch zu thun haben. Steigt auf euere Pferde und reitet fort! Wir werden Gnade walten laſſen und eurer Entfernung nichts in den Weg legen.“

„Gnade?“ lachte Halef. „Glaubſt du etwa, Allah habe dir ein ſo großes Maul verliehen, nur daß du es ſo voll nehmen ſollſt? Wir ſind es, die Gnade walten laſſen. Wir ſind eher hier geweſen als ihr und werden ſo lange hier bleiben, wie es uns gefällt. Ihr aber habt euch augenblicklich zu entfernen. Wir geben euch nur eine Minute Zeit; wenn ihr dann noch da ſeid, werden unſere Kugeln mit euch reden, und ihr werdet dann erfahren, ob ein ſo berühmter Almani wie mein Sihdi ein Chriſtenhund iſt, deſſen Nähe euch verunreinigt!“

Er trat mit einigen raſchen Schritten aus dem Kreiſe, den ſie um uns geſchloſſen hatten, und ich folgte dieſem klugen Beiſpiele. Die Perſer ſahen unſere vier Läufe auf ſich gerichtet und waren überzeugt, daß wir augenblicklich ſchießen würden, ſobald ſie nach ihren Waffen griffen; ihr Anführer wagte nicht, Widerſtand

zu leiſten. Er ging zu ſeinem Pferde und forderte ſeine Leute auf:

„Kommt; reiten wir fort! Es braucht nicht gerade hier zu ſein, wo wir ausruhen.“

Sie ſtiegen auf und ritten davon, halblaute Flüche murmelnd und giftige Blicke auf uns werfend. Kaum waren ſie hinter dem Gebüſch verſchwunden, ſo kehrte Mirza Muzaffar zurück und rief uns zu:

„Dieſes Mal hattet ihr die Waffen eher in der Hand als wir, und wir mußten uns alſo fügen; beim nächſten Male wird es anders ſein. Allah verfluche euch und alle räudigen Chriſtenhunde!“

Dann war er aus Angſt vor unſern Kugeln ſchnell wieder hinter dem Geſträuch verſchwunden.

„Sihdi, ſoll ich ihm ſchnell nacheilen und ihn erſchießen?“ fragte mich Halef.

„Nein.“

„Aber er hat dich wieder geläſtert!“

„Laß ihn nur! Solche Läſterungen fallen gewöhnlich auf den zurück, der ſie ausgeſprochen hat. Der Chriſt rächt ſich nicht, denn die Strafe ſteht in Gottes Hand.“

Dem Perſer eine Kugel nachſenden, das wäre Mord geweſen; ihm aber durften wir eine ſo humane Geſinnung nicht zutrauen. Es giebt Schiiten, welche gegen das Chriſtentum und die Chriſten noch viel feindlicher geſinnt ſind als die Sunniten. Darum entfernten wir uns ſo weit von dem Ufer des Fluſſes, bis wir die acht Reiter ſehen und uns überzeugen konnten, daß ſie wirklich fort waren und nicht etwa die Abſicht hegten, ſich an uns zu rächen. Während wir das thaten, ſagte Halef:

„Sihdi, mir iſt etwas aufgefallen, und da nichts deinem Auge entgeht, wirſt du es auch geſehen haben.“

„Was?“

„Die Augen, mit denen der Armeni die Perſer beobachtete.“

„Ich habe ſeinen Blick bemerkt und auch die Drohung gehört, welche er beim Fortreiten gegen ſie ausſprach.“

„Was ſagſt du dazu?“

„Er kommt mir ſehr verdächtig vor.“

„Sollte, hm, ſollte er zu dem Kys-Kaptſchiji in irgend einer Beziehung ſtehen?“

„Möglich, ſogar ſehr wahrſcheinlich, denn ſonſt hätte er nicht in dieſer Weiſe drohen können.“

„Sollte er es vielleicht gar ſelber ſein?“

„Wenn nicht er ſelbſt, ſo doch ſein Späher.“

„Wieſo ſein Späher?“

„Er war ein Lügner, ein religions- und gewiſſenloſer Menſch, und ſo einer Perſon iſt alles zuzutrauen. Der Kys-Kaptſchiji braucht Leute, welche auskundſchaften, wo ſchöne Mädchen ſind und wie man ſich ihrer bemächtigen kann. Dazu paßt ſo ein Händler am beſten.“

„Aber dieſer Armeni wollte doch nach Serdaſcht; dort haben die Mädchenräuber doch nichts mehr zu thun. Es wäre ſogar gefährlich für einen von ihnen, nach einem Orte zurückzukehren, wo ſie einen Raub ausgeführt haben.“

„Weißt du gewiß, daß er nach Serdaſcht wollte? Hat er uns nicht vielleicht auch damit belogen?“

„Aber er hat ſich in dieſer Richtung entfernt!“

„Um uns zu täuſchen. Wenn es ſich ſo verhält, wie ich denke, ſo iſt er nur eine Strecke nach Oſten geritten und dann auf einem Umwege zurückgekehrt.“

„Wie denkſt du? Warum denn?“

„Er wurde von dem Kys-Kaptſchiji zurückgeſchickt,

um zu erkundſchaften, ob die Mädchenräuber verfolgt werden. Nun hat er die Perſer getroffen und wird zurückeilen, um ſeine Kumpane zu warnen.“

„Da müſſen wir fort, ſogleich fort!“

„Wohin?“

„Den Perſern nach.“

„Wozu?“

„Um ſie auch zu warnen.“

„Liebſter Halef, wie du doch ſo gern den Retter ſpielſt!“

„Das habe ich von dir gelernt, Sihdi.“

„Verdienen ſie es denn, daß wir uns um ſie bemühen?“

„Nein, denn ſie haben uns beleidigt und gekränkt. Aber man ſoll ſeinen Feinden vergeben und ihnen Gutes erweiſen.“

„So denken und handeln die Chriſten; du aber biſt doch kein Chriſt!“

„Ach, ſchweig doch, mein guter Sihdi! Du weißt ja, welche Gedanken und Gefühle in dem Herzen deines treuen Halef wohnen. Ja, es gab eine Zeit, damals als ich in der Sahara dein Diener wurde, in welcher ich mir außerordentliche Mühe gegeben habe, dich zum Islam zu bekehren. Ich glaubte damals wirklich, daß kein Chriſt in den Himmel kommen könne; ich hatte dich ſo ſehr, ſo unendlich lieb und wollte dich alſo neben mir im Himmel ſehen; darum redete ich dir ſo viel von Mohammed und ſeinen Lehren vor. Du haſt ſtets darüber gelächelt, ſo freundlich ſtill, wie nur du lächeln kannſt; du haſt niemals mit mir über deine und meine Religion geſtritten und gezankt; aber du haſt mir nach und nach durch deine Geſinnungen und deine Thaten immer klarer und deutlicher bewieſen, daß das Chriſtentum in gar

vielen Dingen höher ſteht als der Islam. Du wirſt daher gewiß meine Bitte erfüllen, den Perſern nachzureiten, Sihdi?“

„Gern, zumal ihr Weg am Fluſſe hin ja auch der unſerige iſt; aber ich bin überzeugt, daß unſere Warnung kein Gehör finden wird. Sie werden uns vielleicht gar verlachen.“

„Mögen ſie! Dann haben wir unſere Pflicht gethan und können uns mit gutem Gewiſſen weiter wenden. Wollen wir fort?“

„Ja, ſogleich.“

Wir ſtiegen auf unſere Pferde und folgten der Spur der Perſer, welche nahe am Ufer weſtwärts führte. Da wir ſehr ſchnell ritten und die acht Schiiten uns erſt vor kurzer Zeit verlaſſen hatten, dauerte es gar nicht lange, bis wir ſie vor uns ſahen. Wir kamen ihnen ganz nahe, denn ſie blickten ſich nicht eher um, als bis ſie das Schnauben unſerer Pferde hörten. Da hielten ſie an und richteten auf das Kommando ihres Anführers ihre Gewehre ſchnell auf uns.

„Bleibet halten, ſonſt ſchießen wir!“ rief Mirza Muzaffar uns entgegen. „Ihr wißt, daß wir einen ſolch räudigen Hund nicht in unſere Nähe laſſen und jetzt haben wir die Gewehre zuerſt in den Händen. Sobald ihr nach einer Waffe greift, ſchießen wir!“

Da hatte er freilich recht. Wir befanden uns in ihren Händen, aber nur deshalb, weil unſere Abſicht eine friedliche war. Ich überhörte die neue Beleidigung und antwortete ruhig:

„Eben weil ich ein Chriſt bin und daher Böſes mit Gutem vergelte, kommen wir. Wir wollen euch warnen.“

„Vor wem?“

„Vor dem Armeni, welcher bei uns war.“

„Warum?“

„Wir haben über ihn nachgedacht. Er ſcheint ein Kundſchafter des Kys-Kaptſchiji zu ſein.“

„Das lügt ihr!“

„Wir lügen nicht, doch iſt es immerhin möglich, daß wir uns irren. Denke an ſeine letzten Worte: er drohte dir.“

„Das iſt mir ſehr gleichgültig.“

„Wer ſo droht, der muß wiſſen, daß er ſeine Drohung ausführen kann; da er ſich nun als einzelner Mann unmöglich an euch wagen darf, iſt anzunehmen, daß er Helfer hat.“

„Wir lachen über ſie!“

„Auch über den Kys-Kaptſchiji?“

„Ja, auch über ihn. Wir werden ihn einholen und ihn mit allen Leuten, die bei ihm ſind, in die Dſchehenna[1]) ſenden. Ihr aber macht euch augenblicklich fort von uns, ſonſt ſchießen wir euch nieder!“

„Sei nicht ſo übermütig, o Mirza Muzaffar! Der Kys-Kaptſchiji iſt jedenfalls ein Mann, dem ihr nicht gewachſen ſeid, und wenn der Armeni ihn vor euch gewarnt hat, ſo könnt ihr ihn nicht überraſchen, ſondern er wird euch im Gegenteile — — —“

„Schweig, Hund!“ unterbrach er mich. „Wie darf ein Giaur es wagen, uns gute Lehren zu erteilen! Siehſt du den Lauf meines Gewehres gerade auf deine Bruſt gerichtet? Wenn ihr euch nicht ſofort von dannen macht, ſo drücke ich los!“

„Gut, du ſollſt deinen Willen haben. Ueber den ‚Hund‘, den du mir wiederholt zugerufen haſt, ſprechen wir wahrſcheinlich weiter!“

[1]) Hölle.

Wir gaben unſern Pferden die Sporen, ritten in einem der Vorſicht halber weiten Bogen um die Perſer herum und folgten dann wieder wie vorher dem Ufer des Fluſſes.

„Du hatteſt recht, Sihdi,“ ſagte Halef. „Sie haben nicht auf uns gehört, ſondern uns von neuem verhöhnt. Nun haben wir unſere Pflicht gethan, und ihre Dummheit mag über ſie kommen.“

Es war noch keine halbe Stunde vergangen, ſo ſahen wir eine Spur, welche von rechts her vor uns nach dem Fluſſe führte. Natürlich hielten wir an, um ſie zu betrachten.

„Sie iſt ganz neu,“ meinte Halef. „Wer mag es geweſen ſein?“

„Der Armeni,“ antwortete ich.

„Maſchallah! Denkſt du wirklich, daß dieſer es war, Sihdi?“

„Ja, ich ſehe es deutlich.“

„Du verſtehſt die Darb und Ethar[1]) beſſer zu leſen als ich und wirſt dich wahrſcheinlich nicht täuſchen.“

„Ein Irrtum iſt ausgeſchloſſen. Siehſt du die Stapfen zweier Pferde, welche ſehr nahe nebeneinander gelaufen ſind? Wenn zwei Reiter nebeneinander reiten, ſo weicht doch einmal einer von ihnen mehr oder weniger zur Seite ab; dieſe Pferde aber haben ſtets genau die gleiche Entfernung voneinander eingehalten; ihre beiden Fährten bilden eine ununterbrochene Parallele; es handelt ſich alſo um einen Reiter, der ein Laſtpferd am Leitzügel geführt. Das eine Tier hat die Vorder- und das andere die Hinterhufe tiefer eingedrückt, was mit Sicherheit auf ein Laſtpferd ſchließen läßt. Der Armeni iſt es geweſen.“

[1]) Spuren und Fährten.

„So hat er gethan, was du vermuteteſt: er iſt nur eine kurze Strecke oſtwärts und dann in einem Bogen zurückgeritten, bis er hier den Fluß wieder erreichte.“

„Was iſt daraus zu ſchließen, Halef?“

„Daß er wirklich ein Kundſchafter des Kys-Kaptſchiji war.“

„Ja, und noch etwas.“

„Was?“

„Daß der Kys-Kaptſchiji ſich an dem Fluſſe oder in deſſen Nähe befindet.“

„Allah! Da müſſen wir vorſichtig ſein. Meinſt du nicht auch?“

„Allerdings.“

„Ich glaube, die Kerle würden, wenn wir auf ſie ſtießen, auch uns nicht vorüberlaſſen, obgleich wir keine Mädchen ſind.“

„Natürlich droht uns ebenſoviel Gefahr wie den Perſern. Der Armenier dürſtet nach Rache, und er weiß, daß unſer Weg am Fluſſe abwärts führt.“

„Was iſt da zu thun?“

„Jetzt nichts.“

„Hm! Wollen wir nicht lieber von unſerer jetzigen Richtung abweichen?“

„Wegen ſolcher Menſchen nicht!“

„Du haſt recht. Soll der oberſte Scheik der berühmten Haddedihn ſein Pferd wegen einiger Menſchenräuber zur Seite lenken? Nein! Aber vorſichtig müſſen wir ſein, außerordentlich vorſichtig. Wenn wir nur wüßten, wo die Halunken ihr Lager haben!“

„Das brauchen wir jetzt nicht zu wiſſen.“

„Nicht? Warum?“

„Weil es ſich jetzt für uns nur darum handelt, ihrem Angriffe auszuweichen.“

„Aber gerade darum möchten wir wiſſen, wo ſie ſtecken!“

„Wo ſie ſtecken, ja, aber nicht, wo ſie ihr Lager haben.“

„Iſt das zweierlei?“

„Gewiß.“

„Wieſo?“

„Weil ſie ſich hüten werden, uns oder die Perſer da anzugreifen, wo ſie die gefangenen Mädchen untergebracht haben. So nahe laſſen ſie uns nicht heran.“

„Du denkſt, daß ſie uns entgegenkommen?“

„Ja.“

„So können wir doch jeden Augenblick auf ſie ſtoßen?“

„Allerdings, hier gehen die Büſche ſehr weit vom Fluſſe in die Steppe hinein; ſie verlegen uns die Ausſicht. Aber ſiehſt du die weit vorragende grüne Ecke da draußen? Wenn wir die erreicht haben, werden wir eine beſſere und freiere Fernſicht haben. Dann nehme ich mein Fernrohr zur Hand, und wenn ich das habe, ſoll es ihnen ſchwer werden, uns zu überraſchen.“

„Ich habe eine Frage, Sihdi. Erlaubſt du mir, ſie auszuſprechen?“

„Gewiß. Welche iſt es?“

„Um die Perſer brauchen wir uns nicht zu bekümmern; die haben uns ſchnöde abgewieſen. Aber die armen gefangenen Mädchen thun mir leid.“

„Mir auch.“

„Denke, wenn Hanneh, mein Weib, die ſchönſte unter den lieblichſten Blumen der Erde, mir geraubt worden wäre, wie unendlich groß würde ihr Jammer ſein! Ich würde von einem Ende der Welt zum andern ſuchen, um ſie zu befreien.“

„So willſt du hier wohl auch den Retter ſpielen?“

„Ja.“

„Hm! Was einen nichts angeht, davon ſoll man laſſen, lieber Halef!“

„So willſt du dich dieſer unglücklichen Geſchöpfe nicht erbarmen?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Erſtens, weil ſie mich nichts angehen und doch nur Töchter ſchiitiſcher Väter und Mütter ſind, und zweitens, weil die Sache viel zu gefährlich für uns ſein würde. Du kannſt dir doch denken, daß dieſer Kys-Kaptſchiji ein höchſt verwegener Menſch iſt und jedenfalls Leute bei ſich hat, die ſich vor dem Teufel nicht fürchten.“

Da hielt er ſein Pferd an und fragte in aufwallendem Zorne:

„So ſagſt du und willſt ein Chriſt ſein? Pfui, Sihdi, ſeit wann hat Hadſchi Kara Ben Nemſi vor irgend einer Perſon Furcht oder Angſt zu empfinden? Iſt dir dein Herz plötzlich ſo tief in die Bantaluhn[1]) gefallen, daß es dir unmöglich iſt, einige . . .“

Er ſah mein Lächeln und hielt mitten in ſeiner Strafpredigt inne. Dann ſchlug er mit der Hand an die Stirn und fuhr fröhlich fort:

„Allah 'l Allah! Was bin ich doch für ein dummer Menſch! Werde ich meinen Sihdi nicht kennen! Der thut ja nur, als ob er nicht wollte, heimlich aber brennt er darauf, den geraubten Mädchen Hilfe zu bringen! Töchter von ſchiitiſchen Eltern! Danach fragſt du doch nicht! Fragt der Chriſt nach der Religion eines Menſchen, dem er Gutes zu erweiſen hat? Weil ſie dich nichts angehen! Unſinn! Dein Herz ſchlägt für alle Menſchen,

[1]) Pantalons, Hoſe.

die deiner Dienſte bedürfen, und niemals haſt du gefragt, ob ein Hilfeſuchender deiner Unterſtützung auch würdig ſei. Gefährlich! Als ob es eine Gefahr gäbe, der wir beide nicht gewachſen wären! Der Kys-Kaptſchiji iſt ein verwegener Menſch! Haben wir nicht noch ganz andere Dinge ausgeführt, als ſo ein paar Mädchen ihren Vätern und Müttern wiederzugeben? Und Leute bei ihm, die ſich vor dem Teufel nicht fürchten! Fürchten wir uns denn vor ihm? Haben wir jemals die Feinde gezählt, mit denen wir es zu thun hatten? Iſt nicht ſehr oft ein wenig Liſt und Verſchlagenheit beſſer und erfolgreicher als hundert bewaffnete Hände und als die Tapferkeit von tauſend Kriegern, die kein Hirn im Kopfe haben? Geh, Sihdi, du haſt dich verſtellt! Nicht wahr, dein gutes Herz hat auch Mitleid mit den Töchtern, die ihren Eltern ſo gewaltſam entriſſen worden ſind?"

„Ja."

„Und du biſt gern bereit, ihnen zu helfen?"

„Wenn es möglich iſt, ja."

„Es muß möglich ſein! Und wenn es nicht möglich ſein ſollte, ſo wird es möglich gemacht! Man ſoll dir und mir nicht nachſagen, daß wir jemand in der Not ſtecken gelaſſen haben, ohne wenigſtens zu verſuchen, ihm Hilfe zu bringen."

„Aber wer ſich unnötigerweiſe in Gefahr begiebt, der kommt ſehr leicht darin um, lieber Halef!"

„Sprich nicht ſo, Sihdi; ich kann es nicht anhören! Iſt es unnötig, dieſe Mädchen zu befreien? Nein! Und ſind wir jemals in einer Gefahr umgekommen? Nein! Ich möchte überhaupt die Gefahr ſehen, die das Geſchick hätte, uns umzubringen! Wenn ſie nur wagte, das zu verſuchen, würde ich ihr den Hals umdrehen! Wir ſind durchs Feuer gelaufen und nicht verbrannt; wir ſind ins Waſſer

geraten und glücklich hindurchgeſchwommen; wir ſind dem Löwen und gar dem ſchwarzen Panther begegnet und haben beide erlegt; wir ſind gefangen geweſen und glücklich wieder ausgeriſſen; wir haben — — ſchuf — — ſieh!“ unterbrach er ſich, indem er nach vorn deutete. „Dort kommen Reiter. Wer mag das ſein?“

„Die Leute des Kys-Kaptſchiji,“ antwortete ich.

„Meinſt du?“

„Ja, du ſiehſt, daß es ſo iſt, wie ich ſagte; ſie erwarten uns nicht in ihrem Lager, ſondern ſie kommen uns entgegen.“

„Was machen wir? Weichen wir zur Seite?“

„Nein; ich habe mich ſchon vorhin geweigert, dies zu thun. Wenn wir ihnen auch auswichen, würden ſie uns dennoch den Weg verlegen.“

„So reiten wir ruhig weiter?“

„Wir ſteigen ab, nehmen unſere Gewehre zur Hand und ſtellen uns hinter die Pferde, welche uns Deckung gewähren. Was dann folgt, das wird ſich zeigen. Nur keine Angſt, Halef!“

„Angſt! Willſt du mich beleidigen, Sihdi? Ich wünſche ſogar, daß ſie nicht in Frieden vorüberziehen, ſondern uns ihre Zähne zeigen, die ich ihnen alle einzeln aus den Mäulern ſchießen werde!“

Der kleine Hadſchi drückte ſich zwar in der überſchwenglichen morgenländiſchen Art aus, aber es war ſicher, daß er keine Spur von Angſt fühlte.

Wir befanden uns vielleicht noch tauſend Schritte von der grünen Buſchecke entfernt, von der ich vorhin geſprochen hatte, als wir die Reiter um dieſelbe kommen ſahen. Ich zählte fünfundzwanzig Mann. Acht oder zehn von ihnen waren in gewöhnliche Tracht gekleidet. Die übrigen trugen rieſig breite Turbane von faſt zwei Ellen

Durchmeſſer; das mußten unbedingt Kurden ſein. Als ſie uns erblickten, hielten ſie an, trieben dann aber ihre Pferde weiter, doch nicht ſo ſchnell, wie ſie vorher geritten waren. Wir ſtanden, ſie erwartend, hinter unſern Pferden. Es war keine angenehme Situation, und ich würde lügen, wenn ich nicht eingeſtände, daß wir uns in ungewöhnlicher Spannung befanden. Bald konnten wir ihre Geſichter erkennen. Da rief Halef:

„Maſchallah! Das ſind Kurden und Armenier. Der Armeni iſt auch dabei. Er reitet mit dem alten, graubärtigen Kurden, welcher der Anführer zu ſein ſcheint, voran.“

„Maſchallah!“ rief auch ich. „Erkennſt du den alten Graubart?“

„Nein, noch nicht.“

„Es iſt Melef, der verräteriſche Scheik der Schirwanikurden, der uns damals nach dem Leben trachtete.“

„Wahrhaftig, er iſt's! Die Zeit der Strafe iſt gekommen. Wenn er nicht Frieden hält, wird meine erſte Kugel ſich eine Wohnung hinter ſeiner Stirn ſuchen.“

„Gerade weil er dabei iſt, hoffe ich, daß es zu keinem Blutvergießen kommt. Er kennt die Ueberlegenheit meines Henryſtutzens und die außerordentliche Tragweite meines Bärentöters. Er weiß, daß meine Kugeln viel weiter gehen als die ihrigen und daß ich zwiſchen den einzelnen Schüſſen nicht zu laden brauche. Das ſind allerdings nur fünfundzwanzig Patronen; er aber iſt der Ueberzeugung, daß ich in alle Ewigkeit ſchießen könnte, ohne zu laden. Wollen verſuchen, ob uns das zum Nutzen wird.“

Ich trat hinter dem Pferde hervor, winkte mit den beiden Gewehren und rief:

„Halt! Keinen Schritt weiter, ſonſt ſchieße ich!“

Zu meiner Freude zeigte ſich die gehoffte Wirkung augenblicklich. Der alte Kurdenſcheik hatte mich erkannt, er hob nach ſeinen Leuten hin warnend die Hand und ſchrie:

„Katera peghamber — um des Propheten willen, haltet an, haltet an! Er iſt's wirklich! Wer hätte das gedacht! Seine Gewehre tragen ſo weit, daß die Kugeln durch alle Berge und über alle Thäler gehen. Er braucht nicht zu laden, und ehe wir ihn zu erreichen vermögen, hat er uns alle von den Pferden geſchoſſen. Haltet an; haltet an!"

Als Halef das hörte, ſagte er, leiſe lachend:

„Hamdulillah — Preis ſei Gott! Der Kerl hat noch Angſt von damals her. Es wird uns alſo gelingen, der Gefahr zu entgehen."

Ich legte den Stutzen auf die Reiter an und rief ihnen zu:

„Wer nur einen Schritt weiter reitet, wird erſchoſſen. Aber meine Seele wünſcht den Frieden: es mögen zwei von euch unbewaffnet herbeikommen, mit denen ich ſprechen werde; es ſoll ihnen nichts geſchehen, und ſie können frei und unbeſchädigt zurückkehren."

Die Kerls verhandelten eine kurze Zeit miteinander, dann ſtiegen der Kurdenſcheik und der Armeni von ihren Pferden, legten ihre Waffen ab, und zwar ſo, daß wir dies ſahen, und kamen dann langſam herbeigeſchritten. Als ſie uns faſt erreicht hatten, blieben ſie ſtehen, doch ohne einen Gruß auszuſprechen.

„Warum hältſt du uns mitten auf unſerm Wege an?" fragte der Scheik, indem er mich mit finſterem Blicke muſterte.

„Es ſteht euch frei, augenblicklich weiter zu reiten," antwortete ich.

„Du haſt uns aber doch gedroht, zu ſchießen, ſobald wir nur einen Schritt noch machen!“

„Nur unſerer Sicherheit wegen. Reitet ihr in einem ſo weiten Bogen um uns herum, daß eure Geſtalten für unſere Augen halb ſo groß ſind wie jetzt, ſo werden wir unſern Weg ruhig fortſetzen und unſere Kugeln in den Läufen behalten.“

„Wo kommt ihr her?“

„Aus Perſien.“

„Wo wollt ihr hin?“

„Hinunter an den Tigris.“

„Habt ihr noch Freunde und Begleiter hinter euch?“

„Nein.“

„Ihr ſeid ganz allein?“

„Ja.“

„Chodieh[1]), ich weiß, daß nie eine Lüge über deine Lippen kommt; ich kenne dich. Sagſt du auch jetzt, was wahr iſt?“

„Ja.“

Er drehte ſich um und ſprach lange und leiſe auf ſeinen Begleiter ein. Wir konnten nichts verſtehen; darum beobachtete ich das Mienenſpiel der beiden ſcharf, um daraus auf den Inhalt des Geſpräches zu ſchließen. Der Armeni hätte ſich gar zu gerne an uns gerächt; er warf die feindſeligſten Blicke auf uns und ſchien den Vorſtellungen des Alten keinen Glauben zu ſchenken. Ihre Augen fielen ſehr oft auf meine beiden Gewehre; dieſe waren es, vor denen ſich der Scheik ſo fürchtete. Er ſchien endlich mit ſeiner Anſicht durchgedrungen zu ſein, denn er wendete ſich mit den Worten zu mir:

„Chodieh, du biſt auf deine Sicherheit bedacht; aber gerade dieſe verbietet dir, weiterzureiten.“

[1]) Kurdiſch: Herr.

„Warum?“

„Da hinter uns lagert ein ganzer Stamm von Schirwanikurden, und du weißt, daß meine Krieger deine Feinde ſind.“

„Ich fürchte mich nicht vor ihnen; das habe ich dir ja bewieſen.“

„Ich weiß es; aber wenn du weiterreiteſt, wird unbedingt Blut fließen. Kannſt du deinen Weg nicht auf der anderen Seite des Fluſſes fortſetzen?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil wir nach Arbil wollen.“

„Müßt ihr denn unbedingt dorthin?“

„Ja, unbedingt.“

Er dachte einige Augenblicke nach und fuhr dann fort: „So will ich dir, um Unfrieden zu vermeiden, einen Vorſchlag machen. Wenn du auf denſelben eingehſt, iſt alles gut.“

„So ſprich; ich höre.“

„Geht hier über den Fluß und reitet einen und einen halben Kuladſch[1]) auf der andern Seite desſelben; dann könnt ihr wieder herüber und den Weg nach Arbil fortſetzen. Aber ihr dürft ja nicht zurückkehren, ſondern müßt von da aus, wo ihr wieder an dieſes Ufer herüberkommt, weſtlich oder nördlich, aber ja nicht öſtlich reiten.“

„Hm! Wir fürchten uns nicht vor euch und haben gar nicht nötig, unſere Füße naß zu machen; aber damit du ſiehſt, daß wir gern Frieden halten, ſind wir bereit, auf deinen Vorſchlag einzugehen.“

„Alſo hier gleich über den Fluß hinüber?“

„Ja.“

---

[1]) Meile.

„Dann anderthalb Kuladſch weiter?“

„Ja.“

„Dann wieder herüber und ja nicht öſtlich?“

„Einverſtanden!“

„Ich weiß, daß du dein Wort ſtets ſo hältſt, als ob es ein teurer Schwur ſei. Giebſt du mir dein Wort, daß du dich nach meinem Verlangen halten wirſt?“

„Ich gebe es.“

„So ſind wir fertig, und wir werden zu unſern Leuten zurückkehren.“

Er drehte ſich um und ſchritt ohne einen Gruß von dannen; der Armeni jedoch fauchte mich wie eine wütende Katze an:

„Jetzt biſt du mir wieder entgangen; aber du haſt mich einen Lügner und Betrüger genannt, und falls du dich je wieder vor mir ſehen läſſeſt, wird es dich das Leben koſten!“

Darauf ging auch er.

„Sihdi, ſoll ich ihm die Peitſche über das Geſicht hauen?“ fragte mich Halef.

„Nein. Wir müſſen jetzt ſchnell, ehe ſie kommen, über den Fluß, denn wenn ſie hier eintreffen, und wir befinden uns noch im Waſſer, ſind wir ihren Kugeln faſt wehrlos ausgeſetzt. Alſo raſch vorwärts!“

Der Zab war hier breit, aber nicht tief. Wir trieben unſere Pferde hinein. Das kühle Bad bekam ihnen bei der jetzt herrſchenden Hitze ganz wohl, und ſie regten ſich ſo munter, daß wir uns dem jenſeitigen Ufer ſchnell näherten. Dennoch ſaß ich in Viertelwendung im Sattel und behielt, den Stutzen ſchußbereit in der Hand, das rückwärtige Ufer ſcharf im Auge, um einem hinterliſtigen Attentate mit der Kugel vorzubeugen. Es geſchah aber nichts derartiges, und eben als wir uns wieder auf dem

Trockenen befanden, ſahen wir die Reiter jenſeits ankommen. Sie blieben halten und ſchrieen zornige Worte herüber; dann ritten ſie fort, ohne zu ahnen, daß ich ſie zählte. Wir drangen durch das Gebüſch, welches das linke Ufer beſäumte, und ſahen ſie nicht mehr, konnten aber auch von ihnen nicht mehr geſehen werden. Da hielt Halef ſein Pferd an und ſagte kopfſchüttelnd:

„Sihdi, ich begreife dich nicht. Wie kann ein Mann, wie du biſt, auf ſolche Forderungen eingehen? Nun iſt alles, alles aus!“

„Was iſt aus?“

„Meine ganze, ganze Freude auf die Rettung der armen Gefangenen.“

„Wieſo?“

„Wieſo? Das fragſt du noch? Allah ſcheint dir ganz plötzlich den Verſtand verfinſtert zu haben!“

„Nicht den meinigen, ſondern den deinigen.“

„O, der meinige iſt noch ebenſo hell und ſcharf wie vorher!“

„Davon merke ich nichts, Halef; glaubſt du denn wirklich, daß ich mich von dieſem alten Scheich der Schirwani überliſten laſſe?“

„Ich bin ja gezwungen, es zu glauben, denn er hat dich überliſtet.“

„Inwiefern?“

„Wir mußten über das Waſſer; gut; dadurch ſind wir dem Kampfe entgangen. Aber wir müſſen anderthalb Kuladſch weiter; das heißt doch, daß ſich inzwiſchen da drüben das Lager mit den Gefangenen befindet, die wir retten wollen. Nicht?“

„Ja.“

„Nach anderthalb Kuladſch dürfen wir wieder hinüber, aber nicht zurück; wir werden dann weit, weit über das

Lager hinaus ſein, und da es uns verboten iſt, umzukehren, ſo giebt es für uns keine Möglichkeit, auch nur eine einzige von dieſen bedauernswerten Töchtern des Unglücks aus der Gefangenſchaft zu erlöſen. Allah ſei es geklagt!"

„Ja, es ſei Allah geklagt, daß du, der du mich doch genau kennen ſollteſt, nicht mehr Vertrauen zu mir haſt. Ich will ja verſuchen, ſie zu befreien!"

„Nach unſerer Ankunft am jenſeitigen Ufer?"

„Ja."

„Wir dürfen doch nicht zurück!"

„Das haben wir freilich verſprochen."

„Willſt du dein Wort nicht halten?"

„Ich halte jedes Verſprechen!"

„So begreife ich dich nicht!"

„Leider! Wir werden ja gar nicht weit von hier an das rechte Ufer zurückkehren!"

„Aber wir müſſen doch einen und einen halben Kuladſch abwärts reiten!"

„Wer hat das geſagt?"

„Der Scheich! Und du biſt darauf eingegangen!"

„Iſt mir gar nicht eingefallen. Zu einem ſolchen Verlangen hätte ich nun und nimmer ja geſagt, denn da hätte ich allerdings vollſtändig darauf verzichtet, für die Gefangenen auch nur das Geringſte zu verſuchen."

„Sihdi, darf ich dir etwas ſagen?"

„Nun?"

„Es iſt etwas, was du nicht glauben wirſt."

„Was?"

„Mir ſteht der Verſtand ſtill!"

„Du ſiehſt in dieſem Augenblicke allerdings ganz ſo aus, wie ein Menſch, dem der Verſtand durch das Thor des Mundes davongefahren iſt. Dein Mund ſteht ſo

weit offen, daß ich beinahe mit dem Pferde hineinreiten kann!"

„Ist das ein Wunder? Du leugnest etwas, was ich ganz genau mit meinen eigenen Ohren gehört habe."

„Du hast es ganz und gar nicht genau gehört. Es ist keine Rede davon gewesen, daß wir soweit am Ufer abwärts reiten sollen. Der genaue Wortlaut der Bedingung ist, höre darauf: hier über den Fluß reiten und dann anderthalb Kuladsch weiter. Wenn du mich nun noch nicht begreifst, so ist ganz plötzlich ein ganz anderer Mensch aus dir geworden, als du bisher gewesen bist. Denke nach, Halef!"

Er verstand mich noch immer nicht und wiederholte langsam, indem er die einzelnen Worte auseinanderhielt:

„Hier — über — den Fluß reiten — und — dann — andert — halb — Kuladsch — weiter — — —."

Dann aber ging ein helles Lächeln des Verständnisses über sein Gesicht, und er rief aus: „Sihdi, ich hab's, ich hab's! O, daß ich an dir zweifeln konnte! Wie hast du den Alten überlistet! Wir brauchen uns nicht nach ihm zu richten und werden trotzdem unser Wort ganz genau halten. ‚Wir reiten über den Fluß und dann einen und einen halben Kuladsch weiter,' so lautet unser Versprechen. Der Scheich hat freilich flußabwärts gemeint, wir aber werden es mit unserm Gewissen vereinbaren können, daß —"

„Vereinbaren?" unterbrach ich ihn. „Es giebt da gar nichts zu vereinbaren. Mein Gewissen gebietet mir, genau nach dem Wortlaute zu gehen, und der ist: über den Fluß und weiter. Wir dürfen also gar nicht abwärts reiten, selbst wenn wir wollten, sondern wir sind gezwungen, die Linie über den Fluß in gerader Richtung fortzusetzen. Wir reiten also anderthalb Kuladsch vom

Fluſſe fort nach Süden und haben dann unſer Verſprechen Wort für Wort erfüllt. Von dem Punkte an, wo wir uns dann befinden, dürfen wir wieder an das andere Ufer. Dieſer Punkt liegt anderthalb Kuladſch vom Fluſſe entfernt, allerdings keine kurze Strecke, und wenn wir ſie zurückgelegt haben, befinden wir uns wieder hier an derſelben Stelle, wo wir jetzt ſind. Nun, iſt denn dein Kara Ben Nemſi ein ſo dummer Kerl, wie du vorhin ſagteſt?"

„O, Sihdi, es gab freilich einen dummen Kerl, einen kamelſatteldummen Kerl, und der war ich! Meinen Effendi für dumm zu halten! Sihdi, erhebe deine Hand und gieb mir einen Keff[1]), daß ich aus dem Sattel fliege, ich werde dir ſehr dankbar dafür ſein!"

„Fällt mir gar nicht ein, meinen braven Halef zu ſchlagen. Was den alten Scheich betrifft, ſo führt er eine wirkliche Verräterei im Schilde. Ich zählte die Leute, als ſie kamen, und dann wieder, als ſie drüben vorüberritten. Es fehlte einer. Der iſt in das Lager zurückgeſchickt worden, um zu melden, daß wir am linken Ufer abwärts kommen. Die Kurden werden alſo dort überſetzen und auf uns warten, um uns meuchlings zu überfallen."

„Der Schurke! Warum aber haſt du mit dem Armeni kein Wort geſprochen?"

„Ein chriſtlicher Schurke ſteht ſo tief unter einem mohammedaniſchen Schufte, daß ich ihm nur dann ein Wort ſchenken mag, wenn ich abſolut dazu gezwungen bin. Jetzt weiß ich, wie es ihm möglich geworden iſt, ſeine Verbrechen auszuführen. Er iſt der Anführer einer Armenierbande und hat ſich mit den berüchtigten

---

[1]) Starke Ohrfeige.

Schirwankurden verbunden. Er hat mir für das nächste Wiedersehen den Tod angedroht und dabei nicht geahnt, daß dieses Wiedersehen in ganz anderer Weise stattfinden wird, als er denkt. Aber nun komm; wir müssen weiter, um unser Wort zu halten!"

2.

Wir ritten genau anderthalb Meilen im rechten Winkel vom Flusse ab nach Süden und kehrten dann um. Die Gegend dort ist gebirgig und sehr schatten- und wasserreich. Darum wird sie im Hochsommer von den Kurden, die im Winter die Ebene bewohnen, aufgesucht, während die wandernden Araberstämme, wenn um dieselbe Zeit die Steppe ausgedorrt ist, in die Nähe des Tigris ziehen. Infolgedessen ist es in der heißen Jahreszeit nicht ungefährlich, am Flusse zu reisen, denn so gastfrei und aufopfernd der Kurde seinen Freunden gegenüber ist, den Fremden hält er für gute Beute; das weiß er nicht anders, das ist in jenen Gegenden seit Menschengedenken so und nicht anders gewesen. Auch wir mußten aufmerksam und vorsichtig sein. Ich hatte einigen Kurdenstämmen gegen andere gute Dienste geleistet; die ersteren waren meine Freunde, die letzteren dafür meine Todfeinde, und wenn wir einem von diesen in die Hände gerieten, so war es unbedingt um uns geschehen. Zu ihnen gehörte auch der Stamm der Schirwani, dem wir vorhin so glücklich entgangen waren.

Die Sonne wollte hinter den westlichen Bergen verschwinden; wir hatten den Rückweg beinahe vollendet und konnten uns nicht mehr weit vom Zab befinden. Wir ritten durch ein kurzes Thal, dessen Wände sehr steil zum Himmel stiegen, und sahen zwischen umher-

geſtreuten Felsbrocken einen Hirten ſitzen, welcher einige armſelige Ziegen beaufſichtigte. Der Mann mußte ſehr arm ſein, denn ſeine hemdähnliche Kleidung war vielfach zerriſſen und vermochte nur halb ſeine Blöße zu bedecken. Auf ſeinem wirrhaarigen Kopfe ſaß eine jener kurdiſchen Ledermützen, welche häßlichen, vielbeinigen Spinnen gleichen, indem zahlreiche Riemen an allen Seiten herunterhängen.

„Aaleikun eselahm u rahmet Chodeh — der Friede und die Barmherzigkeit Gottes ſei mit euch!“ rief er uns zu, indem er ſeine dürre Hand bettelnd nach uns ausſtreckte. „Schenkt mir eine Gabe! Katera Chodeh — um Gottes willen!“

Wir ritten zu ihm hin; ich griff in die Taſche und gab ihm einige Piaſter.

„Chodeh da-uleta teh mehzin bikeh, ßoyuhle teh rahſt bine — Gott vermehre deinen Reichtum und ſtehe dir bei in deinen Geſchäften!“ bedankte er ſich demütig.

„Du biſt ein Kurde?“ fragte ich.

„Ja, Chedieh.“

„Von welchem Stamme?“

„Ich gehöre zu keinem; ich bin alt und ausgeſtoßen.“

Das erbarmte mich. Ich erkundigte mich weiter:

„Wovon lebſt du?“

„Von Wurzeln und von der Milch, welche mir dieſe drei kleinen Ziegen geben. Mein Weib liegt krank.“

„Wo?“

„Drinnen.“

Er deutete hinter ſich, wo ich ein Loch im Felſen ſah.

„Gott, welche Wohnung! Darf ich ſie ſehen? Vielleicht weiß ich ein Mittel, ihr zu helfen.“

„Geh hinein, Chodieh, und Allah mag ihr beiſtehen!“

Ich ſtieg vom Pferde, gab Halef, der auch aus dem Sattel ſprang, mein Pferd und meine Gewehre und ging nach dem Loche. Es war manneshoch, aber ſehr ſchmal. Als ich einige Ellen weit eingedrungen war, fühlte ich links und rechts Seitenlöcher. Wo war die Frau? Es herrſchte völliges Dunkel hier. Ich rief und hörte eine Stimme gerade vor mir antworten. Nach einigen Schritten wurde es hell vor mir; ich ſah ein kleines Licht vor mir brennen, bekam aber zu gleicher Zeit einen ſo gewaltigen Hieb auf den Kopf, daß ich auf das Geſicht niederſtürzte. „Mebed, mebed, ya Sihdi — zu Hilfe, zu Hilfe, o Sihdi!“ hörte ich noch draußen Halef rufen, dann hatte ich die Beſinnung verloren.

Wie lange ich gelegen habe, weiß ich nicht. Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich, daß ich mich in Bewegung befand. Die Arme waren mir nach dem Rücken zu feſtgebunden und die gefeſſelten Kniee weit an den Leib heraufgezogen. Sehen konnte ich nicht, denn man hatte mir die Augen verhüllt. Ich ſchien in einem Kamelkorbe zu ſtecken.

Mein Kopf brummte wie eine Baßgeige. Wieder einmal gefangen! Aber von wem? Der Bettler war jedenfalls ein Lockvogel geweſen. Ich konnte jetzt nichts thun, als mich ruhig verhalten, denn nach einer Anſtrengung aller meiner Kräfte, meine Feſſeln zu prüfen, erkannte ich, daß dieſelben unzerreißbar waren. Das Wiegen und Schaukeln dauerte fort. Ich hörte die Schritte vieler Tiere und die Stimmen zahlreicher Menſchen; ſie ſprachen kurdiſch, aber nichts, was mich betraf und mich über meine Lage aufklären konnte.

Endlich wurde angehalten, und aus den verſchiedenen, mir wohlbekannten Geräuſchen entnahm ich, daß Lager gemacht wurde. Es dauerte längere Zeit, dann wurde ich von

mehreren Armen gepackt, eine Strecke weit fortgetragen und niedergelegt. Während dieſes kurzen Transportes hatte ich einen Windhauch in meinem Geſicht geſpürt; jetzt fühlte ich ihn nicht mehr. Hatte man mich nicht im Freien, ſondern in einem Zelte niedergelegt?

Nach einiger Zeit kamen wieder Leute, die eine Laſt zu tragen ſchienen. Brachten ſie etwa meinen Hadſchi? Sie entfernten ſich, und dann war es ſtill um mich her.

„Halef?“ ſagte ich leiſe.

„Sihdi, du biſt es?“ antwortete er.

„Ja. Sind wir allein?“

„Allah weiß es, ich nicht. Meine Augen ſind verbunden.“

„Die meinigen auch. Wie iſt das gekommen?“

„Ganz unerwartet. Der Bettler ſprang plötzlich auf und ſchlang ſeine Rieſenarme um mich. Zu gleicher Zeit kamen viele Kerls herbeigeſprungen. Ich rief um Hilfe, wurde aber niedergerungen und gefeſſelt; dann verband man mir die Augen. Mehr kann ich nicht ſagen.“

„Was für Kurden mögen es ſein?“

„Wenn du es nicht weißt, ich erſt recht nicht.“

„So laß uns ſchweigen und lauſchen. Vielleicht hören wir etwas, was uns Aufklärung giebt.“

Wir horchten, vernahmen aber nur die gewöhnlichen Reden und Rufe, die in einem Kurdenlager zu hören ſind. Es verging eine lange, lange Zeit; da hörte ich eine Stimme, welche meine ganze Aufmerkſamkeit erregte. Sie erklang nahe bei uns und ſagte in nicht kurdiſcher, ſondern in arabiſcher Sprache:

„Nimmſt auch du ein Fläſchchen? Du haſt vorhin nicht darauf gehört. Es enthält ed Damm el mukaddas[1]),

[1]) Das heilige Blut.

das Blut des Propheten, welches aus einer Wunde geflossen ist, die Muhammed in der Schlacht bei Bedr erhielt. Es wurde bisher in der heiligen Kaaba zu Mekka aufbewahrt; ich habe es aber jetzt zum Verkaufe an die Gläubigen erhalten. Du wirst auf jedem Fläschchen das Siegel des Scheik el Kaaba sehen."

Das war die Stimme des Armeni. Er war jedenfalls als Händler hier. Mir als Christen hatte er Jagh kuds, das heilige Oel, angeboten, und hier bei den muhammedanischen Kurden wollte er mit einem angeblichen Damm el mukaddas, dem heiligen Blute des Propheten, Geschäfte machen! Sein eigentliches Geschäft war wohl auch hier das Spionieren. Halef hatte die Stimme auch erkannt, denn er flüsterte mir zu:

„Sihdi, das war der Armeni. Was sagst du dazu? Ob er auch hier nach jungen Mädchen sucht?"

„Möglich."

„Oder ob diese Kurden auch seine Verbündeten sind?"

„Das glaube ich nicht."

„Mag das sein, wie es will — seine Anwesenheit verschlimmert unsere Lage ganz bedeutend."

„Ich möchte lieber das Gegenteil annehmen."

„Wirklich? — Warum?"

„Wenn er mit schlimmen Absichten hier ist, können wir uns den Dank der Kurden dadurch erwerben, daß wir sie vor ihm warnen."

„Das ist richtig, Sihdi, sehr richtig. Und wenn es auch nicht so wäre, so fiele es mir doch nicht ein, den Mut sinken zu lassen. Wir haben uns schon in noch schlechtern Lagen befunden und sind errettet worden. Wir haben keinem Menschen etwas Böses gethan, und Allah, welches der Vater und Beschützer aller Guten ist, wird

uns von unſern Banden bald erlöſen. Er kann nicht wollen, daß ich Hanneh, die herrlichſte der Frauen, und Kara Ben Halef, den Sohn meines Herzens, nicht wiederſehe."

Dem Geräuſch und den Stimmen nach, die wir rund um uns hörten, ſchien das Lager kein bedeutendes zu ſein. Wir hörten auch das Praſſeln eines Feuers, und dann rochen wir den Duft bratenden Fleiſches. Um uns ſchien ſich kein Menſch zu kümmern. Wir konnten noch einige Zeit zuhören, wie der Armeni ſeine Fläſchchen anbot. Er ſchien keine ſchlechten Geſchäfte zu machen; dann war ſeine Stimme nicht mehr zu vernehmen; wahrſcheinlich hatte er ſich nach einem entlegeneren Teile des Lagers entfernt.

Da endlich kamen einige Perſonen zu uns, und wir hörten das Ziſchen eines brennenden Kienſpanes.

„Iſt jemand da?" fragte ich.

„Ja," lautete die Antwort.

„Wer?"

„Der Nezanum[1]), der euch gefangen hat."

„Warum haſt du uns gefangen?"

„Frag nicht ſo, Hund! du weißt ganz genau, warum. Ihr werdet auf alle Fälle ſterben müſſen; aber wenn Schefaka[2]) nur das kleinſte Härlein gekrümmt worden iſt, ſo kann es in der tiefſten Hölle keine ſolchen Qualen geben, wie die ſind, welche ihr erleiden werdet."

„Schefaka?" fragte ich erſtaunt. „Sprichſt du von einem Weibe?"

„Natürlich! Von der Frau, die ihr geraubt habt, ihr Hunde!"

„Ich kenne viele Stämme der Kurden, aber nur

---

[1]) Dorfälteſte. — [2]) „Morgenröte", hier ein weiblicher Name.

einen einzigen, zu welchem ein Weib gehört, welches Schefaka heißt. Seid ihr Zibarikurden?"

„Frage noch einmal, so zerschlage ich dir deinen Schädel!"

„Schweig mit deinen Beleidigungen!" fuhr ich ihn trotz meiner Lage an. „Du weißt nicht, mit wem du sprichst. Wenn du mir nur einige Fragen ruhig beantwortest, so wirst du Schefaka vielleicht dadurch retten. Also sag, seid ihr Zibarikurden?"

„Ja," antwortete er mit mühsam unterdrücktem Grimme.

„Heißt der Mann dieser Schefaka vielleicht Hamsa Mertal?"

„Natürlich heißt er so; das weißt du ebensogut wie ich; das höre ich ja."

„Und der Vater dieses Mannes ist der alte tapfere Scheri Schir, der oberste Scheik der Zibari?"

„Ja."

„So höre, was ich dir jetzt sage, und handle ganz genau nach meinen Worten! Es ist ein Händler bei dir, welcher eb Damm el mukaddas verkauft?"

„Ja."

„Und Schefaka ist geraubt worden?"

„Ja."

„Er ist der Räuber: nicht wir sind es. Er ist heute gekommen, um euere junge Mädchen kennen zu lernen und euch die schönsten von ihnen zu entführen."

„Hund, denkst du wirklich, daß — —"

„Schweig," unterbrach ich ihn. „Laß ihn ja nichts von dem hören, was wir jetzt sprechen! Weiß er, daß ihr uns gefangen habt?"

„Nein."

„Ist dir der Name Hadschi Halef Omar bekannt?"

„Das war ein kleiner, aber sehr tapferer Krieger vom Stamme der Haddedihnaraber.“

„Und kennst du einen Mann, welcher Emir Kara Ben Nemsi Effendi heißt?“

„Das ist sein Herr, ein berühmter Krieger aus dem Lande der Nemtsche[1]).“

„Sind diese beiden Männer Freunde oder Feinde der Zibarikurden?“

„Freunde. Kara Ben Nemsi ist mehreremal bei ihnen gewesen und hat ihnen gegen ihre Feinde beigestanden. Scheri Schir und Hamsa Mertal haben Blutsbruderschaft mit ihm getrunken, und Schefaka betete täglich für sein Heil, denn ihre Ahnen wohnten in dem Lande, aus welchem er stammt.“

„Hast du ihn und Halef gesehen?“

„Nein.“

„Ist jemand hier, der ihn gesehen hat?“

„Wir gehören zu einer andern Abteilung der Zibari und haben weder ihn noch Halef gesehen; aber vor einer Viertelstunde sandte Scheri Schir einen Boten zu mir. Er sitzt draußen am Feuer und wird Kara Ben Nemsi und auch wohl Halef kennen.“

„Hast du von den Waffen dieser beiden Männer gehört?“

„Ja. Hadschi Kara Ben Nemsi hat kleine Pistolen, welche nur einen Lauf haben, aber sechsmal schießen, ferner eine schwere Büchse, aus welcher eine Kugel genügt, um einen Löwen, Panther, Tiger oder Bären zu töten, und endlich eine Zauberflinte, aus welcher er immerfort schießen kann, ohne laden zu müssen. Darum können hundert Krieger es nicht mit diesem einzigen aufnehmen.“

---

[1]) Deutschen.

„Ihr habt uns unsere Waffen abgenommen. Wer hat sie jetzt?“

„Ich.“

„Hast du sie genau angesehen?“

„Noch nicht. Ich hatte mit der Herstellung des Lagers zu thun.“

„So geh hinaus, und betrachte sie; aber laß ja keinen Menschen merken, was dir dabei für Gedanken kommen! Wir sind von euch vollständig überrumpelt worden; hätten wir Zeit gefunden, uns unserer Gewehre zu bedienen, so hättet ihr uns nicht gefangen nehmen können. Also geh, doch laß mich nicht lange auf deine Rückkehr warten!“

Wir hörten, daß sich die Schritte entfernten; aber schon nach kaum fünf Minuten kamen sie sehr eilig zurück, und Nezanum sagte hastig und aufgeregt:

„Chodieh, ich sah die Gewehre und bin erschrocken. Sollte Allah es zugegeben haben —“

„Daß ihr euere besten Freunde gefangen genommen habt,“ vervollständigte ich. „Ich will jetzt noch nichts fordern, aber hol den Boten herein; wenn er uns kennt, wird er dir sagen, wer wir sind. Aber sei ja heimlich dabei!“

Er ging abermals. Nach kaum einer Minute hörten wir seine Schritte wieder und diejenigen einer zweiten Person. Einige kurze Augenblicke des Schweigens, dann rief eine erschrockene Stimme:

„Ist so etwas möglich! Das ist ja unser Hemscher, Mivan und Malko-e-gund [1]) Hadschi Kara Ben Nemsi, dem wir so viel, viel zu verdanken haben, und da liegt auch sein Freund und Diener Hadschi Halef Omar! Wie kannst du es wagen, o Nezanum, so berühmte Helden, solche Gönner unseres Stammes, zu mißhandeln? Wenn

[1]) Freund, Gast und Anführer

dies Scheri Schir, unſer Scheik, erfährt, der noch heute kommt, ſo haſt du ſeinen ganzen Zorn zu fürchten. Weg, ſofort weg mit den Feſſeln und Binden!“

Die Riemen wurden losgebunden und die Augen uns freigemacht. Vor uns ſtand der Nezanum, ein alter Kurde, dem der Schreck anzuſehen war, und ein jüngerer Stammesgenoſſe, den ich ſofort erkannte. Ich gab ihm die Hand und ſagte:

„Ich danke dir, Haſin! Ohne dich wären wir wohl lange gefeſſelt geweſen. Später werden wir weiter ſprechen; jetzt vor allen Dingen das Notwendigſte. Will der fremde Händler bei euch bleiben?“

„Nein; er muß ſchon vor Mitternacht fort.“

„Habt ihr Frauen und Mädchen mit hier?“

„Ja,“ antwortete der Nezanum.

„So will er vor Mitternacht fort, um euch nach Mitternacht zu überfallen. Er iſt der Kys-Kaptſchiji, und Scheich Melef iſt mit ſeinen Schirwanikurden da, um ihm zu helfen.“

„Allah, Allah! Was hören meine Ohren!“

„Nicht ſo laut! Iſt der Händler allein?“

„Er hat einen Gehilfen mit.“

„Welchen Namen hat ſich der Mädchenräuber bei euch gegeben?“

„Aſſad Benabi aus Mekka.“

„Geht jetzt hinaus, und bereitet eure Leute auf unſer Erſcheinen vor, ohne daß er es bemerkt. Wenn wir gleich mit euch kämen, würden wir Aufſehen erregen. Wir werden uns zum Händler ſetzen. Einige ſtarke Leute halten ſich bereit, auf meinen Wink ihn und ſeinen Begleiter ſchnell zu feſſeln. Er darf uns ja nicht entkommen, ſonſt werdet ihr Schefaka, die Schwiegertochter eures Scheiks, niemals wiederſehen.“

Sie entfernten ſich mit dem brennenden Kienſpane, bei deſſen Scheine wir geſehen hatten, daß wir uns in einem ſchwarzen Leinwandzelte befanden. Halef wußte vor Freude nicht, was er ſagen ſollte; ich war ruhiger als er und meinte:

„Da ſiehſt du wieder einmal, lieber Halef, wie viele Früchte eine einzige gute That zu bringen vermag!“

Nach einiger Zeit kam der Nezanum wieder. Er brachte uns unſere Waffen und ſagte uns, daß er alle ſeine Leute unterrichtete, wer wir ſeien, und daß er uns die Freiheit wiedergegeben habe. Wir blickten hinaus. Es brannten mehrere Feuer, an welchem die Kurden und Kurdinnen ſaßen, die Augen verſtohlen, aber erwartungsvoll nach unſerm Zelte gerichtet. Die beiden Armenier befanden ſich am zweiten Feuer, von uns aus gerechnet; ſie kehrten uns ihre Rücken zu. Wir traten hinaus und gingen leiſe, ſo daß ſie uns nicht kommen hörten, zu ihnen hin. Der Armeni hatte ein Käſtchen mit kleinen Flaſchen neben ſich ſtehen. Die Kurden, bei denen er ſaß, ſahen uns kommen; ſie ſchwiegen. Ich unterbrach dieſe Stille mit lauter Stimme:

„Ich höre, daß hier ed Damm el mukaddas, das heilige Blut des Propheten, zu verkaufen iſt. Kann ich ein Fläſchchen bekommen?“

Während dieſer Worte ſetzten wir uns neben den beiden Armeniern nieder. Der Händler ſtarrte mich wie einen Geiſt an; er konnte in dieſem Augenblick vor Schreck kein Glied bewegen. Ich griff in das Käſtchen, nahm ein Fläſchchen heraus und betrachtete es.

„Wie iſt dein Name?“ fragte ich ihn.

„Aſſad Benabi aus Mekka,“ antwortete er faſt ſtammelnd.

„Und heute mittag haſt du dich mir gegenüber Da-

wuhd Soliman genannt und gesagt, daß du ein Armeni seiest? Du scheinst einen großen Vorrat verschiedener Namen zu besitzen."

Da nahm er sich zusammen, sah mir frech und herausfordernd in das Gesicht und entgegnete:

„Wer bist du, daß du es wagst, mit einem Beamten der heiligen Kaaba in dieser Weise zu sprechen? Ich kenne dich nicht und habe dich noch nie gesehen!"

„Desto besser kenne ich dich. Du bist der Kys-Kaptschiji, den wir suchen."

„Allah akbar! Was muß ich hören!"

„Du wirst heute nicht nur hören, sondern auch fühlen! Schau, diese Fläschchen mit dem heiligen Blute sollen vom Scheik der Kaaba versiegelt worden sein? Da aber lese ich auch wieder den Namen Musa Wardan, denselben Namen, der auf deinem Siegelringe steht."

Ich öffnete, ohne daß er mich zu hindern wagte, das Fläschchen mit dem Messer, holte mit einem spitzen Holze einen Teil des Inhaltes heraus, betrachtete und befühlte ihn und fuhr dann fort:

„Das Damm el mukaddas soll aus der Schlacht bei Bedr stammen? Sie wurde im zweiten Jahre der Hedschra geschlagen; dieses Blut aber ist höchstens drei oder vier Tage alt und wird wahrscheinlich aus den Adern eines Schafes oder einer Ziege gekommen sein. Was würde der Scheik ul Islam sagen, wenn er hörte, daß es noch Blut des Propheten giebt, und daß ein armenischer Giaur Handel damit treibt!"

„Ich bin kein Armenier, sondern — —"

„Schweig, Schurke!" donnerte ich ihn an. „Dieses heilige Blut ist ebenso frecher Schwindel, wie heute mittag das heilige Oel. Willst du nicht auch noch mit Ma el mukaddas Handel treiben?"

„Ma el Mukaddas?“ fragte er ganz verſtört.

„Ja, mit Ma el mukaddas, mit dem heiligen Waſſer. Weißt du nicht, daß der Prophet Nahum, den auch die Moslemim verehren, hier am Zab gelehrt und eine heilige Stätte gegründet hat? Sie liegt hier in der Nähe, und das Waſſer des Fluſſes am Fuße der Ruine wird für heilig gehalten und Ma el mukaddas genannt. Da gäbe es genug Ware für deinen frommen Handel; ich aber an deiner Stelle würde es vorziehen, in dieſem Ma el mukaddas erſäuft zu werden. Das hätteſt du reichlich verdient!“

„Wir können ihm dazu verhelfen!“ ertönte da die drohende Stimme des Nezanum. „Er hat uns mit eb Damm el mukaddas betrogen; das ſchon iſt ein todeswürdiges Verbrechen. Wenn es ſich dazu herausſtellt, daß er der Kys-Kaptſchiji iſt, werden wir ihn erſäufen!“

Der Armeni erhob ſich, kreideweiß im Geſichte.

„Wenn ich ſo verdächtigt und verläſtert werde, muß ich mich entfernen,“ ſagte er.

Aber ſchon ſtand auch Halef neben ihm, hielt ihm die Piſtole unter die Naſe und drohte:

„Glaubſt du, ſo leichten Kaufes davonkommen zu können? Thu einen einzigen Schritt, ſo erſchieße ich dich! Du haſt gedroht, daß unſer Wiederſehen meinem Sihdi den Tod bringen werde, und damit dein eigenes Urteil geſprochen. Feſſelt ihn!“

Ich brauchte den verabredeten Wink gar nicht zu geben; kaum hatte Halef ſeine Aufforderung ausgeſprochen, ſo waren zwanzig, dreißig Kurden bereit, die beiden Armenier niederzuwerfen und zu binden.

Keine Minute, nachdem dies geſchehen war, hörten wir laute Stimmen und den Hufſchritt vieler Pferde. Der erwartete Scheik kam mit ſeinen Kriegern an, gegen

hundert an der Zahl. Als er aus dem Sattel stieg, sah er mich am Feuer stehen. Er stieß einen Freudenruf aus, kam auf mich zu, umarmte mich und jubelte:

„Du hier, Emir, du! Da dürfen wir endlich Hoffnung haben, denn du wirst die Spur der Verlorenen finden! Sie wurde uns vor zwei Tagen geraubt, und wir haben seitdem vergeblich gesucht. Du aber bist der Liebling Allahs, und er wird deine Augen auf ihre Spur leiten.“

Sein Sohn Hamsa Mertal reichte mir beide Hände und sagte:

„Ich möchte meine Freude über deinen Anblick laut ausrufen; aber die Trauer um das Weib meines Herzens preßt mir das Herz zusammen. Du hast schon viel an uns gethan; aber wenn du Schefaka findest, so sollst du — — —“

„Sei still, und traure nicht!“ bat ich. „Wir haben ihre Spur. Vielleicht wirst du sie noch heute in deine Arme schließen. Da liegt der Kys-Kaptschiji gefesselt; er wird uns sagen müssen, wo sie zu finden ist.“

Man kann sich denken, welchen Eindruck, welche Aufregung diese Worte hervorbrachten! Ich erzählte, wo und wie ich den Armenier getroffen hatte und was darauf geschehen war; an diesen Bericht schloß sich meine Vermutung an und die Gründe dazu, und Scheri Schir, der alte Scheik, war ganz meiner Meinung. Er bedauerte unendlich, daß ich verkannt worden war, und versprach hoch und heilig, mich und Halef dafür zu entschädigen. Nun erfuhr ich auch, wie es möglich gewesen, daß man uns für die Thäter hatte halten können. Zwei Männer, der eine groß, der andere klein, dieser fast wie Halef und jener ähnlich wie ich gekleidet, waren zu den Zibari gekommen und gastlich aufgenommen worden; am nächsten

Morgen waren sie verschwunden gewesen und Schefaka mit ihnen. Scheri Schir und Hamsa Mertal hatten sich mit den gerade vorhandenen Kriegern aufgemacht, sie zu suchen; sie hatten zugleich Boten zu den übrigen Abteilungen des Stammes geschickt. Eine dieser Abteilungen befand sich in der Nähe des Weges, den ich heute mit Halef geritten war, auf der Weide; ein Angehöriger derselben hatte uns reiten sehen und uns infolge des Umstandes, daß ich groß und Halef klein war, für die Geuchten gehalten. Er meldete dies dem Nezanum und dieser schickte uns einen Späher nach, welcher bald zurückkehrte, um zu melden, daß wir nicht Lager gemacht hätten, sondern wieder umgekehrt wären und bald kommen würden. Der Aelteste hatte uns nun sofort die Falle gestellt, zu welcher sich die Höhle sehr gut eignete. Die beiden Seitenhöhlen waren geräumiger als der Mittelgang; in ihnen hatten sich die versteckt, die mich erst vorüberlassen und dann niederschlagen sollten. Ich war, allerdings ich allein, schneller in die Falle gegangen, als vermutet worden war; der angebliche arme Hirt hatte noch mehr und andere Gründe, uns in die Höhle zu locken, in petto gehabt. Halef sollte auch mit hinein, hatte aber auch so, wie es geschehen war, unschädlich gemacht werden können.

Nun ging es natürlich über die beiden Armenier her; doch war trotz aller Mühe nichts aus ihnen herauszubringen; sie gestanden nichts, und der Händler blieb bei seiner Behauptung, daß er Assad Benabi aus Mekka sei und mich noch nie gesehen habe. Aber selbst in dem ganz undenkbaren Falle, daß man nicht mir, sondern ihm geglaubt hätte, wäre es mir nicht schwer gefallen, ihn zu überführen: Er hatte sein Packpferd mit, und als ich nachsuchte, fand ich die Fläschchen mit dem angeblichen

heiligen Oele, von dem ich ja in Gegenwart der Zibarikurden zu ihm gesprochen hatte; es war also klar, daß er mich heute getroffen haben mußte. Daß der Mensch trotzdem beim Leugnen blieb, empörte mich natürlich; Halef war ganz außer sich darüber. Er schrie ihn an:

„Mensch, Kerl, Schuft und Schurke, du bestehst nicht aus Fleisch und Blut und Knochen, sondern aus lauter Falschheit, Hinterlist und Lüge; aber ich werde deiner Seele ein so wirksames Munattif[1]) reichen, daß sie alles von sich geben soll, was sie in sich hat. Schau her; hier habe ich es in den Händen."

Er zog bei diesen Worten die Nilhautpeitsche aus dem Gürtel und fragte den Scheik:

„Hoffentlich hast du nichts dawider, o Scheri Schir, daß ich diesen beiden Lieblingen des Scheytan[2]) die Falten aus der Haut streiche. Erlaubst du es?"

Mich fragte der Schlaukopf nicht, denn er wußte gar wohl, daß von mir die Genehmigung zu einer solchen Prozedur nur schwer zu bekommen war; hier aber hätte ich sie augenblicklich gegeben; Scheri Schir war desselben Sinnes, denn er antwortete:

„Ja, sie sollen Prügel bekommen, bis sie alles gestehen; aber du sollst dich nicht damit bemühen, mein wackerer Halef. Ich habe hier Leute genug, welche sich auf diese Arbeit verstehen. Die Halunken sollen die Hiebe nicht auf den Körper, sondern auf die Fußsohlen erhalten; da sind sie fühlbarer und die Wirkung tritt viel schneller ein. Man bereite die Degenek[3]) vor!"

Das war nun allerdings das einzige Mittel, aus den Armeniern das herauszubringen, was wir unbedingt wissen mußten. Es war vorauszusehen, daß sie schreien

---

[1]) Brechmittel. — [2]) Teufel. — [3]) Bastonnade.

würden, und ich hielt es für möglich, daß die feindlichen Schirwanikurden auf den Gedanken gekommen seien, dem Kys-Kaptschiji Sicherheitsspäher nachzusenden; darum forderte ich den Scheik auf, zuvor die Umgebung des Lagers absuchen zu lassen und dann Posten auszustellen. Dies wurde mit der größten Sorgfalt ausgeführt, und ich suchte auch selbst mit; wir fanden aber keinen Menschen, obgleich wir ganz nahe am Flusse lagerten, etwas unterhalb der Stelle, an welcher ich mit Halef hinübergeritten war.

Jetzt wurden die beiden Inkulpaten noch einmal im Guten gefragt, und als sie nun auch da bei ihrem Leugnen beharrten, begann das, was der Türke „bir degenek urmak" nennt, d. i. eine Bastonnade geben. Ich hatte die Vorsicht gebraucht, sie weit voneinander anbinden zu lassen, so daß nicht der eine von ihnen hören konnte, was der andere aussagte; sie hätten uns sonst trotz der Schmerzen belügen können; so aber war, falls die beiden Aussagen miteinander übereinstimmten, anzunehmen, daß sie die Wahrheit enthielten.

Die beiden schienen das zu sein, was man „prügelfaul" zu nennen pflegt; das heißt, sie schienen gegen die Bastonnade unempfindlich zu sein, denn sie sagten lange kein Wort, obgleich schon bei den ersten Streichen die Fußsohlen aufsprangen. Man sollte so etwas kaum für möglich halten! Bei dem Händler war nicht einmal ein lauter Atemzug zu hören. Der andere besaß nicht dieselbe Selbstbeherrschung, doch hatte auch er schon wenigstens zwanzig Hiebe erhalten, ehe er zu wimmern begann. Dieses Wimmern wurde nach und nach zu lautem Stöhnen, bis bei jedem Schlage ein Schrei erfolgte; aber er gab noch immer auf die Frage, ob er nun gestehen wolle, keine Antwort. Endlich, endlich war es ihm unmöglich, die Schmerzen länger zu ertragen; er bat, einzuhalten, denn

er könne nun nicht länger ſchweigen. Der Scheik forderte mich auf:

„Emir, ſprich du mit ihm, du weißt beſſer als ich, nach welchen Dingen wir ihn zu fragen haben.“

Ich legte dem Kerl vor, ja die Wahrheit zu ſagen, weil die Baſtonnade ſofort wieder beginnen werde, ſobald wir bemerkten, daß er gelogen habe, und fragte ihn dann:

„Wo befindet ſich euer Lager?“

„Eine Viertelſtunde abwärts von hier am andern Ufer des Fluſſes.“

„Aus wieviel Menſchen beſteht es?“

„Wir ſind dreizehn Armenier und dreißig Schirwani-kurden.“

„Wieviel Mädchen und Frauen habt ihr bei euch?“

„Fünf.“

„Wer ſind ſie?“

„Die Tochter Mirza Muzaffars, drei Mädchen aus Serdaſcht und Schefaka, die Frau Hamſa Mertals.“

„Ihr waret es auch, welche die früheren Räubereien ausführten?“

„Ja.“

„Habt ihr heute die acht Perſer überfallen?“

„Ja.“

„Sind welche von ihnen getötet worden?“

„Sieben. Mirza Muzaffar ließen wir leben, um ein Löſegeld zu bekommen.“

„Warum Löſegeld?“

„Das ſoll der Anteil der Schirwani ſein, welche ihn mit ſich nehmen wollen, ihn aber trotz des Löſegeldes töten werden.“

„Ihr ſeid die gräßlichſten Menſchen, die es auf Gottes Erdboden geben kann. Und das Entſetzlichſte iſt, daß dreizehn von euch ſich Chriſten nennen!“

Dieſe Antworten gab er freilich nicht ſo glatt und zuſammenhängend, wie ich ſie hier niedergeſchrieben habe, ſondern er ſchwieg, ſo oft die Streiche nicht mehr fielen, und mußte durch immer neue Hiebe zum weitern Sprechen gebracht werden. Auf dieſe Weiſe erfuhr ich außer anderen Notwendigkeiten noch, daß eine Furt vom linken Ufer des Fluſſes nach dem Lager hinüberführe und daß ein Schirwanikurde bei derſelben Wache halte. Der alte, verräteriſche Scheik Melef hatte heute nach unſerer Abmachung mit ihm wirklich einen ſeiner Leute nach dem Lager zurückgeſchickt, um ſagen zu laſſen, daß ich mit Halef am linken Ufer abwärts kommen werde; man ſolle uns überrumpeln. Da wir aber nicht gekommen waren, hatten ſich zwei Kundſchafter nach uns flußaufwärts auf die Suche gemacht und dabei am Abende unſer jetziges Lager entdeckt. Sie waren zurückgeeilt, um das zu melden, worauf der Händler ſofort mit ſeinem Gefährten aufgebrochen war, um zu ſehen, ob „gyzel meta“ [1]) da zu finden ſei. In dieſem Falle ſollte dieſelbe nach Mitternacht geraubt werden.

Der Händler hatte kein Wort von dem gehört, was ſein Kumpan ausgeſagt hatte, und war nicht zum Geſtändniſſe zu bringen. Er fluchte und ſtöhnte nur und ſchrie zuletzt bei jedem Hiebe:

„Haut zu, haut immer zu, ihr Henker, die Gott vernichten möge; ihr bringt doch kein Wort aus mir heraus!“

Das war gräßlich, und ich ließ innehalten. Ich nahm an, daß der andere die Wahrheit geſagt hatte, und bat Scheik Scheri Schir, nach dem Lager der Räuber aufzubrechen. Hatte der Exekutierte uns getäuſcht, ſo

[1]) Schöne Ware.

konnten wir uns dann durch weitere Hiebe doch noch die Wahrheit erzwingen. Da wir es nur mit einundvierzig Gegnern zu thun hatten, genügte es, sechzig Mann mitzunehmen; die Pferde ließen wir natürlich hier. Material zum Binden und Knebeln wurde mitgenommen.

Wir schritten in einer langen Einzelreihe am Flusse abwärts, ich mit Halef voran, denn ich war im Anschleichen jedenfalls geübter als die Zibarikurden. Als eine Viertelstunde vergangen war, verdoppelten wir unsere Vorsicht und sahen bald darauf einen Mann am Ufer sitzen. Das war der Schirwani-Posten. Einige schnelle Sprünge, und wir standen bei ihm. Ich legte ihm die Hände um den Hals; Halef und einige Kurden banden ihn und steckten ihm dann einen Knebel in den aus Atemmangel weit aufgesperrten Mund. Hinüber durften wir nicht sogleich, weil wir möglicherweise gesehen werden konnten. Ich verabredete mit dem Scheik ein zweimaliges Froschquacken als Zeichen, ging eine Strecke flußaufwärts zurück und schwamm dann hinüber, um von dem Landungspunkte aus das Lager zu beschleichen. Die Kerle mußten sich außerordentlich sicher gefühlt haben, denn ich fand keinen einzigen Menschen wach.

Da lagen die Schirwanikurden einer neben dem andern; viele von ihnen schnarchten laut. Unweit davon standen fünf Bäume; an diese waren die weiblichen Gefangenen fest angebunden, und rund herum lagen elf Armenier, auch im Schlafe. Weiterhin sah ich die Pferde, teils weidend, teils im Grase liegend. Der Perser aber war nicht zu entdecken. Ich hatte keine Zeit, lange nach ihm zu suchen, und schlich mich nach der Uferböschung hin, um das verabredete Zeichen zu geben. Da hörte ich rechts von mir im Wasser ein auffälliges Plätschern und Gurgeln, und als ich genauer hinsah, bemerkte

ich etwas Rundes, was ein menſchlicher Kopf zu ſein ſchien.

„Sprich leiſe, ganz leiſe, daß nur ich dich höre; ich will dich retten,“ flüſterte ich ihm zu. „Biſt du Mirza Muzaffar, der Merd adalet von Yaltemir?“

„Ja. Gehörſt du denn nicht zu den Räubern?“

„Nein.“

„Ya rab, o Gott, ſollte es Hilfe für mich geben? Meine Leute ſind alle ermordet worden, und meine Tochter iſt gefangen!“

„Biſt du denn im Waſſer angebunden?“

„Ja. Man hat mir die Hände auf den Rücken gefeſſelt und die Füße mit Riemen an einen großen Stein gebunden, den man mit mir ins Waſſer ſchaffte, ſo daß es mir faſt bis zum Munde reicht. Wer du auch ſeiſt, o Herr, erbarme dich meiner und rette mich!“

„Ich bin der Chriſtenhund, der räudige, den du heute wiederholt verflucht haſt. Ich würde dich gern losmachen, aber da müßte ich dich berühren, und die Berührung mit einem ſolchen Giaur verunreinigt dich doch!“

„Du biſt es, du! Emir, verzeihe mir; laß Gnade walten! Mach mich los, und ich will niemals wieder einen Chriſten verhöhnen ſondern für alle täglich beten, die deines Glaubens ſind!“

„Thue das, ſo wirſt du Allahs Wohlgefallen haben! Er iſt euer Gott und unſer Vater; vergiß das nie!“

Ich zog das Meſſer und watete hin zu ihm. Erſt nach mehrmaligem Tauchen gelang es mir, die Riemen zu durchſchneiden; dann machte ich ihm auch die Arme frei und zog ihn, der furchtbar ermattet war, nach dem Ufer.

„Setz' dich hier nieder, und verhalte dich ganz ſtill, was auch kommen möge!“

Nun ahmte ich das Quaken des Frosches zweimal nach und sah darauf die Zibari durch die Furt leise und vorsichtig herüberkommen. Als sie sich alle am Ufer befanden, instruierte ich sie, und dann ging es leise, leise die Böschung hinan. Fünfzehn Mann umringten die Armenier und fünfundvierzig die Kurden; das geschah so unhörbar, daß keiner von ihnen erwachte. Dann packte jeder seinen Mann. Es gab ein wüstes Schreien und Brüllen, aber nur ein kurzes Ringen, und nach Verlauf von wenigen Minuten waren wir Herren des Platzes; die Feinde lagen gebunden an der Erde; keiner von ihnen war tot, doch hatten einige, die nur mit der Waffe zu überwältigen gewesen waren, Wunden davongetragen.

Um die Befreiung der Gefangenen brauchte ich mich nicht zu kümmern; das besorgte der Scheik mit seinem Sohne, welcher seine Schefaka frohlockend in die Arme schloß.

Während alle laut jubelten und jeder mit sich selbst beschäftigt war, zog ich den kleinen Hadschi mit mir fort.

„Komm, Halef! Wir nehmen zwei Schirmanipferde und reiten nach unserm Lager, um dort zu verkünden, daß unser Werk gelungen ist.“

„Jetzt fort, Sihdi?“ fragte er. „Denkst du denn gar nicht daran, daß wir jetzt den wohlverdienten Dank einzuernten haben?“

„Eben darum will ich fort. Wir haben selbst zu danken, nämlich Gott dafür, daß wir, die wir uns ja auch in großer Not befanden, allen Gefahren glücklich entgangen sind. Also komm!“

Wir bestiegen zwei Pferde und lenkten sie nach der Furt.

„Halt, Emir, wohin?“ rief der Scheik, der das bemerkte.

„Nach unſerm Lager.“

„Bleib da, bleib da; Schefaka will mit dir ſprechen.“

„Später, ſpäter!“

Wir trieben die Pferde in das Waſſer und ritten, drüben angekommen, am Fluſſe aufwärts, bis wir das Lager erreichten, wo unſere Botſchaft die größte Freude erregte, denn Schefaka war wiedergefunden, und alles, was den Beſiegten gehörte, natürlich auch ihre Pferde, ging als Beute in den Beſitz der Zibarikurden über. Mein Hadſchi Halef konnte es nicht unterlaſſen, zu dem Armeni zu treten und ihm frohlockend zu ſagen:

„Wir haben geſiegt und kein einziger von deiner Bande iſt entkommen. Wo bleibt nun dein großes Maul und deine noch viel größere Rache? Weſſen Tod hat unſer Wiederſehen zu bedeuten, den meines Sihdi oder den deinigen? Du wirſt mit Schande in die Hölle fahren; wir aber haben unſern Ruhm vergrößert und werden beſungen werden von allen Männern, Frauen und Töchtern des türkiſchen Reiches, Arabiens und Farſiſtans[1]). Du biſt nichts als eine ſterbende Kröte; ich aber bin der oberſte Scheik der Haddedihn und heiße Hadſchi Halef Omar Ben Hadſchi Abul Abbas Ibn Hadſchi Dawud al Goſſarah!“

Sobald der Morgen anbrach, wurde unſer Lager aufgehoben und nach dem jenſeitigen Ufer auf die Stätte unſeres Sieges verlegt. Da konnte ich freilich dem Danke der Geretteten nicht entgehen. Mein kleiner Halef war in dieſer Beziehung etwas unbeſcheiden; er ſtellte ſich neben mich und nahm mir den größten Teil des geſpen-

[1]) Perſien.

deten Ruhmes weg, was ich ruhig geſchehen ließ, denn ich wußte, wie er es meinte, und gönnte ihm die Triumphe, die er ſich ſelbſt am lauteſten ſpendete.

Mirza Muzaffar befand ſich mir gegenüber in großer Verlegenheit; ich befreite ihn von derſelben, indem ich ſo freundlich mit ihm ſprach, als ob von einer Beleidigung gar keine Rede geweſen ſei. Er war ganz entzückt, den „Stern ſeines Hauſes“ wieder zu haben, und als ich ihn bat, bei ſeiner Heimkehr die drei Mädchen aus Serdaſcht mitzunehmen, zeigte er ſich gern bereit dazu und ſagte:

„Du biſt, o Emir, dort gefangen genommen und verdächtigt worden; ich werde deinen Ruhm verkünden und den Leuten mitteilen, daß die drei Töchter von Serdaſcht nur dir ihre Rettung zu verdanken haben.“

Er reichte mir bei dieſem Verſprechen die Hand, ohne ſich erſt zu fragen, ob er dadurch verunreinigt werde.

Den alten, falſchgeſinnten Scheik der Schirwani ſtrafte ich mit Verachtung, war aber für ihn und die Seinen zu ihrem Vorteile thätig. Sie hatten ſchwere Strafe verdient; es gelang mir jedoch durch den Hinweis auf die Folgen der Blutrache, Scheik Scheri Schir zu beſtimmen, die Schirwani ziehen zu laſſen, ohne ſich an ihnen zu rächen; ihr Eigentum blieb freilich als Beute zurück. Sie waren gezwungen, ihren Heimweg zu Fuß anzutreten. Vorher aber mußten ſie Zeugen der Strafe ſein, welche ihre Verbündeten, die Armenier, traf.

Dieſen ſtand ein ſchlimmeres Los bevor, als ihren kurdiſchen Kumpanen, denn ſie waren die eigentlichen Anſtifter des Mädchenraubes. Scheri Schir fragte mich in Bezug auf ſie:

„Was würdeſt du mit ihnen thun, Emir?“

„Nach dem Kanun 'ilm elhukuk[1]) müßteſt du ſie dem Muteſſarif von Schehrſor zur Beſtrafung ausliefern.“

„Das würdeſt du wohl ſelbſt nicht thun. Was geht mich der Kanun 'ilm elhukuk an! Wenn ich mich nach ihm richte, bekommt keiner dieſer Hunde auch nur die geringſte Strafe, die Beſchwerden des Transportes gar nicht gerechnet. Wir ſind freie Kurden und richten ſolche Leute nach unſern Geſetzen. Ich bitte dich ſehr, ja kein gutes Wort für ſie einzulegen; ſo lieb ich dich habe, dieſesmal dürfte ich nicht auf dich hören.“

„Wir Menſchen ſind alle Sünder und ſollen mild voneinander denken; hier aber handelt es ſich nicht um die angeborene, allgemeine Fehlerhaftigkeit, ſondern um fortgeſetzte, todeswürdige Verbrechen. Sie haben Frauen geraubt und verkauft und geſtern die ſieben Perſer erſchoſſen. Thue mit ihnen, was dir beliebt!“

„Da haſt du mir aus dem Herzen geſprochen; ich danke dir!“

„Eine Bitte habe ich doch! Quäle ſie nicht unnötigerweiſe und ſuche von ihnen zu erfahren, wohin ſie die früher geraubten Mädchen verkauft haben. Wenn wir dies den Angehörigen melden können, iſt es dieſen vielleicht möglich, die Entführten wiederzubekommen.“

„Ich werde es thun. Jetzt verſammle ich meine Aelteſten zum Gericht. Willſt du mit an demſelben teilnehmen?“

„Nein. Aber laß mich rufen, ehe ihr das Urteil vollſtreckt! Ich will vor ihrem Tode noch einmal zu ihnen ſprechen. Sie ſind Chriſten, und vielleicht gelingt es mir, Reue in ihnen zu erwecken.“

Ich ging fort, am Fluſſe hin, weit fort. Ich mochte

[1]) Juſtizgeſetz.

den Ort gar nicht sehen, wo Muhammedaner mit vollem Rechte über Christen zu Gerichte saßen. Ich nahm an, daß man vielleicht eine Stunde dazu bedürfen werde, kehrte aber schon wieder um, ehe eine halbe vergangen war, hatte jedoch den Lagerplatz noch nicht erreicht, als ich das Krachen einer Salve hörte. Da rannte ich in größter Eile weiter. Als ich ankam, sah ich zwölf Leichen liegen.

„Du hast sie erschießen lassen!“ rief ich dem Scheik zu. „Ich wollte doch vorher mit ihnen reden!“

„Ich sagte es ihnen,“ antwortete er. „Da fluchten sie auf dich, auf uns, auf den Glauben, auf alle Religionen; der Grimm erfaßte mich und ich ließ sie niederschießen. Allah sei ihren Seelen gnädig!“

„Ich sehe nur zwölf. Wo ist ihr Anführer, der Kys-Kaptschiji?“

„Komm, ich will ihn dir zeigen!“

Er führte mich nach dem Ufer, an welchem seine Leute in das Wasser blickend standen. Ich sah mitten im Flusse ein kleines, aus Gras hergestelltes Floß, auf welchem der gefesselte Händler saß.

„Was soll das sein?“

„Das Urteil, welches du ihm gesprochen hast. Wir haben es bestätigt. Er hat das falsche Jagh kuds verkauft und uns mit dem falschen Damm el mukaddas betrogen, er hat mit dem heiligen Oele und mit dem heiligen Blute Schwindel getrieben: dafür wird ihm nun el Ma el mukaddas, das heilige Wasser des Propheten Nahum, über dem Kopfe zusammenlaufen. Die Kugel ist für ihn zu schnell und zu gut; er sitzt auf einem Floße des grünen Grases, welches nicht schwimmt, sondern langsam untergeht; er wird im Wasser ersäuft; du hast es ihm gesagt, daß dies das Beste für ihn sei.“

Mich ſchauderte; aber ich mußte meine Pflicht thun und rief dem Unglücklichen zu, daß er nicht ſo jämmerlich ertrinken, ſondern durch eine ſchnelle Kugel ſterben ſolle, wenn er reuig — — — Er ließ mich nicht ausreden, ſondern ſandte mir einen Fluch herüber, den keine Feder niederſchreiben kann. Ich wendete mich ab; Zeuge eines ſolchen Endes zu ſein, war mir abſolut unmöglich. —

Der Scheik hatte erfahren, wohin die früher Geraubten verkauft worden waren; er, der Perſer und ich übernahmen es, die Angehörigen derſelben je nach der Gegend, in der ſie wohnten, davon zu benachrichtigen.

Die Schirwanikurden wanderten noch am Vormittage fort; ſie ließen keinen Gruß zurück. Dann nahm der Perſer mit ſeinen vier Begleiterinnen freundlich Abſchied von uns; er drückte mir beide Hände und nannte mich ſeinen Freund. Inzwiſchen war das Floß mit dem Händler verſunken. Wir begruben die erſchoſſenen Armenier und zogen dann auch fort, nach dem Jilak[1]) der Zibari, denn der alte Scheik hatte nicht eher zu bitten aufgehört, als bis wir ihm verſprachen, wenigſtens eine Woche lang bei ſeinem Stamme zu wohnen. Von einem Kys-Kaptſchiji hat man ſeither nicht wieder gehört. — —

[1]) Sommerlager.

7.

Maria oder Fatima.

Maria oder Fatima.

Wir, nämlich ich und mein treuer, langjähriger Begleiter, Hadschi Halef Omar, hatten die zwischen dem Kaspischen Meere und dem Urmia-See liegende Gegend durchstreift und waren dann über die türkische Grenze nach Rowandiz gekommen, um von da aus in gerader Richtung nach Amadijah zu reiten. Heute befanden wir uns im östlichen Teile des Tura-Gharagebirges und hielten auf einer kahlen Höhe, von welcher aus wir die Sonne untergehen sahen. Es war ziemlich kalt, denn wir befanden uns im Anfange des Oktobers, welcher zwischen jenen düstern, wald- und wasserreichen Bergen rauh aufzutreten pflegt.

Es hat bis heute wenige Europäer gegeben, von denen man sagen kann, daß sie den Mut besaßen, bis zu dem Tura-Gharagebirge vorzudringen. Die Kurden, welche es bewohnen, sind die bigottesten Muhammedaner, die man sich denken kann, räuberisch gegen jedermann und grausam gegen Andersgläubige. Wir beide jedoch waren wohlbewaffnet, hatten Erfahrungen genug, und da ich ihrer Sprache in den zwei Hauptdialekten mächtig war, durften wir hoffen, heiler Haut davonzukommen.

Die Sonne hatte den Gipfel des gegenüberliegenden Berges erreicht und senkte ihre Strahlenaureole langsam hinter denselben hinab, den Himmel mit glühenden Scheidegrüßen überzuckend. Es war ein Anblick, welcher zum

Gebete ſtimmte. Ich dachte an das Ave-Läuten der Heimat und faltete die Hände. Halef that dasſelbe, er, der, als ich ihn kennen lernte, ein ſo enragierter Moslem geweſen war und ſich alle Mühe gegeben hatte, mich zu ſeinem Glauben zu bekehren.

Da klang aus der Tiefe ein Ton, welcher mich erſtaunt aufhorchen ließ. Es war die leiſe, aber doch vernehmbare Silberſtimme eines Glöckchens, und kaum ließ ſie ſich vernehmen, ſo hörten wir in unſerer Nähe eine andere, lautere Stimme:

„Sallam ya Marryam; maljam et taufik!“

Dies heißt zu deutſch: „Gegrüßt ſeiſt du, Maria, voll der Gnade!“

Das war ja der Anfang des Ave Maria, des engliſchen Grußes, an den ich ſoeben gedacht hatte! Er wurde in arabiſcher Sprache vollſtändig gebetet, bis es zum drittenmal erklang: Hallak wa ſi Sah'a el motina — — jetzt und in der Stunde unſeres Todes!“

Ich möchte faſt ſagen: ich war ſtarr vor Ueberraſchung. Dieſes chriſtliche Gebet hier, wo ich ausſchließlich Muhammedaner wußte, und dazu in einer arabiſchen Mundart, welche von anderwärts ſtammte! Meinem wackern Halef erging es ebenſo. Er ſagte, als der Beter geendet hatte:

„Haſt du es gehört, Sihdi? Das war das Sala issai' jidi — das Gebet der heiligen Jungfrau. Das iſt ein Wunder hier! Wer mag es geſprochen haben?“

„Werden es gleich erfahren,“ antwortete ich, indem ich meinen Rapphengſt nach der Gegend lenkte, in welcher die Stimme erklungen war. Dort war ein großer Felsblock. Auf der nach Weſten gerichteten Seite desſelben, ſo daß er den Sonnenuntergang hatte ſehen können, kniete der Beter, ein ärmlich gekleideter Greis, den Roſenkranz

noch immer in den gefalteten Händen. Sein Anzug bestand aus einem kurzen Hemde und einer Hose, beides aus dünner, blauer Leinwand; die Füße waren nackt, und auch der Kopf hatte keine Bedeckung. Das silberweiße Haar hing ihm lang über den Nacken herab, und von derselben ehrwürdigen Farbe war auch der Bart, welcher ihm bis auf die Brust reichte. Als er mich und Halef sah, sprang er erschrocken auf, so schnell es ihm sein hohes Alter erlaubte, und rief in flehendem Tone:

„Aman, aman, ya salatia — Gnade, Gnade, ihr Herren! Schont eines alten Mannes, der schon am Grabe steht!“

Ich reichte ihm die Hand vom Pferde herab und antwortete:

„Fürchte dich nicht, o Vater. Die Stelle, an welcher einer betet, müßte selbst dem schlimmsten Kurden heilig sein, und ich bin weder ein Kurde noch ein Perser, Araber oder Türke, sondern ein gläubiger Christ aus dem Abendlande.“

„Ein Christ — — ein Christ — — aus dem Abendlande!“ wiederholte er, indem seine Augen sich groß und glänzend auf mich richteten. „Ist das wahr, o Herr? Täuschest du mich nicht?“

Halef nahm gern jede Gelegenheit wahr, mein Lob zu verkünden, und versäumte dabei nicht, auch das seinige mit hören zu lassen; darum antwortete er schnell an meiner Stelle:

„Du darfst es glauben. Dieser berühmte Hadschi Kara Ben Nemsi Emir ist ein großer Krieger und Gelehrter aus Germanistan. Er kennt die Namen, Sprachen und Gebete aller Länder und Völker, ist Meister in allen Wissenschaften und Künsten und hat bisher alle seine Feinde besiegt. Wir haben den Panther und den Löwen

getötet und ganze Stämme der Kurden und Beduinen überwunden. Kein Feind kann uns beiden widerstehen. Wir bekämpfen jeden bösen und beschützen jeden guten Menschen. Wir haben gesehen und gehört, wie fromm und brav du bist. Sage uns, ob du einen Feind besitzest! Wir werden sofort zu ihm reiten und ihn niederschlagen!"

Das klang sehr großsprecherisch; aber der Morgenländer liebt es nun einmal, sich in dieser Weise auszudrücken, und mein guter Halef war wirklich ein verwegenes, tapferes Kerlchen, hatte noch nie einem Feinde den Rücken gekehrt und durfte sich schon so eine kleine Ueberschwenglichkeit erlauben. Der Greis blickte von mir zu ihm und dann wieder von ihm zu mir herüber und sagte in freudigem Tone:

„O, solche Helfer brauchten wir grad' jetzt gar wohl. Am meisten aber freut es mich, daß du, o Emir, ein Christ aus dem Abendlande bist. Ich habe gehört, daß dort die Christen viel, viel mächtiger sind als hier, wo wir uns verbergen müssen. Sei so gnädig, mir zu sagen, wohin du heute noch reiten wolltest!"

„Wir wollten bis morgen früh im Walde lagern, doch scheinen Leute hier zu wohnen?"

„Ja. Wir sind Verfolgte, Christen und Schiiten, und haben hier im Verborgenen ein Dorf errichtet, um unangefochten leben zu können. Wenn ihr bei uns bleiben wolltet, so würden wir euern Eingang segnen."

„Wir bleiben bei euch; führe uns!"

Da ergriff er meine Hand wieder und rief entzückt aus:

„Herr, ich danke dir! Du bringst große Freude in unsere Hütten. Aber, sage mir, willst du bei uns Christen oder bei den Schiiten wohnen?"

„Iſt das nicht gleich? Kann ich nicht Gaſt des ganzen Dorfes ſein?“

„Nein. Wir lebten in Einigkeit mit den Schiiten, haben uns aber jetzt mit ihnen faſt entzweit. Sie wollen töten, wir aber beabſichtigen, Liſt anzuwenden, weil wir als Chriſten uns ſcheuen, Blut zu vergießen.“

„Weſſen Blut?“

„Dasjenige der Akrakurden. Doch, davon weißt du ja nichts; ich muß es dir erzählen. Einer der Schiiten traf vor zwei Jahren mit einigen Akrakurden zuſammen. Sie fielen ihn an, um ihn zu berauben; er wehrte ſich tapfer und entkam, nachdem er mehrere verwundet hatte. Aus Rache darüber griffen ſie uns in unſerm frühern Wohnſitze an, töteten eine Anzahl unſerer Leute und ſchleppten acht Perſonen von uns fort, vier Männer, drei Frauen und ein Mädchen, teils Chriſten, teils Schiiten. Wir folgten, obgleich wir ſchwach waren, ihnen heimlich nach, um die Gefangenen, denen als Sklaven ein trauriges Schickſal bevorſtand, zu befreien; aber die Akra ſind nicht ſeßhaft; als wir ihre Hütten erreichten, fanden wir dieſelben leer. Seit jener Zeit ſind ſie am Ghazirfluſſe geweſen, alſo ſo fern von uns, daß wir nicht zu ihnen konnten. Nun aber ſind ſie zurückgekehrt und wohnen nur zwei Tagereiſen von unſerem jetzigen Dorfe, wohin wir uns zurückgezogen haben. Einige Männer von uns ſind hingegangen, um zu kundſchaften; ſie haben die Gefangenen bei ſchwerer Arbeit und in Ketten geſehen. Nun wollen wir dieſe befreien, wir Chriſten durch Liſt, die Schiiten aber durch offenen Ueberfall; deshalb haben wir uns entzweit. Schir Saffi, der Anführer der Schiiten, zürnt uns ſehr, daß wir nicht mit ihm ziehen wollen. Morgen will er mit ſeinen Leuten aufbrechen; wir aber müßten auch ſchon deshalb zurückbleiben, weil morgen

das Id el Masbaha, das Fest des hl. Rosenkranzes ist. Herr, wenn du dieses mit uns feiern wolltest! Es ist ja seit langer Zeit kein Priester zu uns gekommen. Wir haben uns eine Kirche gebaut, mit einem Glöcklein an der Spitze, dessen Stimme du vorhin vielleicht vernommen hast. Da beten wir; aber eine Predigt haben wir seit Jahren nicht gehört, und el Korban el mukaddas, das heilige Abendmahl, noch viel, viel länger nicht empfangen."

Diese Worte des ehrwürdigen Mannes rührten mich tief. Hier, in dieser Abgeschiedenheit, gab es einen Hunger nach geistlicher Speise, welcher nicht gestillt werden konnte. Also das Fest des Rosenkranzes war morgen? Ja, heute war ja der erste Oktober-Sonnabend, also morgen der Tag, an welchem die ganze katholische Christenheit dies Fest begeht. Ein Rosenkranzfest im wilden Kurdistan! Welcher Europäer hatte so etwas miterlebt? Keiner! Darum schüttelte ich dem Alten die Hand, mit welcher er die meinige noch hielt, und sagte:

„Ich werde nicht bei den Schiiten, sondern bei euch bleiben und das Fest mit euch begehen. Ihr sollt dabei eine Predigt hören."

„Eine Predigt?" fragte er schnell. „Bist du nicht nur ein Krieger, sondern auch ein Priester?"

„Nein. Dennoch wird Gott mir nicht zürnen, wenn ich euch das Wort verkünde, nach dem sich eure Herzen sehnen. Jeder Mensch soll eigentlich für den Kreis, in welchem er wirken kann, nach Wort und Wandel ein Priester sein. Aber werdet ihr, wenn ich spreche, mich verstehen?"

„So gut, wie ich dich jetzt verstehe, o Herr. Wir sind aus Bebozi, wo wir vertrieben wurden, herübergekommen."

„Ja, ich weiß, daß dort katholische Christen waren,

welche von den Miſſurikurden ſchwer bedrückt worden ſind. Der dortige arabiſche Dialekt iſt mir bekannt; ihr werdet meine Rede verſtehen. Nun aber führe uns zu euch, denn es dunkelt ſtark!“

„Ja, kommt, Herr! Ich werde mit tauſend Freuden euer Führer ſein.“

Er ſchritt uns voran, die kahle Bergkuppe hinab, und wir folgten ihm. Der Weg war ſo ſteil, daß wir abſteigen und unſere Pferde führen mußten. Erſt jetzt ſchenkte der Alte meinem Hengſte ſeine Aufmerkſamkeit. Er ſah, daß das Pferd ein echter Araber vom reinſten Stammbaum war, und floß vor Bewunderung über.

Dann kam der Wald, welcher aus Eichen und Buchen beſtand. Als wir unten am Fuße des Berges aus demſelben traten, ſahen wir ein langes und breites Thal vor uns liegen, durch deſſen Mitte faſt ſchnurgerade ein Bach floß. Dieſes Thal hatte nur einen Aus- oder Eingang, uns zur Rechten; links hinten wurde es durch eine ſteile Querhöhe abgeſchloſſen, an deren Fuße das Waſſer entſprang. Zu beiden Seiten des Baches weideten Pferde, Rinder, Schafe, und auch Ziegen. Drüben und hüben ſtand am Waldesrande je eine Reihe von Hütten. Unter den diesſeitigen gab es eine, welche höher war als die andern und mit einer Spitze verſehen; das war jedenfalls die Kirche, denn an dieſer Spitze hing eine kleine Glocke. Jenſeits zeichnete ſich auch eine Hütte durch Umfang und Höhe vor den andern aus. Das war, wie ich dann hörte, die Moſchee der Schiiten. Alle dieſe Wohnungen waren aus dünnen Stämmen errichtet; die Wände beſtanden aus geflochtenen Zweigen. Der Alte deutete erſt herüber und dann hinüber und ſagte:

„Hüben wohnen wir, drüben die Muhammedaner.

Das Waſſer bildet die Grenze, welche früher nicht beachtet wurde, jetzt aber eingehalten wird.“

„Wer iſt der Kiaja[1]) bei euch?“ fragte ich.

„Ich, obgleich ich der Aermſte und Beklagenswerteſte von allen bin.“

„Warum beklagenswert?“

„Wegen der Geſchichte, welche ich dir erzählt habe. Mein Sohn, ſein Weib und mein Enkel, ein Sohn, befinden ſich unter den Sklaven der Akrakurden. Ich bin nun ohne Familie und allein. Ich bete täglich zu Gott, daß meinen Kindern die Freiheit wieder werde; es iſt bis jetzt vergeblich geweſen.“

„Bete weiter! Das Gebet vermag viel, wenn es gläubig und ernſtlich iſt. Der Allgütige leitet alles zum Beſten ſeiner Kinder. Die Prüfung, welche er euch auferlegt hat, wird euch im Glauben ſtärken.“

„Herr, ich glaube ja! Ohne dieſe Zuverſicht hätte der Gram mich längſt unter die Erde gebettet. Nun aber ſollſt du ſehen, wie herzlich man dich empfangen wird.“

Es waren bisher nur wenige Menſchen zu ſehen geweſen. Da ließ er einen lauten Ruf hören, während wir dem Dorfe noch entgegenſchritten, und ſofort kamen hüben und drüben die Bewohner aus den Hütten. Als die diesſeitigen uns erblickten, kamen ſie uns entgegen; ſelbſt die Kinder, auch die kleinſten, trippelten hinterher. Man ſah, daß dieſe Leute nicht reich waren; ihre mehr als einfache Kleidung bewies es.

„Hört, ihr Männer und ihr Frauen,“ rief er ihnen zu, „der heutige Abend will uns eine freudige Auszeichnung bringen. Hier kommen Gäſte. Dieſer Emir und Effendi iſt ein frommer Chriſt aus dem Abendlande. Er will mit

[1]) Dorfſchulze.

uns das Fest des Rosenkranzes begehen und die Feier desselben durch eine Predigt verherrlichen. Ihr werdet ihn willkommen heißen."

„Salahma, salahma, marhaba, marhaba, marhaba — heil, heil, willkommen, willkommen, willkommen!" rief es da aus aller Munde, und alle Hände streckten sich uns entgegen. Als wir zusammentrafen, hatte ich nur zu drücken und zu schütteln. Als mir ein kleiner, etwa zweijähriger Bube auch sein Patschchen anbot und dabei auch ein Marhaba krähte, nahm ich ihn auf den Arm und gab ihm einen kräftigen Schmatz auf die frischen Lippen; das konnte ich wagen, weil er zufälligerweise in der Gegend, wohin der Kuß zu sitzen kam, ziemlich rein gescheuert war. Diese Freundlichkeit erregte das Entzücken aller Bewohner der christlichen Dorfseite. Sie erhoben ihr Salahma und Marhaba von neuem und noch kräftiger als vorher, und auch das Drücken und Schütteln der Hände wurde von vorn angefangen.

„Ein Christ — aus dem Abendlande — seht die Kleidung — diese Waffen — — dieses Pferd — — muß sehr tapfer sein — — will predigen — bei wem wird er wohnen? bei mir! nein, bei mir! nicht doch, sondern bei mir — still, ich muß ihn haben!" so rief es durcheinander, bis der Alte diesen Interjektionen ein Ende machte, indem er mich fragte:

„Emir, wo willst du wohnen? Du siehst, daß jeder dich haben will; sie streiten sich um dich. Bezeichne die Hütte, in welche du treten willst! Sie werden auf deinen Wunsch achten."

„Da wir euch allen so willkommen sind," antwortete ich, „so werden wir euer aller Gäste sein und nicht diejenigen eines einzelnen. Wir sind gewohnt, im Freien zu schlafen, und werden also keiner Hütte bedürfen."

Dies ſagte ich, weil ich keinen bevorzugen und infolgedeſſen beneiden laſſen wollte, und auch weil ich wußte, daß die Wohnungen dieſer Leute eine gewiſſe kleine ſechsbeinige Bevölkerung beſitzen, welcher man ſeine Haut nicht gern als Speiſetafel bietet. Man fügte ſich dieſer meiner Entſcheidung gern und bemächtigte ſich eines fetten Hammels, deſſen Beſtimmung es war, die Ankunft des „Emir aus dem Abendlande“ leider mit ſeinem Leben zu bezahlen.

Daß unſer Aeußeres dieſen Leuten imponierte, war gar kein Wunder, denn wir waren gegen ſie wie Prinzen gekleidet und, ſo was man ſagt, bis an die Zähne bewaffnet. Sie ſahen meinen langen Bärentöter, den Henrystutzen, in welchem, doch ohne daß ſie es wußten, fünfundzwanzig Schüſſe ſteckten, das Bowiemeſſer und die beiden Revolver. Halef hatte ſeine hübſche Flinte, ein Meſſer und zwei Piſtolen. Dazu unſere Pferde! Dort, wo man den Mann nach ſeinem Pferde und ſeinen Waffen taxiert, mußte man uns für ſehr vornehme und ſehr tapfere Herren halten.

Die Kirche ſtand in der Mitte der Hüttenreihe. Vor ihr wurde ein Platz als Speiſeſaal beſtimmt. Wir beide ſetzten uns, den Alten in der Mitte, dort nieder, und die andern bildeten von uns aus einen Kreis, auf deſſen Mittelpunkte ein großes Feuer angezündet wurde, an welchem bald der ganze Körper des Hammels briet. Nebenan loderte ein zweites Feuer, an welchem die ſchweigſamen Frauen Kürbis-, Rüben- und andere vegetabiliſche Speiſen zur Zukoſt zubereiteten. Schweigſam? Ja, denn ſie lauſchten während ihrer Arbeit aufmerkſam zu uns herüber, um ſich kein Wort von unſerm Geſpräche entgehen zu laſſen. Und das war freilich hochintereſſant.

Zunächſt nannte uns der alte Kiaja die Namen ſeiner

Leute; ich gab mir keine Mühe, sie alle zu merken. Dann erzählte er von den Erlebnissen der Dorfbewohner. Diese waren traurig im höchsten Grade, so daß mein ganzes Mitleid rege wurde. Auch Halef griff oft nach der Stelle seines Gürtels, wo die Nilhautpeitsche hing, und rief:

„Wäre ich dabei gewesen, diese Kerls hätten alle meine Kurbatsch bekommen!“

Dann nahm der gute Hadschi Gelegenheit, einiges von unsern Erlebnissen zu erzählen. Er that dies in seiner bilderreichen Weise, so daß die Zuhörer uns für die größten Helden halten mußten. Ich hinderte ihn nicht daran, weil sie Vertrauen zu uns bekommen sollten, denn ich hatte mir im stillen vorgenommen, ihnen bei der Befreiung ihrer fortgeschleppten Verwandten behilflich zu sein.

Nachher wurde gegessen. Wir beide erhielten den fetten Hammelschwanz als Ehrenteil. Während wir noch beim Essen saßen, sah ich drüben im Schiitendorfe mehrere Lichter auftauchen, welche geschäftig hin und her huschten. Als ich nach dem Grunde fragte, antwortete mir der alte Salib:

„Sie feiern heut da drüben den Abend der Fatima, der Erretterin aller Frauen und Mädchen aus der Gefahr. Schir Saffis Tochter wurde mit gefangen; sie befindet sich also auch als Sklavin bei den Akrakurden. Da die Schiiten morgen gegen diese ausziehen wollen, so läßt Schir Saffi heute abend Fatima bitten, ihm beizustehen, seine Tochter zu befreien.“

„Das möchte ich sehen!“

„Du wirst nicht — — — ah, da kommt er ja!“

Ein Mann kam über den Bach herübergesprungen und blieb an unserem Kreise stehen. Er war weit besser gekleidet als die Christen. Sein Anzug bestand aus einem

weißen Turban, blauer, gestickter Jacke, roten, weiten Hosen und persischen Halbstiefeln. In seinem Gürtel steckten zwei Pistolen und ein langer, krummer Handschar. Er richtete aus seinem blassen Gesichte die dunkeln Augen auf Halef und mich und sagte dann zu dem alten Salib:

„Ihr habt Gäste bekommen? Wer sind diese Männer?“

„Es sind sehr tapfere Krieger und große Helden. Dieser Effendi ist ein Emir aus Germanistan.“

„Germanistan kenne ich nicht, also wird es ein kleines Dörfchen sein. Wenn diese Leute wirklich so tapfer wären, wie du sagst, so würden sie zu uns kommen und nicht zu euch, die ihr euch fürchtet, mit gegen die Kurden zu ziehen.“ Und, zu mir gewendet, fuhr er fort: „Wir werden nachher zu Fatima beten. Sie ist, wie du wissen wirst, die Lieblingstochter des Propheten, die Frau unseres Kalifen Ali und die Mutter Hassans und Husseins, welche die Sunniten ermordet haben, Allah verdamme sie! Wir beten zu ihr, wie die Christen zu ihrer Jungfrau beten, wenn eine unserer Frauen oder Töchter sich in Gefahr befindet. Sie wird Sakla, meine gefangene Tochter, aus der Gefangenschaft befreien. Wenn du mit beten willst, so komm nachher herüber!“

Der Mann gefiel mir nicht, doch antwortete ich in höflichem Tone:

„Wenn du es erlaubst, werde ich kommen, obgleich ich überzeugt bin, daß ihr vergeblich betet. Fatima ist nicht Gott; sie kann euch nicht helfen.“

„Nicht?“ fuhr er auf, indem seine Augen mich anblitzten. „So bist du also auch so ein verfluchter Sunnit, der Hassan und Hussein verwirft?“

„Ich bin ein Christ,“ erklärte ich einfach.

„Ein Christ? Was kannst du da von unserm Glauben und unserer Lehre wissen? Du mußt schweigen!“

„Ich weiß wohl mehr davon als du, denn ich habe alle eure religiösen Bücher studiert, während du wohl kaum den Koran ordentlich kennst. Vor allen Dingen weiß ich, daß Fatima ein Weib war.“

„Eure Jungfrau auch!“

„Unsere heilige Marryam ist die Mutter Gottes; sie thront im Himmel bei dem Allmächtigen und Allgütigen und fleht für uns, wenn wir sie darum bitten. Der Koran aber lehrt, daß das Weib keine Seele habe und nicht in den Himmel kommen könne. Also hat Fatima nur aus dem Körper bestanden, welcher längst vermodert ist. Wie könnt ihr zu ihr beten?“

Er sah mich starr an, daß ich es wagte, so mit ihm zu sprechen, und rief dann zornig aus:

„Du wagst es, Fatima zu lästern? Wie kommt es, daß ich dich nicht augenblicklich niederschieße! Ich nehme mein Wort zurück. Wage es nicht etwa, hinüber zu kommen, wenn die Lichter der Moschee flammen. Es wäre dein sichrer Tod!“

Er drehte sich um, sprang über den Graben zurück und verschwand. Hadschi Halef fragte mich zornig:

„Sihdi, warum leidest du das? Dieser Schiit ist doch ein Wurm, eine Fliege gegen uns, eine Mücke, die man mit zwei Fingern zerdrücken kann! Soll ich nachspringen und ihm die Peitsche über das unhöfliche Maul geben?“

„Bleib! Dieser Mann kann nicht beleidigen. Salib, willst du mir wohl sagen, wieviel Krieger hier vorhanden sind?“

„Die Schiiten haben fünfundzwanzig, wir aber nur achtzehn!

„Und wie viel waffenfähige Männer giebt es im Lager der Akrakurden?“

„Es werden gewiß hundert sein."

„Und die will dieser Schir Safft mit seinen fünfundzwanzig angreifen? Er wird unverrichteter Sache oder gar nicht wiederkommen und nur das erreichen, daß er das Los der Sklaven verschlimmert. Ihr habt das bessere Teil erwählt. Betet, betet, dann wird den Euren geholfen werden!"

Der ehrwürdige Salib senkte zustimmend sein weißes Haupt; einer der jungen Männer aber sagte:

„Wie kann ihnen geholfen werden, wenn wir hier bleiben und nur beten, nicht aber ausziehen, sie zu befreien? Steigen etwa heute noch Engel hernieder, um den Menschen Hilfe zu bringen, wie es zur Zeit Abrahams und Tobias geschah?"

„Schweig!" gebot ihm der Alte. „Gott sendet Engel in mancherlei Gestalt, und wenn die heilige Jungfrau ihn darum bittet, so kann der kleinste Wassertropfen für uns zum Engel werden."

Er war eine aufrichtig gläubige Seele, obwohl er das Wort Gottes auch nicht rein und unverfälscht vernommen hatte. Die dortigen Christen haben, ohne daß sie es ahnen, von den früheren Sektierern und dem Islam so viel in sich aufgenommen, daß es einer langjährigen, treu ausharrenden Missionsthätigkeit bedarf, dieses verunstaltende und fressende Moos vom Baume des wahren, reinen Glaubens zu entfernen.

Ich knüpfte an die letzten Worte Salibs an und versuchte es, für diesen kurzen Abend der Lehrer dieser Leute zu sein. Sie hörten mit ungeheuchelter Aufmerksamkeit zu, bis wir drüben, jenseits des Baches, eine Reihe von Lichtern sahen und einen eigentümlich monotonen Gesang hörten, welcher intervallenweise durch schrille Schreie unterbrochen wurde.

„Jetzt ziehen ſie nach der Moſchee," ſagte Salib. „Das Gebet zu Fatima wird bald beginnen."

„Das muß ich ſehen," fiel ich ein, indem ich mich erhob.

„Um Gottes willen, Emir, wage dich nicht hinüber; wenn ſie dich ſehen, ermorden ſie dich!"

„Still!" meinte mein Hadſchi Halef Omar. „Was mein Sihdi will, das führt er auch aus; er läßt ſich von euch nicht hindern. Dieſe Schiiten werden ihm nichts anhaben; er lacht über ſie; für mich aber ſind ſie gar nicht vorhanden. Daß ich ihn nicht begleite und beſchütze, mag euch beweiſen, daß es für ihn nicht die geringſte Gefahr dort giebt."

Mehr hörte ich nicht, denn ich war ſchon fort, doch nicht über den Graben hinüber. Hätte ich das gethan, ſo wäre ich von unſerm Feuer erleuchtet und alſo von den Moslemin geſehen worden. Ich ging ſogleich hüben eine Strecke am Waldesrande hin, bis kein Lichtſchein mehr auf mich fallen konnte, ſprang nun erſt über den Bach und ſchlich mich dann quer über die jenſeitige Thalhälfte bis zum dortigen Waldesrand; nun huſchte ich zwiſchen ihm und den Hütten wieder abwärts, bis ich mich hinter der Moſchee befand.

Auch ihre Wände beſtanden aus Flechtwerk, in welchen es Stellen gab, durch die man blicken konnte. Ich forſchte zunächſt, ob ich auch ſicher ſei. Die Männer befanden ſich ſchon im Innern der Moſchee; die Frauen und jüngeren Perſonen durften ſich derſelben nicht nähern. Es war alſo gar kein Wagnis, wenn ich an die Flechtwand trat und hindurchblickte.

Ich ſah wohl gegen vierzig Perſonen eng aneinander gedrängt am Boden knieen, mit den Geſichtern nach Süden gerichtet, wo die beiden heiligen Stätten der

Schiiten liegen. An der ſüdlichen Wand war aus Holz- und Laubwerk eine Art von Thron errichtet, zu deſſen Seiten die Anweſenden ihre Lichter hingeſtellt hatten. Vor dieſem Throne kniete Schir Saffi, und auf dem Sitze desſelben lag, mit der oberen Kante an die Lehne gelegt, ein viereckiges Brettchen, auf welchem in roter Farbe und arabiſcher Schrift der Name „Fatima“ ſtand. Jeder Schiit hielt ſeinen aus neunundneunzig Kugeln beſtehenden Roſenkranz in der Hand. Die Muhammedaner pflegen bei jeder Kugel einen der neunundneunzig im Koran vorkommenden Namen Allahs auszuſprechen.

Jetzt hielt Schir Saffi eine kurze Rede, in welcher er Fatima anrief, ihnen zu helfen, ſeine Tochter zu erretten. Dann erhob er ſich und breitete die Arme aus, um in langſamen Schlägen den Takt anzugeben, in welchem die Aufrufungen ſtattzufinden hatten. Ich hörte zu meinem Erſtaunen die neunundneunzig Namen Allahs im Chor erſchallen, doch in weiblicher Form, um ſich auf Fatima zu beziehen, alſo: O Allbarmherzige, o Allerbarmende, o Allbeſitzende, o Allheilige u. ſ. w. bis zuletzt o Allerbende, o Allgerade, o Allgeduldige, o Fatima! Nach jedem Namen ertönte ein doppeltes, ſchrilles „Meded, meded — zu Hilfe, zu Hilfe!“

Das war auch vom Standpunkte eines Muhammedaners aus eine Gotteslästerung. Fatima wurde an die Stelle Allahs geſetzt und ebenſo wie dieſer angerufen. Bei jedem Namen ließ man eine Kugel des Roſenkranzes durch die Finger gleiten und drückte ihn an die Bruſt, den Mund und die Stirn.

Als der letzte Name genannt worden war, wurde von neuem begonnen. Ich hatte genug geſehen und ſchlich mich fort, denſelben Weg zurück, auf welchem ich gekommen war. Leider fühlte ich mich ſo ſicher, daß ich jetzt

nicht mehr die nötige Vorsicht anwendete. Als ich an der vorletzten Hütte vorüber wollte, trat eine Frau hinter dieselbe, so daß wir fast zusammenstießen. Bei dieser Nähe mußte sie mich trotz der Dunkelheit sehen.

„Ya Allah, gharib — o Allah, ein Fremder!“ schrie sie erschrocken auf.

Ich sprang rasch fort, quer durch das Thal, über das Wasser und ging dann langsamer nach dem Christendorfe. Als ich bei dem Feuer angekommen war und mich wieder neben Salib niedersetzte, sagte er:

„Gott sei Dank, daß du wieder da bist! Ich habe Angst um dich gehabt, obgleich dieser dein treuer Hadschi Halef Omar uns so viel von dir erzählt hat, daß wir uns eigentlich nicht zu sorgen brauchten. Du bist doch nicht etwa gesehen worden? Wir hörten jemand laut rufen.“

„Das war eine Frau, welche mich erblickte.“

„O Himmel! Sie wird es Schir Saffi sagen, und er kommt gewiß, um dich zu bestrafen!“

„Dazu gehörte ein anderer Mann, als er!“

„Ja,“ stimmte Halef bei. „Ich werde meine Peitsche zurechtlegen, Sihdi. Sobald er dich mit einem Worte beleidigt, bekommt er sie zu kosten!“

„Keine Dummheit, Halef! Ich werde ganz allein mit ihm fertig. Du sagst kein Wort dazu! Wir sind Gäste dieser braven Männer. Willst du, daß hier Blut fließen soll, weil sie auf unserer Seite stehen müssen, wenn wir die Schiiten gegen uns aufbringen?“

Er schwieg auf diese ernste Mahnung. Es kam so, wie der alte Salib gesagt hatte. Wir sahen bald darauf die Moslemin aus der Moschee kommen, und kaum fünf Minuten später erschien Schir Saffi an unserm Feuer.

„Du warst drüben und hast uns belauscht?“ fuhr er

mich wütend an. „Du, ein Christ, der Schweinefleisch frißt und von jedermann verachtet wird!“

„Mäßige dich!“ antwortete ich ihm gelassen. „Wer wird verachtet? Weißt du nicht, daß bei den Anhängern der Sunna ein Schiit noch tiefer steht, als selbst der ärmlichste Jude?“

„Hund!“ brüllte er, indem er sein Messer aus dem Gürtel riß. „Noch ein solches Wort, so ersteche ich dich!“

„Und sage du noch einmal Hund, so fährt dir meine Kugel durch den Kopf!“ antwortete ich, indem ich aufstand und den Revolver auf ihn richtete.

„Und meine Kugel auch!“ drohte Halef, dessen heißes Blut ihn nicht schweigen ließ. Er hatte seine beiden Pistolen in der Hand. „Meinst du, daß der berühmte Hadschi Kara Ben Nemsi Effendi sich ungestraft von dir beleidigen läßt?“

Da ließ Schir Saffi die Hand mit dem Messer sinken und fragte langsam und mich betroffen anblickend:

„Kara — — Ben — — Nemsi? Etwa der Freund von Mohammed Emin, dem Scheik der Haddedihn?“

„Ja.“

„Der erst vor kurzem auch bei dem Stamme der Yussufi war und ihm gegen die Mir-Mahmalli-Kurden beigestanden hat?“

„Ja.“

„Dann kenne ich dich, denn ich habe von deinen Thaten gehört. Du hast Zaubergewehre, mit denen du hundert- und tausendmal schießen kannst, ohne zu laden, und ein schwarzes Pferd, in welchem ein Bruder des Schejtan steckt, des Teufels, der dir Hilfe leistet!“

„Laß dich nicht auslachen!“

„Niemand wird lachen, wenn er hört, was ich von dir und deinem kleinen Diener erfahren habe, der ein

Neffe und Urenkel des Teufels ist. Emir, zieh morgen mit uns gegen die Akrakurden, dann soll es dir vergeben sein, daß du bei unserer Moschee gewesen bist!"

„Ich brauche eure Verzeihung nicht und hege keine Gemeinschaft mit Moslemin, welche ein totes Weib anbeten."

Da blitzte sein Auge wieder zornig auf.

„Ein totes Weib! Hättest du nicht den Teufel, so säße dir längst mein Messer zwischen den Rippen. Wir wissen, wie mächtig Fatima ist. Diese Christen verlassen sich auf ihre Marryam und legen die Hände in den Schoß. Wir beten zu unserer Fatima mit einem Rosenkranze mit neunundneunzig Kugeln; sie aber brauchen hundertfünfzig kleine und auch noch größere Kugeln, um ihre Marryam anzurufen. Muß da nicht unsere Fatima gnädiger und mächtiger sein?"

„Ya killet el 'akl — welch ein Unsinn! Die Macht und Gnade nach den Kugeln zu berechnen! Ob du bei eurem Gebet zu Fatima eine Kugel oder Millionen nimmst, es bleibt sich gleich, die Hilfe bleibt doch aus!"

Da trat er auf mich zu und loderte mich mit förmlich glühenden Augen an:

„Du glaubst also nicht, daß unser Masbaha (Rosenkranz) besser ist als der eurige?"

„Nein."

„Und Fatima mächtiger als Marryam?"

„Nein."

„So sollst du bald erfahren, wie sehr du dich irrst. Diese Christen mögen feig hier bleiben, um zu beten; es wird sich zeigen, ob ihre Marryam ihnen ihre fortgeschleppten Verwandten sendet. Wir aber sind der Hilfe Fatimas gewiß. Nach vier Tagen werden wir mit unsern befreiten Angehörigen zurückkehren; die ihrigen jedoch

lassen wir in der Sklaverei zurück; es wird uns nicht einfallen, auch diese zu erretten!"

Er wendete sich, um zu gehen. Da rief ich ihm zu:

„Warte noch einen Augenblick! Wir haben dein Wort vernommen; höre nun auch das meinige! Euer Vertrauen zu Fatima wird euch ins Verderben führen; Marryam aber wird das Gebet dieser frommen Christen erhören, ohne daß sie sich von hier zu entfernen und die Sünde zu begehen brauchen, das Blut von Menschen zu vergießen. Ihr Gebet wird sogar auch eure Angehörigen befreien, während ihr die ihrigen nicht retten wollt; ihr Glaube gebietet Liebe, Liebe selbst gegen den Feind. Es wird sich in vier Tagen zeigen, wer sich im Irrtume befindet, du oder ich?"

„Ja," lachte er höhnisch, „deine Prahlerei gegen unsere Tapferkeit, euer Glaube gegen den unserigen — Marryam oder Fatima! Ihr werdet weinen und heulen über die Dummheit, in welcher ihr wie die Kröten im Schlamm steckt. Ich bin bereit: es mag gelten — Marryam oder Fatima!"

Er ging jetzt fort, und wir hörten sein höhnisches Lachen noch, als wir ihn nicht mehr sehen konnten.

* * *

Wir waren, in unsere Decken gehüllt, unbesorgt um die feindselige Gesinnung der Schiiten, eingeschlafen. Als wir erwachten, sahen wir, daß drüben zum Aufbruche gerüstet wurde. Zwei Männer saßen in unserer Nähe; sie hatten die Gewehre neben sich liegen. Als sie meinen fragend auf sie gerichteten Blick bemerkten, erklärte der eine:

„Wir haben bei euch gewacht, denn Salib traute Schir Saffi nicht, weil du an der Moschee gewesen warst."

„Ich danke euch, doch war das nicht nötig. Schir Saffi fürchtet den Teufel, den er sich als unsern Bundesgenossen denkt.“

Wir gingen zum Wasser, um zu trinken, und uns zu waschen. Auch im Christendorfe herrschte schon reges Leben; die Bewohner desselben waren schon fast alle munter. Es wurde uns ein Morgentrank gebracht, eine Art Kaffee von gerösteten Eicheln und Kürbiskernen mit Milch gemischt; dazu gab es neubackene, dünne Fladen von Mehl und Wasser. Eben als wir uns niedersetzen wollten, diese Delikatessen zu genießen, stiegen die Moslemin zu Pferde. Indem sie drüben vorüberritten, rief Schir Saffi uns nochmals höhnisch zu:

„Also Marryam oder Fatima. Betet eure Kugeln ab, bis euch die Lippen und Hände schmerzen, ya Guhhal wa ya Tenabil — ihr Dummköpfe und ihr Thoren!“

Es fiel mir gar nicht ein, zu antworten, und auch unsere Gastfreunde schwiegen. Als sie unten am Ausgange verschwanden, wußte ich, daß ihr Ritt wenigstens ein erfolgloser, ja vielleicht gar ein für sie unglücklicher sein werde. Halef, der mich kannte, sah mir lächelnd ins Gesicht, blinzelte mir lustig zu und sagte:

„Sihdi, ich errate deine Gedanken. Du willst Fatima zu Schanden machen?“

„Ja,“ nickte ich.

„Also nicht vier Tage auf diese thörichten Schiiten warten?“

„Nein.“

„Aber dir auch nicht von diesen Christen dabei helfen lassen?“

„Nein.“

„Hamdulillah, Allah sei Dank! Das giebt wieder einmal ein Erlebnis, auf welches ich mich freue! Du

meinſt doch nicht etwa, daß wir uns vor den Akrakurden zu fürchten haben?"

„Fällt mir gar nicht ein! Wir werden es in ihrem Lager nur mit Greiſen, Frauen und Kindern zu thun haben."

„Sagſt du? — Warum?"

„Weil die Krieger fort ſein werden. Der Ueberfall wird den Schiiten mißlingen; ich ſehe voraus, daß ſie fliehen müſſen und von den Kurden bis hierher verfolgt werden. Dann reiten wir beide in das Lager und holen die Sklaven heraus."

„Aber wenn der Ueberfall gelingt!"

„Ich ſage dir, daß er abgeſchlagen wird. Du weißt ja ſelbſt, wie ſehr dieſe kurdiſchen Waldlager verbarrikadiert zu ſein pflegen. Es gehört viel Liſt dazu, den Zugang zu erzwingen. Dazu aber iſt Schir Saffi keineswegs der Mann. Wenn er einen nur einigermaßen kriegeriſchen Blick beſäße, hätte er nicht dieſes Thal hier zum Aufenthalte gewählt. Von den Höhen, die es auf drei Seiten einſchließen, kann der Feind ganz leicht herniederſteigen. Nicht einmal der Eingang da unten iſt verſperrt worden. Auch unſere Gaſtfreunde ſind Männer des Friedens und nicht des Krieges, ſonſt hätten ſie die Ihrigen nicht zwei Jahre lang in der Sklaverei ſchmachten laſſen. Du zum Beiſpiele wäreſt den Akrakurden gefolgt, ſo weit ſie ziehen mochten."

„Da haſt du ſehr recht, Sihdi. Hätte man mir Hanneh, mein Weib, die Lieblichſte und Schönſte unter den Frauen und Töchtern, gefangen fortgeführt, ſo wäre ich den Feinden bis an das Ende der Welt gefolgt und weit noch darüber hinaus, um ſie alle umzubringen und Hanneh, die Blume meines Daſeins, zu befreien. Und du, Sihdi, wärſt mitgegangen. Nicht?"

„Ja, mein lieber Halef.“

„Schade, daß du nicht auch ein Weib haſt, welches die Beſte der Herrlichſten und der Glanz deiner Wonne iſt! Du lebteſt noch einmal ſo lang!“

„Wirklich?“

„Ja, Sihdi,“ antwortete er mit großer Ueberzeugung. „Die Liebe des Weibes verdoppelt die Jahre des Lebens.“

„So werde ich mir eine Frau nehmen, ſobald ich hundert Jahre zähle; dann werde ich zweihundert Jahre alt.“

„Scherze nicht! Du biſt ein tapferer Mann und Held, und dein Blick iſt ſo ſcharf wie die Spitze der Nadel, mit welcher Hanneh, die Beſte unter den Guten, mir die Löcher meiner Jacke verſchließt; aber ein Auge für die Vorzüge und Freudenſchimmer eines baldigen Hochzeitsgedankens haſt du nicht. Ich tauſche in dieſer Beziehung nicht mit dir!“

Ja, er war ein äußerſt liebevoller und treuer Gatte und Vater, dieſer gute Hadſchi Halef Omar. Und doch hatte er jetzt wieder meinetwegen Weib und Kind verlaſſen, um mich zu begleiten. Er liebte mich von dem Augenblicke an, an welchem wir uns zum erſtenmale ſahen, und beſaß einen Thatendrang, der ihn an meiner Seite feſthielt. Trotz ſeiner kleinen Geſtalt und ſeines ſpärlichen Schnurrbartes, ſechs Haare rechts und ſieben links, beſaß er einen Mut und eine Ausdauer, wie ich ſie auf allen meinen Reiſen, den Apatſchenhäuptling Winnetou ausgenommen, in dieſem Grade noch bei keinem meiner Gefährten gefunden hatte.

Nach dem „Morgenkaffee“ ging ich in die Kirche, um das Innere derſelben zu betrachten. Dieſe armen Menſchen! Ihr Gotteshaus beſtand aus einer ſo primitiven Hütte, in welcher ſich nichts befand als ein aus Zweigen

geflochtener, tiſchartiger Gegenſtand, welcher als Altar diente. Ein rotes Kopftuch war darüber gedeckt; darauf ſtand ein ſehr einfach aus Holz geſchnitztes Kreuz. Salib kam herein und fragte mich, ob ich die Predigt hier in der Kirche halten wolle. Ich verneinte das, weil die Hütte kaum die Männer faſſen konnte, und es ſollten mich doch alle hören, auch die Kinder.

Nun wurde jedermann, der abkommen konnte, fortgeſchickt, um Laub, Zweige und Blumen zum feſtlichen Schmucke zu holen. Ich forderte den alten Salib auf, mit mir und Halef einen Spazierritt zu machen. Er erfüllte mir den Wunſch, zu welchem ich natürlich meine guten Gründe hatte. Wir ritten oſtwärts, bald rechts, bald links von der geraden Richtung ab, bis ich ein Thal fand, welches meinen Abſichten entſprach. Nun erſt erklärte ich dem Alten, was ich wollte:

„Die Schiiten werden von den Kurden zurückgeſchlagen und verfolgt werden. Ihr müßt alſo euer jetziges Lager verlaſſen, um euch und euer Eigentum zu retten. Ihr flüchtet euch mit euren Tieren in dieſes Thal.“

Er ſah mich erſchrocken an und fragte:

„Sprichſt du im Ernſte, Emir! Wir haben die Akrakurden wieder zu erwarten?“

„Leider ja; ich denke nicht, daß ich mich irre. Morgen früh, wenn ich euch verlaſſe, zieht ihr aus und hierher.“

„Morgen willſt du uns verlaſſen. Jetzt, wo wir einer ſolchen Gefahr entgegengehen? O, Emir, könnteſt du dableiben und uns helfen! Wie dankbar würden wir dir ſein!“

„Wir helfen euch. Wir gehen nur auf kurze Zeit fort und werden im Augenblick der Gefahr wieder bei euch ſein.“

„So bleibt doch lieber gleich! Warum wollt ihr erſt noch fort?“

Um ein Verſprechen zu erfüllen, welches ich hier meinem Hadſchi Halef Omar gegeben habe. Frag nicht danach. Wir Leute aus dem Abendlande ſind gar ſonderbare Menſchen. Es genüge dir, zu wiſſen, daß euch nichts geſchehen wird und daß wir ganz gewiß zur rechten Zeit wiederkommen werden.“

Mit dieſer Auskunft mußte er ſich zufrieden geben, und wir kehrten nach dem Lager zurück. Natürlich hatte er dort nichts Eiligeres zu thun, als das, was ich ihm geſagt hatte, zu verkünden. Dadurch erlitt die frohe Feſtſtimmung freilich eine Beeinträchtigung, doch war mir dies nicht unlieb. Wer die Größe der Gefahr erkennt, der ſchätzt dann die Hilfe umſomehr.

Zu Mittag, eben als das Glöcklein, wie auch ſchon früh, zum Gebete geläutet wurde, kehrten die nach Blumenſchmuck Ausgeſandten zurück. Nach dem Eſſen wurden Kränze und Guirlanden gewunden und vor der Kirche ein Matbah, ein altarähnliches Pult errichtet, von welchem aus ich ſprechen ſollte. Man ſchmückte es mit Zweigen und Blumen und beſteckte es mit Lichtern, denn das eigentliche Feſt war auf den Abend feſtgeſetzt, um durch die Beleuchtung an Feierlichkeit zu gewinnen.

Ich hatte wirklich meine Freude an dieſen halbwilden Menſchen. Es lag auf jedem Geſichte der Ausdruck einer Sammlung, welche die Seele beherrſchte. Es wurde während des ganzen Nachmittags faſt kein lautes Wort geſprochen; ernſt und ſtill verkehrten ſie miteinander, als ob ſie einer hochheiligen Handlung entgegen gingen. Und doch hatten ſie nur die Rede eines fremden Mannes zu erwarten, der weder dazu berufen, noch auch ein Prieſter war.

Natürlich befand auch ich mich ſelbſt in einer Stimmung, welche mich nach Innen vertiefte, und der kleine Hadſchi Halef ſagte gegen Abend zu mir:

„Sihdi, der Chriſt iſt doch ein anderer Menſch als der Moslem; das habe ich längſt eingeſehen!“

Es waren ausgehöhlte kleine Kürbisſchalen in Lampen verwandelt und auf die Kanten der Dächer geſtellt worden; aus Talg gefertigte Kerzen brachte man noch überall an, wo es ging und ſo viele man hatte. Als die Dämmerung hereinbrach, wurden Lampen und Kerzen angezündet; die Flämmchen brannten ruhig, denn es gab faſt gar keinen Luftzug hier in dem abgeſchloſſenen Thale. Ein ſchöner Anblick, die Flämmchen allüberall, auf den Dächern, an den Wänden und nahen Bäumen und auch an und auf meinem Pulte — — hier im wilden, muhammedaniſchen Kurdiſtan!

Dann wurde das Glöcklein geläutet, und der alte, ehrwürdige Salib rief mit lauter Stimme:

„Hai alas Salih, ya Muminin — auf, ihr Gläubigen, zum Gebete!“

Dies geſchah auf meinen Wunſch, obgleich der Muedzin mit dieſen Worten die Muhammedaner zum Gebete auffordert. Wir waren Chriſten; aber für die heutige Feier paßte kein Ruf ſo wie dieſer, der überdies allen geläufig war und mir den beſten Anhalt bot, die Irrtümer des Islam zu beleuchten.

Alle, alt und jung, groß und klein, verſammelten ſich nun am Pulte. Ich trat an dasſelbe und nahm meinen Turban ab. Jeder, der ſein Haupt noch nicht entblößt hatte, folgte dieſem meinem Beiſpiele. Dann begann ich meine Rede.

Das Thema derſelben waren dieſelben Worte: „Auf, ihr Gläubigen, zum Gebete!“ Am Feſte des Roſenkranzes

mußte das Gebet das Hauptwort ſein. Ich ſprach wohl über eine Stunde lang, ohne Vorbereitung, ſo wie das Herz es mir eingab, erzählte ſelbſterlebte Beiſpiele von der Macht des Gebetes und — doch warum ſoll ich von dieſer Laienrede ſprechen! Ich mußte oft innehalten, wenn mich ein allgemeines Schluchzen ſtörte und ich ſelbſt ſo gerührt war, daß es mir aus den Augen perlte. Wie ergreifend klangen dann die engliſchen Grüße vom Thale aus zu den Höhen empor, dazu das Glöcklein, welches bei jedem Ave angezogen wurde! Ein unvergeßlicher Abend nicht nur für unſere Gaſtfreunde, ſondern auch für mich ſelbſt!

Hierauf folgte das Feſteſſen, und dann ſaßen wir noch lange, bis auch das letzte Licht und Lämpchen erloſch, in ernſten Geſprächen beiſammen. Wie oft wurden mir dabei die Hände gedrückt, und welche Mühe gab man ſich, uns beiden Fremden zu zeigen, daß man uns in dieſer kurzen Zeit liebgewonnen habe! Als ich mich dann neben Halef zur Ruhe ausſtreckte, ſagte er:

„Sihdi, du mußt mit mir zu Hanneh gehen, der ſüßeſten unter den Frauen, und ſo zu ihr reden, wie du heute geſprochen haſt. Sie ſoll Marryam auch kennen lernen, welche die Umm kaddis el Muchallis iſt, die heilige Mutter des Erlöſers. Willſt du?“

„Ja. Wir kehren auf dem Rückwege ja zu euern Weideplätzen zurück.“

Er hüllte ſich befriedigt in ſeine Decke und ſchloß die Augen. Ich that dasſelbe, konnte aber trotz der zugemachten Augen lange nicht einſchlafen. Die Bilder des heutigen Tages gingen in ihren einzelnen Zügen an mir vorüber. Hatte ich recht gehandelt, einmal der Prediger dieſer armen, nach Wahrheit hungernden Menſchen zu ſein? Ich ſagte mir „Ja“ und ſchlief dann endlich ein.

Trotzdem wachte ich schon zeitig auf, als eben der Tag angebrochen war. Da läutete ich selbst das Glöcklein zum Morgengebete, nach welchem wir wieder „Kaffee“ tranken und uns dann zum Aufbruche rüsteten. Wir wurden wieder mit Fragen nach unsern Absichten und mit Bitten, doch hierzubleiben, bestürmt. Ich konnte nichts anderes thun, als meine Versicherung wiederholen, daß wir zur rechten Zeit zurückkehren würden, und bat, dieses Thal ja baldigst zu verlassen. Nachdem wir Proviant für wenigstens vier Tage erhalten hatten, nahmen wir Abschied und ritten davon. Salib wollte uns mit noch einigen das Geleite geben, doch bat ich ihn, davon abzusehen; es hatte keinen Zweck.

Unser Weg führte erst westwärts und dann südlich in die Berge hinein. Die Akrakurden mußten in der Nähe des Akraflusses zu suchen sein, welcher ein Zufluß des obern Zab Ala ist. Wo aber gerade die betreffende Abteilung des Stammes, um welche es sich handelte, sich aufhielt, das wußte ich nicht. Ich hätte mir einen Führer mitnehmen können, hatte dies aber nicht gethan, weil ich überzeugt war, daß er uns hinderlich sein würde. Ich mußte mich auf meinen oft bewährten Ortsinstinkt und auf meine scharfen Augen verlassen. Die Spuren der Schiiten waren jedenfalls zu finden, denn diese Leute ritten wahrscheinlich nicht so vorsichtig wie Indianer, welche ihre Fährte auf das künstlichste auszuwischen verstehen. Es dauerte auch gar nicht lange, so kamen wir auf grasigen Boden, und da hatten wir die breit auseinanderlaufenden Hufeindrücke vor uns. Sie waren noch zu sehen, obgleich ein ganzer Tag dazwischen lag.

Nun galt es, diesen Zeitunterschied möglichst einzuholen. Unsere Pferde waren gut, hatten sich seit vorgestern abend trefflich ausgeruht und warfen trotz des

schwierigen Terrains in Zeit einer Stunde weit mehr als eine deutsche Meile hinter sich. Schon gegen Abend sah ich es der Schiitenfährte an einer Stelle, wo sie besonders deutlich war, an, daß sie von heute stammte.

Wir waren einigemale, um Terrain zu gewinnen, von ihr abgewichen und hatten dabei die Stelle umgangen, an welcher die Schiiten des Nachts geblieben waren. Als es zu dunkeln begann, sah ich noch, daß ihre Spuren von heute mittag herrührten. Wir hatten sie also in einem Tage beinahe eingeholt und konnten uns und den Pferden Ruhe gönnen. Wir lagerten an einem kleinen Wasser, wo die Tiere Gras fanden, pflockten sie an und legten uns dann schlafen.

Kaum graute der Morgen, so ging es weiter. Wir waren aus den Tura-Ghara-Bergen herausgekommen, hatten den Dschebel Hair hinter uns und befänden uns im Gebiete des Akraflusses. Am Mittag zeigte eine Prüfung der Fährte, daß sie nicht zwei Stunden alt war. Wir folgten ihr dennoch in derselben Eile und standen nach einer halben Stunde im Begriffe, um eine Waldecke zu biegen, als ich, der ich voranritt, meinen Rappen schnell wieder zurückdrängte.

„Was ist's, Sihdi?" fragte Halef.

„Die Schiiten sind da vor uns."

„Was thun sie?"

„Sie lagern am Rande des Holzes. Steig ab und halte mein Pferd. Ich muß wissen, woran ich bin. Vielleicht müssen sie halten, weil sie sich in der Nähe des Feindes befinden."

Ich stieg ab, gab ihm auch die beiden Gewehre, weil sie mir beim Anschleichen beschwerlich waren, und ging in den Wald hinein. Diesen Menschen sich unbemerkt zu nähern, war gar nicht schwer. Ich kam mit

der größten Leichtigkeit ihnen in den Rücken und legte mich dann auf den Boden nieder, um vollends heranzukriechen. Jeden Baum und Strauch als Deckung benutzend, gelangte ich in das Gebüsch, an dessen anderer Seite sie lagen. Ich schob mich unhörbar und so, daß kein Zweig sich bewegte, in dasselbe hinein und befand mich nun so nahe bei ihnen, daß ich sie nicht bloß sehen, sondern auch deutlich hören konnte. Ihre Pferde weideten draußen vor dem Gebüsch im Freien. Welch eine Unvorsichtigkeit! Wenn zufällig ein Akrakurde kam, mußte er sie sehen. Diesen Anbetern Fatimas war die Klugheit wirklich nicht mit Scheffeln zugemessen worden! Sie sprachen miteinander. Einer sagte:

„Also nur noch eine halbe Stunde ist's bis zum Lager der Kurden? Ob Schir Saffi es wohl finden wird?"

„Ganz gewiß," antwortete ein anderer, der wahrscheinlich einer der Kundschafter gewesen war. „Ich habe es ihm ja gut genug beschrieben. Es sind nur noch die zwei nächsten Berge zu umreiten, dann führt ein Wasser rechts in das Thal, wo sie sich ihren Verhau gebaut haben. Wir werden ihn während des Abends umspähen und die Kurden dann, wenn der Morgen graut und sie noch schlafen, wir aber schon sehen können, überfallen."

Hm! Da hatte ich ja gleich genug gehört und wußte nun schon alles. Ich kroch zurück, suchte Halef auf und teilte ihm das Vernommene mit.

„Was wirst du thun, Sihdi?" fragte er. „Hier auch warten, bis es Abend ist?"

„Fällt mir nicht ein. Zwei Berge zu umreiten und dann rechts das Thal. Wir machen einen Umweg, so daß wir von der andern Seite kommen. Wir müssen

am Abend eher am Verhaue ſein als die Schiiten. Alſo komm!“

Wir ſtiegen wieder auf, kehrten eine kleine Strecke zurück und bogen dann nach Weſten ein, um dann ſüd- und oſtwärts einen Halbkreis zu ſchlagen. Dabei galt es vorſichtig zu ſein, damit wir keinem Kurden oder auch dem ſie jetzt umſchleichenden Schir Safft begegneten. Dieſe Vorſicht verlangſamte unſern Ritt ungemein, doch gelangten wir gegen Abend, ohne geſehen worden zu ſein, in die Nähe des Kurdenlagers.

Nun galt es vor allen Dingen, unſere Pferde gut zu verſtecken, und Halef mußte bei ihnen bleiben. Mein Rappe war mir zu koſtbar, als daß ich ihn in ſolcher Nähe des Feindes ohne Aufſicht hätte laſſen mögen. Darüber wurde es dunkel, und ich pirſchte mich den mit Wald beſtandenen Bergeshang empor. Oben angekommen, zeigte ſich meine Naſe noch brauchbarer als meine Augen. Ich roch Rauch und folgte dem Geruche. Es ging jenſeits abwärts. Da hörte ich Stimmen, und um die Baumwipfel zuckten die Reflexe von Lagerfeuern. Vor mir zog ſich nach rechts und links ein mauerähnliches Etwas hin, hoch und undurchdringlich. Es war der Verhau, welcher das Kurdenlager rings umzog und wahrſcheinlich nur eine einzige Stelle beſaß, welche paſſiert werden konnte. Faſt drei Stunden dauerte es, bis ich die vier Seiten desſelben abgeſchlichen hatte.

Der Verhau beſtand aus umgefällten Bäumen, deren Lücken durch Knüppel, Aeſte und allerlei Gezweig undurchdringlich gemacht worden waren. Er bildete ein Viereck, deſſen Inneres die Wohnhütten der Kurden enthielt, und lag, während ich auf der Weſtſeite des Berges heraufgeſtiegen war, auf der Oſtſeite desſelben, wo unten im Thale das erwähnte Waſſer floß. Der

jetzt, am Abend, durch ſtarke Stangen verſchloſſene Eingang lag an der Nordſeite, nahe bei dem Waſſer. Am Ufer desſelben lagen oder graſten die Weidetiere der Kurden. Nachdem ich mir einen für meinen Zweck paſſenden Baum auserſehen hatte, kehrte ich zu Halef zurück. Es war keine leichte Sache geweſen, bei dieſer Dunkelheit im dichten Walde herumzuſchleichen, ohne ſich zu beſchädigen. Ich mußte dem wißbegierigen Hadſchi mitteilen, was ich erkundet hatte, und dann legten wir uns, nachdem wir etwas gegeſſen hatten, nieder, um einige Stunden zu ſchlafen. Als ich erwachte, geſtand mir Halef:

„Sihdi, ich bin ſo aufgeregt, daß ich keine Ruhe gefunden habe. Ich ſehne mich nach dem Kampfe.“

„Hoffentlich wird es für uns keinen geben,“ antwortete ich. „Du bleibſt einſtweilen noch hier; ich ſteige wieder zur Höhe.“

Ich hatte im Dunkeln die Zeiger meiner Uhr befühlt und bemerkt, daß es nahe an vier Uhr morgens war. Glücklich hinauf und an den Verſchlag gelangt, hatte ich dann beinahe das Unglück, auf mehrere Schiiten zu ſtoßen, welche hier am Verhaue auf die Zeit des Angriffes warteten. Ich bemerkte ſie noch im letzten Augenblicke und konnte mich noch rechtzeitig zurückziehen; dann ſchlich ich zu dem ſchon erwähnten Baum, auf den ich kletterte. Es war eine hohe Fichte, welche ſo ſtand, daß ich von meinem Sitze aus, wo die Zweige mich verbargen, den Eingang und den größten Teil des Lagers überblicken konnte.

Mein Sitz war leidlich bequem, aber mit der Zeit wurde er mir doch beſchwerlich. Die Stunden vergingen äußerſt langſam, und als der Himmel ſich zu lichten begann, glaubte ich eine Ewigkeit hinter mir zu haben.

Da endlich ging es los; es fiel ein Schuß, und ich hörte Schir Saffis Stimme rufen:

„Zum Teufel, das war zu früh! Wer hat geschossen? Nun aber drauf, schnell drauf!“

Jedoch nur einige Augenblicke später schrie eine andere Stimme im kurdischen Kurmangdschi-Dialekte:

„Feinde, Feinde hier! Ein Ueberfall! Heraus, ihr Männer von Akra, heraus, und wehret euch!“

Nun gab es ein wildes Kunterbunt von Schüssen, Schreien und Flüchen. Es war noch nicht so hell, daß ich deutlich sehen konnte, aber ich hörte nach einiger Zeit, daß das Gewühl sich nach dem Eingange hinzog. Die Schiiten schienen also, wie ich erwartet hatte, im Nachteile zu sein und fortgedrängt zu werden. Dann endlich konnte ich das Thor erkennen. Es stand offen. Ein Kurde, jedenfalls der Anführer, stand mit dem Gewehre in der Hand unter demselben und rief mit weitschallender Stimme in den Wald hinein:

„Zurück, zurück, zu den Pferden! Es waren die Schiitenhunde. Wir reiten ihnen nach bis zu ihrem Lager und nehmen Rache!“

Auf diesen Befehl kehrten die Kurden, welche sich zu Fuße an die Verfolgung hatten machen wollen, zurück. Im Lager gab es einige Tote. Es war bewundernswert, wie schnell diese Kurden gerüstet waren und sich mit Proviant versehen hatten. Noch war keine Stunde seit dem Augenblicke des Ueberfalles vergangen, so jagten sie davon, wohl hundert Krieger stark, so, wie der alte Salib gesagt hatte. Es blieben nur die Alten, die Frauen und die Kinder daheim.

Nun war es für uns Zeit. Ich kehrte zu Halef zurück, welcher seine Ungeduld kaum hatte bemeistern können. Wir verließen das Versteck, stiegen auf, ritten

um den Berg herum und erreichten den Eingang des Verhaues, welcher noch offen ſtand. Man ſah uns. Einige alte Männer und Frauen kamen uns entgegen.

„Sabah il kher — guten Morgen,“ grüßte ich. „Iſt die Frau des Dorfälteſten hier?“

„Warum?“ fragte ein Alter.

„Ich habe mit ihr zu ſprechen. Hat ſie Kinder?“

„Ja, vier.“

„Rufe ſie mit ihnen! Ich will ſie begrüßen.“

Er ſah mich mißtrauiſch an, ging aber doch nach einer der Hütten, um meinen Auftrag auszuführen. In einigen Augenblicken ſtanden alle die Zurückgebliebenen um uns her, wohl zwei Schock Kinder, Greiſe und Frauen. Da kam eine noch ziemlich junge Frau aus der Hütte und auf mich zu. Vier Kinder, das jüngſte vielleicht vier Jahre alt, waren bei ihr. Ihr Geſicht drückte das größte Erſtaunen und auch Sorge aus, aber ſie kam doch zu mir heran und fragte:

„Was willſt du, Herr?“

„Du biſt das Weib des Anführers, und dies ſind deine Kinder?“

„Ja.“

„Haſt du vielleicht einmal von einem fremden Krieger gehört, welcher Kara Ben Nemſi Effendi heißt?“

„Ja, wir wiſſen alle von ihm. Er hat Zaubergewehre und — —“ ſie hielt inne, ſah meinen Rappen und mich erſchrocken an und ſchrie: „Herr, biſt etwa du dieſer Mann?“

„Ja. Doch fürchtet euch nicht. Wir thun euch nichts, wenn ihr uns gehorcht. Gieb uns die acht Sklaven heraus, welche ihr vor zwei Jahren den Schiiten und Chriſten geraubt habt! Gehorcheſt du, ſo krümmen wir euch kein Haar, wenn aber nicht, ſo kommt ihr vor meine

Zaubergewehre, und dieſe deine Kinder ſind die erſten, welche ſterben müſſen!"

Gab das ein Heulen und Schreien! Doch als ich die Revolver zog, trat augenblicklich Stille ein. Ich richtete den Lauf auf eins der Kinder, da rief die Frau:

„Halt, ſchieß nicht! Wir gehorchen!"

„Sind dieſe Sklaven gefeſſelt?"

„Ja, mit Ketten."

„Nehmt ihnen die Ketten ab! Ich gebe euch ſoviel Zeit, als man braucht, die erſte Sure des Koran fünfmal zu beten. Sind dann die Gefangenen nicht da, ſo geht das Morden los!"

Welch ein Schreck! Alles rannte davon, um meinen Befehl auszuführen. Es dauerte freilich etwas länger, aber nach Verlauf einer Viertelſtunde ſtanden die Acht vor uns.

„Nun noch Sättel und Zaumzeug für acht Pferde! Raſch!" gebot ich.

Als ſie nicht ſofort gehorchen wollten, hieb Halef mit der Peitſche drein; das half. Das Zeug mußte uns nachgebracht werden, hinaus an das Waſſer, wo noch über dreißig Pferde graſten. Ich ſuchte die acht beſten aus, ohne mich um das Wehklagen der Weiber zu kümmern. Es wurde geſattelt und die acht Perſonen ſtiegen auf. In jenen Gegenden reiten auch die Frauen wie die Männer. Dann erſchoß ich, um Proviant zu haben, einen Hammel, welcher mitgenommen wurde.

„Ich danke dir, o Nezana!" ſagte ich hierauf. „Durch deine Bereitwilligkeit haſt du mich abgehalten, euch alle zu erſchießen. Allah ſei mit dir, doch nicht mit deinem Manne, der ein Räuber und Mörder iſt!"

Wir ritten davon, während hinter uns her ein Chor von Schmähungen erſchallte. Wir ſchlugen zunächſt den-

ſelben Weg ein, auf dem wir gekommen waren, und ſchienen uns dabei um die, welche wir befreit hatten, nicht zu kümmern.

„Sihdi," ſagte Halef, „das war ein ſchöner Streich. Wie wird Hanneh, meine Sonne, ſich freuen, wenn ich ihr davon erzähle!"

„Wie aber, wenn die Kurden zurückgekehrt wären, während wir uns noch im Lager befanden?"

„O, du hätteſt dich nicht gefürchtet, und ich auch nicht. Was werden die Gefangenen denken! Wir müſſen doch mit ihnen ſprechen, um ſie aufzuklären."

„Thu' du es. Erzähle ihnen alles. Sie werden ſich wie im Traume befinden. Ich kann mich nicht mit ihnen abgeben, weil ich auf den Weg zu achten habe. Wir müſſen uns vor den Kurden hüten. Sag dieſen Leuten, daß wir einen ſehr ſcharfen Ritt machen müſſen."

Bald erklang ſeine begeiſterte Stimme hinter mir. Er gab den Befreiten die nötigen Erklärungen. Ich konnte mich mit ihnen nicht befaſſen. Wir mußten vor den Akrakurden bei unſern Gaſtfreunden eintreffen, ſie alſo überholen und dabei einen Umweg machen. Ich mußte mich zurechtfinden, ohne die Gegend zu kennen. Da war vor allen Dingen die größte Eile nötig.

Die Schlitten und die ſie verfolgenden Kurden blieben auf dem frühern Wege. Ich wich von demſelben rechts ab, ſchon von weitem jeden Bergumriß wegen ſeiner Wegbarkeit taxierend. Um Mittag machten wir einen kurzen Halt. Da wurde mir Dank geſagt. Ich ſprach einige Zeit mit den Verwandten des alten Salib; dann ging es weiter.

Am Abende befanden wir uns ſchon jenſeits des Dſchebel Hair; aber die Geretteten waren da auch ſo ermattet, daß ſie faſt von den Pferden fielen. Sie aßen,

als wir lagerten, gar nicht, ſondern ſchliefen ſofort ein. Am nächſten Morgen bekamen ſie tüchtige Portionen Fleiſch; dann ging es wieder weiter.

Bald kamen wir in Gegenden, die dem Sohne Salibs bekannt waren; er machte nun den Führer. Gegen Mittag waren ſie leider ſchon ſo ermattet, daß ſie zu klagen begannen. Die Gefangenſchaft hatte ſie außerordentlich geſchwächt. Da ſie mit uns nicht Schritt halten konnten, mußte ich ſie zurücklaſſen. Ich beſchrieb ihnen das Thal, welches der alte Salib auf meinen Rat aufgeſucht hatte, riet ihnen, dasſelbe von Oſten aus zu erreichen, da ſie im Weſten auf die Kurden ſtoßen mußten, überließ ihnen unſern Proviant und dann jagte ich mit Halef weiter. Unſere chriſtlichen Gaſtfreunde wußte ich bis auf weiteres in Sicherheit; aber es kam mir auch darauf an, das Dorf der Schiiten zu retten. Wie das nun anfangen? Die fliehenden Schiiten hielten ſicher nicht gegen ihre Verfolger ſtand. Da kam mir ein Gedanke. Wie, wenn es mir gelang, den Anführer der Kurden zu erwiſchen? Seine Leute mußten dann Rückſicht auf ſein Leben nehmen. Vielleicht hatte ſchon mein bloßer Name auf ihn eine ähnliche Wirkung wie auf ſeine Frau. Er kam auf dem Wege daher, auf welchem wir hinzugeritten waren, und da erinnerte ich mich einer Stelle, wo es durch ein Thal ging, deſſen Seiten da eine ſolche Enge bildeten, daß höchſtens drei Reiter neben einander Platz fanden; dann liefen die Seiten der Schlucht wieder weit auseinander. Dies war der einzige Ort, der mir Erfolg verhieß.

„Halef, haſt du Mut?“ fragte ich.

„Ja, Sihdi, ich mache mit,“ antwortete er.

„Du weißt doch gar nicht, was ich will!“

„Ich mache mit. Es iſt doch wieder ein Streich?“

„Ja. Wir zwei gegen die ſämtlichen Kurden.“

„Ich mache mit, Sihdi; es bleibt dabei,“ lachte er.

„So reite ſchneller, damit wir rechtzeitig ankommen!“

Ich bog links nach der Richtung unſeres erſten Weges ein. Nach vielleicht einer Stunde erreichten wir ihn. Hierher mußten die Schiiten und hinter ihnen ihre Verfolger kommen. Die vorhandenen Spuren ſagten mir, daß nur erſt wenige vorüberpaſſiert waren. Wir ritten weiter und erreichten die Enge, hinter welcher wir abſtiegen.

„Da willſt du dich den Verfolgern entgegenſtellen?“ fragte Halef.

„Ja. Vielleicht kommt ihr Anführer in unſere Hände. Jedenfalls aber kann keiner von ihnen durch, ohne daß ihn unſere Kugel trifft.“

„O, Sihdi, ich habe auch zuweilen einen Gedanken. Wir brauchen keinen Kurden zu erſchießen. Wir töten nur das Pferd des erſten, welcher kommt; dann haben wir gewonnen.“

„Wieſo?“

„Laß mich nur machen, mein lieber Sihdi! Ich will auch einmal etwas thun, worauf — — halt, ſchau,“ unterbrach er ſich, indem er durch die Enge in das Thal hinein deutete. „Dort kommt ein Reiter galoppiert und hinter ihm ein zweiter, ein Kurde.“

„Der erſte iſt, ah, das iſt ja Schir Saffi!“ rief ich aus. „Er wird von den Kurden verfolgt. Paß auf! Der Kurde muß unſer werden.“

Die beiden kamen im Carriere herbeigeſprengt. Wir traten hinter der Enge vor. Ich legte den Bärentöter an, weil die große Kugel desſelben ſchneller wirkte. Schir Saffi ſchoß mit vor Angſt verzerrten Zügen an uns vorüber; nur zwanzig Sätze war der Kurde von uns entfernt;

ich schoß auf sein Pferd; es that noch drei, vier Sprünge und brach dann zusammen, wobei der Reiter aus dem Sattel geschleudert wurde. Wir warfen uns auf ihn. Er war wie betäubt und wehrte sich nicht dagegen, als wir ihn entwaffneten. Bald aber raffte er sich zusammen und machte einen Versuch, sich loszureißen.

„Bleib stehen, sonst schieße ich dich nieder," drohte ich, den Revolver auf ihn richtend.

„Ja, du bist des Todes," stimmte Halef bei. „Dieser Emir ist der berühmte Kara Ben Nemsi Effendi, und ich bin Hadschi Halef Omar, sein — — —"

„Kara Ben Nemsi Effendi?" schrie der Kurde, ihn unterbrechend und mich angstvoll anstarrend.

„So ist es," nickte Halef. „Wir sind mit den Schiiten und mit den Christen des alten Salib verbunden und haben euch in eine herrliche Falle gelockt, ihr Dummköpfe."

„Falle?" stammelte der Kurde.

„Natürlich! Der alte Salib versteckte sich mit seinen Leuten im Walde, und die Schiiten thaten, als ob sie euch überfallen wollten; sie flohen, und ihr verfolgtet sie; kein Krieger blieb zurück. Als ihr dann fort waret, ist Salib mit seinen Leuten in euer Lager gedrungen und hat — —"

Er kam nicht weiter, denn —

„O Himmel, o Himmel!" schrie der Kurde auf, riß sich los und rannte fort, zurück, ohne in seinem Schrecken daran zu denken, daß wir ihn erschießen konnten.

„O Himmel, o Himmel, da rennt er hin!" lachte Halef. „War dieser Gedanke von mir nicht gut, Sihdi? Er wird jetzt die Kurden benachrichtigen, daß Salib das Lager überfallen hat, und da kehren sie sofort wieder um."

„Vortrefflich, ganz vortrefflich, Halef!“ rief ich aus. „Schau, — da ſieh!“

Drei Kurden kamen ins Thal geſprengt; ſie ſahen den Fliehenden und hielten an. Als er ſie erreichte, deutete er nach uns zurück und ſprach mit ihnen. Darauf kehrten ſie um und verſchwanden ſo ſchnell, wie ſie gekommen waren.

„Siehſt du, daß es wirkt?“ fragte Halef, indem ſein ganzes Geſicht vor Wonne erglänzte. „Reiten wir vorwärts, um uns weiter zu überzeugen!“

Wir ſtiegen auf und ritten den Verfolgern entgegen; es kam keiner mehr. Nach einer Viertelſtunde erreichten wir eine Höhe, von welcher wir eine weite Fernſicht hatten. Da ſahen wir die ſämtlichen Kurden auf einem freien, ebenen Plan; ſie galoppierten heimwärts. Wir hatten ſie nicht mehr zu fürchten.

Halef jubelte über das Gelingen ſeiner Liſt; ich gönnte dem braven Kerlchen dieſe Freude von ganzem Herzen; er hatte ſie verdient. Nun kehrten wir wieder um und ritten nach dem Thale der Schiiten. Die Hütten ſtanden leer; es war kein Stück Vieh zu ſehen, dafür aber Schir Saffi mit zehn oder zwölf ſeiner Krieger. Als er uns bemerkte, kam er auf uns zugeeilt und rief:

„Herr, die Bewohner meines Dorfes ſind verſchwunden. Du biſt hier zurückgeblieben und mußt wiſſen, wo ſie ſind!“

„Ja. Wo ſind denn aber deine Krieger?“

„Sie werden noch kommen. Die Akrakurden verfolgten uns; darum befahl ich meinen Leuten, ſich zu zerſtreuen, da entkamen ſie leichter.“

„Du aber wäreſt beinahe nicht entkommen!“

Er ſenkte den Blick zu Boden und geſtand:

„Ja, ich habe dir mein Leben zu verdanken, Herr.“

„Das konnteſt du dir ſelbſt verdanken. Warum wehrteſt du dich nicht gegen den Verfolger? Es war ja nur ein einzelner. Und da haſt du dem alten Salib Feigheit vorgeworfen! Wo ſind die Gefangenen, welche du befreit haſt?“

„Es gelang uns nicht. Ein Gewehr ging zu zeitig los.“

„Das hätte deine Fatima nicht geſchehen laſſen ſollen. Doch folge mir! Ich wußte, daß es ſo kommen werde, und habe dem alten Salib geraten, einſtweilen in ein anderes Thal zu ziehen. Eure Familien werden ihm dorthin gefolgt ſein.“

Man ſah es ihm an, daß er ſich beſchämt fühlte. Wir ritten fort und kamen bald in das neue Lager. Als die Chriſten uns ſahen, eilten ſie uns jubelnd entgegen.

„Wie ſteht es, Emir?“ fragte Salib, indem er mir die Hände drückte. „Kommſt du zur rechten Zeit? Sind die Kurden auf dem Wege zu uns?“

„Nein; ſie kommen nicht.“

„So hat alſo Schir Saffi geſiegt?“

Da dieſer ſchwieg, antwortete ich:

„Nein. Seine Fatima hat ihn ſchmählich im Stiche gelaſſen. Er hat fliehen müſſen und iſt bis nahe von hier verfolgt worden. Wir haben ihn gerettet und die Kurden gezwungen, umzukehren.“

„Ihr beide? Alle die Kurden?“ fragte er erſtaunt.

„Ja; durch eine Liſt. Sie kommen, wenigſtens in dieſen Tagen, gewiß nicht wieder.“

„So ſind alſo die Gefangenen nicht frei geworden! Mein Sohn, mein Enkel und das Weib meines Sohnes! O, Effendi, wir haben deinen Rat befolgt und ohne Unter-

laß zur Gottesmutter gebetet, daß ſie uns die Gefangenen ſenden möge!“

„Lächerlich! Was vermag Marryam, wenn ihr nichts thut, da Fatima nicht geholfen hat, obwohl wir uns ſo ſehr bemüht und in Gefahr begeben haben!“ fiel Schir Safft zornig ein, um ſeine Scham zu übertäuben.

„Schweig!“ antwortete der Alte. „Grad daß ihr euch in ſolche Gefahr begeben habt, ohne daß es gelungen iſt, das iſt ein Beweis, daß eure Fatima nichts vermag. Wir ſind hier geblieben, um zu unſerer heiligen Marryam zu beten, und wenn wir recht glauben und es zu unſerm Heile iſt, wird ſie — — —“

Er hielt inne; er ſtand ſtarr da, wie gelähmt, den Blick nach dem Eingange des Thales gerichtet. Die andern folgten dieſem Blicke und ſchrieen laut auf vor Verwunderung, denn dort kamen die befreiten Gefangenen geritten. Der alte Salib ſtreckte die Arme aus und rief:

„O Marryam, o Marryam, o du gnadenvolle Gottesmutter! Wie iſt mein Gebet erhört! Mein Sohn, mein Enkel, meine Tochter!“

Er wollte ihnen entgegeneilen, brach aber in die Kniee zuſammen. Da warfen ſie ſich von den Pferden, knieten bei ihm nieder und ſchlangen weinend die Arme um ihn.

Die andern wurden von den Ihrigen mit demſelben Jubel empfangen. Nur Schir Safft ſtand wortlos da und wie ein Träumender. Seine Tochter trat langſam auf ihn zu.

„Vater!“ ſagte ſie leiſe und zagend, weil er keinen Laut des Willkommens, der Freude für ſie hatte.

„Du — du — auch — frei!“ ſtieß er endlich hervor. „Wer — wer hat dich — — errettet?“

„Dieſer Emir aus Germaniſtan," antwortete ſie, auf mich deutend.

„Der — der — welcher gar nicht dort geweſen iſt!"

Er wußte nicht, was er denken und was er ſagen ſollte. Ich entfernte mich, um ihn nicht noch mehr in Verlegenheit und Scham zu bringen.

Hatte es am Feſttage des Roſenkranzes ein Feſteſſen gegeben, ſo gab es heut ein noch viel größeres, ein Freudenmahl, wie dieſe armen Leute ſich ſelten eines geſtatten durften. Niemand durfte ſich davon ausſchließen, auch Schir Saffi nicht, welcher dies wohl gern gethan hätte. Ich ſchonte ihn; mein Hadſchi Halef aber war nicht ſo großmütig; er nahm eine Gelegenheit wahr, ihn zu fragen:

„Nun, ſind wir Kröten, die im Schlamme ſtecken, ſind wir Thoren und Dummköpfe? Du ſagteſt: unſere Prahlerei gegen deine Tapferkeit. Wir haben deine große Tapferkeit geſehen; wir aber haben nicht, wie du, geprahlt, die Gefangenen zu befreien, und nun ſiehſt du ſie alle hier ſitzen, auch deine Tochter und die andern von euch, während du die chriſtlichen Gefangenen nicht befreien wollteſt. So ſag nun, wer iſt gnädiger und mächtiger? Wer vermag es, Gebete zu erhören? Fatima oder Marryam?"

„Marryam!" antworteten die Chriſten wie aus einem Munde; die Schiiten aber ſchwiegen.

Sollten ſie nicht auch in dieſen Ruf einſtimmen können? Ich blieb noch volle vierzehn Tage da, um dem, was ich begonnen hatte, gegen die Akrakurden Nachdruck zu geben. Das jetzige Thal war leichter zu befeſtigen als das vorige. Wir legten dichte Verhaue an und garnierten dieſelben mit Dornen und andern Stachelpflanzen. Der Eingang wurde verbarrikadiert. Dann bauten wir

Wohnungen, hübſcher, geſünder und menſchenwürdiger, als die erſten geweſen waren. Nachher eine Kirche, ein wirkliches, kleines Gotteshäuschen, für welches ich auf eine mit feinem Sande polierte Steinplatte, ſo gut ich es eben vermochte, eine heilige Madonna in ſchwarz, weiß und rot malte; andre Farben konnte man hier nicht bereiten. Darunter ſetzte ich den engliſchen Gruß in arabiſcher, perſiſcher und kurdiſcher Sprache. Ich konnte auf dieſes Bild nichts weniger als ſtolz ſein, bin aber vollſtändig überzeugt, daß es von jenen einfachen Leuten noch heute als großes Kunſtwerk angeſtaunt wird. Jedenfalls erfüllt es ſeinen frommen Zweck dort wenigſtens ebenſo wie ein Murillo oder Raphael in einer unſerer wenig frommen Galerien.

Während dieſer Arbeiten arbeitete ich auch an Schir Saffi; daß auch der Islam Chriſtum anerkennt, ihn ſogar das Weltgericht halten läßt über die Lebendigen und die Toten, ihn Iſa Ben Marryam Omm Iſa heißt, dies alles erklärte ich ihm. Mehr konnte ich bei ſeinem verknöcherten Schiitismus nicht thun; aber was ich ſagte, haftete doch einigermaßen.

Als dann das Kirchlein fertig war und das Glöcklein zum erſtenmal vom kleinen Turm erklang, feierten wir abermals ein Freudenfeſt, welches ſelbſt auf die Moslemin einen tiefen Eindruck machte, denn als wir endlich ſchieden, von den Segenswünſchen aller Thalbewohner begleitet, und ich beim Abſchiede Schir Saffi leiſe fragte: „Nun, Fatima oder Marryam?“ da drückte er mir die Hand und antwortete:

„O, Emir, du hatteſt recht. Deine Gottesmutter iſt mächtiger als unſere Prophetentochter. Alſo: nicht Fatima ſondern Marryam!“ — — —

8.

Gott läßt ſich nicht ſpotten.

I.

Indem ich mich anſchicke, die folgende Begebenheit zu erzählen, muß ich an ein Ereignis aus meiner Kindheit denken, welches mir noch heute ſo klar und deutlich im Gedächtniſſe lebt, als ob ich es erſt geſtern erlebt hätte.

Wir ſtanden, fünf oder ſechs kleine Knaben, auf dem Marktplatze meiner Vaterſtadt und ſahen einem Fuhrmanne zu, deſſen Pferde den ſchweren Wagen nicht fortzubringen vermochten. Er hieb lange Zeit vergeblich auf ſie ein und ließ ſich endlich von ſeinem Zorne zu einem Fluche hinreißen, den er mit ſo kräftigen Hieben begleitete, daß die Pferde die Laſt nun wirklich über das Hindernis hinwegzerrten. „Ja, wenn nichts mehr helfen will, dann hilft ein ‚heiliges Donnerwetter‘,“ lachte er und fuhr weiter. Die Umſtehenden lachten mit, und wir Knaben fühlten uns von dem Fluche ſo imponiert, daß wir ihn ſofort auf das eifrigſte bei unſerem Spiele anwandten. Es wurde einige Zeit mit wahrer Wonne ‚gedonnerwettert‘, bis mein Vater es hörte und mir zum Fenſter heraus jenen bekannten Wink gab, welcher die Eigentümlichkeit hatte, mich ſtets und augenblicklich in eine höchſt wehmütige Stimmung zu verſetzen. So auch dieſes Mal, und zwar nicht ohne Grund, denn ich hatte die Anwendung des Kraftwortes dadurch zu büßen, daß ich kein

Mittageſſen bekam und mit ſehr niedergedrückten Gefühlen zuſehen mußte, wie gut der dicke Milchreis meinen Geſchwiſtern ſchmeckte. Dieſer ſehr unfreiwillige Verzicht that mir ſo weh, daß ich den feſten Entſchluß faßte, nie wieder ‚Donnerwetter‘ zu ſagen. Dieſes löbliche Vorhaben wurde dadurch noch mehr befeſtigt, daß mich nach Tiſche meine ehrwürdige, damals achtzig Jahre alte Großmama beiſeite nahm und mir mit einem derben Waſchlappen den Mund ſo kräftig abwuſch, daß mir das helle Waſſer aus den Augen lief.

„Pfui, pfui!“ ſagte ſie dabei. „Wer flucht, der beſchmutzt ſeinen Mund, und das muß tüchtig abgerumpelt werden. Merke dir das, und thue es ja nicht wieder, wenn ich dich lieb behalten ſoll!“

Wenn ich offen ſein will, ſo muß ich geſtehen, daß dieſes ‚Abrumpeln‘ einen noch tiefern Eindruck auf mich machte, als die Koſtentziehung, denn was Großmama ſagte, das war mir heiliger als jedes andere Wort. Ich zog mich alſo in einen ſtillen Winkel zurück, um die Reinigung der Lippen auf eigene Hand weiter fortzuſetzen, und dabei fiel mir ein, daß ich doch nicht der einzige geweſen war, der geflucht hatte. Infolgedeſſen ſetzte ich mich in den heimlichen Beſitz des beſagten Waſchlappens und ſchlich mich fort, um die Mitſchuldigen alle zuſammenzuholen. Als mir dies gelungen war, erklärte ich ihnen, welchem Schickſale ſie ſich unter den obwaltenden Umſtänden zu unterwerfen hätten, und führte ſie zu dem großen Waſſertroge, der an der obern Seite des Marktes ſtand. Dort gaben wir uns dann dem ‚Abrumpeln‘ mit einem ſolchen Feuereifer hin, daß uns das Waſſer an den Beinen niederlief und wir uns in die Sonne legen mußten, um wieder trocken zu werden.

So großen Spaß dieſe Wäſche uns allen machte, ſo

ernſt war es mir doch mit der Angelegenheit an ſich, und ich muß ſagen, daß von jenem Tage ſich der Abſcheu datiert, den ich noch heute gegen jeden Fluch und jeden Schwur empfinde. Sei mir ein Menſch auch noch ſo ſympathiſch, ſobald ich ein ſolches Wort von ihm höre, fühle ich mich abgeſtoßen, und ſtellt es ſich gar heraus, daß er ein Gewohnheitsflucher iſt, ſo hört er auf, für mich zu exiſtieren.

Wie weit es ein Menſch in dieſer ſündhaften Angewohnheit zu bringen vermag, habe ich an dem Manne geſehen, von dem ich heute erzählen will, weil ſein Beiſpiel zugleich einen deutlichen Beweis dafür bildet, daß mit der Langmut und Barmherzigkeit Gottes nicht zu ſcherzen iſt.

Zur Zeit, als dieſe Epiſode ſich ereignete, befand ich mich mit Winneton, dem Häuptling der Apatſchen, bei den Navajos, welche ihn auch als ihren oberſten Anführer anerkannten, weil ſie im weiteren Sinne auch zu dem Volke der Apatſchen gehörten. Sie lagerten damals zwiſchen den Höhen der Agua grande genannten Gegend und wollten von da aus nach dem Colorado hinab, doch nicht eher, als bis eine Anzahl weißer Jäger, die ich zu ihnen beſtellt hatte, eingetroffen ſein würde.

Während wir auf die Ankunft dieſer Leute warteten, brachten unſere roten Wachen zwei fremde Indianer, welche ſie unter ſehr verdächtigen Umſtänden aufgegriffen hatten, in das Lager. Sie ſollten natürlich ſofort ausgefragt werden, weigerten ſich aber, irgend eine Antwort zu geben. Es war ihnen kein Wort zu entlocken; ihre Geſichter waren nicht gefärbt, und da ſie auch kein Zeichen ihrer Abſtammung an ſich trugen, ſo war es beinahe unmöglich, zu beſtimmen, welchem Volke ſie angehörten. Wir wußten, daß die Utahs ſich in letzter Zeit den Na-

vajos feindlich gezeigt hatten, und ſo bemerkte ich zu Winneton:

„Ich möchte ſie für Utahs halten, denn dieſer Stamm hat ſich immer mehr nach Süden gezogen und ſcheint einen Angriff gegen die Navajos zu planen. Vielleicht ſind dieſe beiden Kerls von ihnen ausgeſchickt, um den Aufenthalt der Navajos zu erkunden.“

Ich glaubte, mit dieſen Worten das Richtige getroffen zu haben, aber Winneton kannte die hier oben hauſenden Indianer beſſer als ich, er antwortete:

„Es ſind Pa-Utes, doch hat mein weißer Bruder recht, indem er ſie für Kundſchafter hält.“

„Sollten ſich die Pa-Utes mit den Utahs verbunden haben?“

„Winnetou zweifelt nicht daran, denn wenn es anders wäre, würden dieſe beiden Krieger ſich nicht weigern, uns Auskunft zu erteilen.“

„Da gilt es, vorſichtig zu ſein! In einer Gegend, wie die hieſige iſt, muß man annehmen, daß Kundſchafter ſich höchſtens drei Tagereiſen von ihren Leuten entfernen. Daraus können wir ſchließen, wie nahe uns die Feinde ungefähr ſind.“

„Uff! Wir werden nach ihnen ſuchen.“

„Wer?“

„Du und ich.“

„Weiter niemand?“

„Vier gute Augen ſehen mehr als hundert ſchlechte, und je mehr Krieger wir mitnehmen, deſto eher können wir entdeckt werden.“

„Das iſt richtig; aber vielleicht kommen wir in die Lage, einen Boten heimſenden zu müſſen.“

„So nehmen wir einen Navajo mit, weiter aber niemand. Howgh!“

Dieſes letztere Wort diente bei ihm ſtets zur Bekräftigung; es hieß ſoviel wie: abgemacht, Sela, Amen. Darum verzichtete ich darauf, ihm weitere Vorſchläge zu machen.

Die Navajo-Abteilung, bei welcher wir uns befanden, zählte außer den alten Männern, Frauen und Kindern gegen dreihundert Krieger, die unter Nitſas-Kar[1]), einem ſehr tüchtigen Häuptlinge, ſtanden. Das waren Leute genug zur Abwehr eines Feindes, von dem wir annahmen, daß er nicht gerade in hellen Haufen erſcheinen werde; dennoch waren wir ſo vorſichtig, einen Boten nach der nächſten Abteilung zu ſenden, um ſie von der nahenden Gefahr zu benachrichtigen. Eine kurze Beratung mit Nitſas-Kar hatte das von Winneton gewünſchte Ergebnis. Der Apatſche, ich und ein junger, aber ſehr erprobter Krieger ritten fort, um den Aufenthalt der Gegner zu entdecken, und die Navajos blieben unter Aufſtellung doppelter Poſten und ſcharfer Bewachung der beiden Gefangenen an Ort und Stelle lagern, um auf unſere Rückkehr oder unſern Boten zu warten.

Es war noch ſehr früh am Morgen, und wir hatten alſo den ganzen Tag vor uns. Im allgemeinen wußten wir, daß die Utahs im Süden des gleichnamigen Territoriums lagerten, während die Pa-Utes ungefähr da zu ſuchen waren, wo die Ecken von Utah, Colorado, Arizona und Neu-Mexiko zuſammenſtoßen. Das war freilich ſehr unbeſtimmt, zumal wir uns ſagen mußten, daß die Roten, falls ſie einen Ueberfall beabſichtigten, die Gegenden wahrſcheinlich ſchon verlaſſen hätten. Wohin alſo uns wenden? So hätte nur einer, der nicht Weſtmann war, gefragt; wir aber kannten einen Wegweiſer, auf

[1]) Großer Pfeil.

den wir uns verlaſſen konnten, nämlich die Fährte der beiden Kundſchafter, welche wir fanden, ſobald wir das Lager verlaſſen hatten.

Wir waren in einer der fruchtbarſten Gegenden von Arizona, was aber nicht viel heißen will. Das Land hat ſehr geringe Waſſerniederſchläge; die wenigen Flüſſe haben ihre Betten in tiefen, tiefen Schluchten; der Hauptſtrom, nämlich der Colorado, fließt zwiſchen Felswänden, welche oft über zweitauſend Meter faſt ſenkrecht emporſteigen, und oben breitet ſich das Hochplateau nach allen Seiten kahl und pflanzenarm aus, der Glut der Sonne und den darüber hinſauſenden Stürmen preisgegeben. Nur ſelten giebt es einen Waſſerlauf, dem man folgen kann, ohne in eine ſchier endloſe Tiefe hinabſteigen zu müſſen, und dann giebt es allerdings ein Grün von Gras, von Sträuchern und Bäumen, welches das Auge umſomehr erfreut, als der Blick bisher unausgeſetzt auf nacktem Fels hat ruhen müſſen. Da, wo kleine Flüſſe ſich einander nahen, giebt es ſogar Wälder, zwiſchen denen ſich ſaftige Prairien erſtrecken. Dies war der Fall auch hier, wo wir uns befanden, und ſo gehörte kein übermäßiger Scharfſinn dazu, die Fährte der beiden gefangenen Kundſchafter zu entdecken.

Da man dieſe Leute ſofort bei ihrer Ankunft ergriffen hatte, waren ihre Spuren noch ſo friſch, daß ſich das von den Hufen ihrer Pferde niedergetretene Gras noch nicht wieder aufgerichtet hatte, und wir Galopp reiten konnten, ohne die Eindrücke nur einmal aus den Augen zu verlieren. Die Kundſchafter ſchienen die ganze Nacht unterwegs geweſen zu ſein, denn wir fanden keine Stelle, an welcher ſie gelagert hatten. Später kam felſiges Terrain, wo wir langſamer reiten mußten, da wir gezwungen waren, nun ſchärfer achtzugeben; doch hatten

ſie in der Dunkelheit nicht vorſichtig genug ſein können, und wenn in dem harten Geſtein auch nicht mehr von Hufſtapfen die Rede ſein konnte, ſo gab es für uns doch deutliche Merkmale genug, die uns den richtigen Weg zeigten.

Erſt am Abend erreichten wir ein Wäſſerchen, wo ſie geſtern Raſt gemacht hatten. Da fanden wir ihre Medizinen und Farbentöpfe verſteckt, aus denen wir erſahen, daß ſie Pa-Utes waren und ſich auf dem Kriegspfade befanden. Wir ruhten während der ganzen Nacht hier aus und ritten dann am Morgen weiter.

Leider waren die Spuren von jetzt an nicht mehr zu erkennen, was uns aber gar keine Verlegenheit bereitete, denn wir brauchten nur die Richtung nach dem Rio San Juan einzuhalten, um ſie dort ganz gewiß zu treffen. Wir ritten alſo Oſtnordoſt, erſt über eine Savanne, deren Gras immer ſpärlicher wurde, und dann über eine Felſenebene, welche ſo glatt und nackt war, als ob ſie aus Cement gegoſſen worden ſei.

Es war gegen Mittag, als wir am fernen Horizonte drei Punkte ſahen, welche ſich uns näherten. Da es kein Verſteck für uns gab und wir nicht wußten, ob wir mit Weißen oder Roten zuſammentreffen würden, ſo ſtiegen wir ab, ließen unſere Pferde ſich legen und legten auch uns neben ſie auf das Geſtein. Auf dieſe Weiſe konnten wir nicht ſo bald geſehen werden.

Die Punkte wurden um ſo größer, je mehr ſie ſich uns näherten, bis wir ſahen, daß es drei Reiter waren. Winnetou beſchattete ſeine Augen mit der Hand, blickte ihnen ſchärfer entgegen und rief dann aus:

„Uff! Dick Hammerdull, Pitt Holbers und ein dritter Weißer, den ich nicht kenne!“

Hammerdull und Holbers gehörten zu den Jägern,

welche wir erwarteten. Auch ich erkannte sie jetzt und sprang auf. Da Winneton und der Navajo dasselbe thaten, wurden wir jetzt gesehen, und die drei Reiter blieben halten. Wir ließen unsere Pferde aufspringen, stiegen in den Sattel und ritten auf sie zu. Hammerdull und Holbers erkannten uns und kamen mit lauten Jubelrufen uns entgegengaloppiert.

Es muß gesagt werden, daß die beiden Männer so treffliche Originale waren, wie man sie im wilden Westen nur zu finden vermag. Sie wurden von allen ihren Bekannten ‚die verkehrten Toasts' genannt. Unter Toasts versteht man bekanntlich zusammengelegte Butterbrote, und Dick und Pitt pflegten im Nahekampfe sich Rücken an Rücken aneinander zu stellen, um sich in dieser Weise ihrer Angreifer besser erwehren zu können; sie standen also nicht mit den Butterseiten zusammen; daher die Bezeichnung der ‚verkehrten' Toasts.

Hammerdull war ein kleiner und, was im Westen sehr selten ist, außerordentlich dicker Kerl und hielt sein von Schmarren und Narben durchzogenes Gesicht soviel wie möglich stets glatt rasiert. Seine List kam seiner Verwegenheit gleich, was ihn für jeden zu einem sehr willkommenen Gefährten machte, wenngleich es mir oft lieber gewesen wäre, wenn er mehr bedachtsam als kühn gehandelt hätte. Er hatte sich die eigentümliche Redensart „ob .... oder nicht .... das bleibt sich gleich" angewöhnt und rief dadurch fast stets ein Lächeln auf den Gesichtern seiner Gefährten hervor.

Pitt Holbers war im Gegensatze zu ihm sehr lang und sehr dünn. Sein hageres Gesicht war — — — fast hätte ich gesagt: in einen Vollbart eingehüllt, und das wäre eine grandiose Unwahrheit gewesen, denn dieser Bart bestand aus kaum hundert Haaren, welche in ein-

ſamer Zerſtreuung die beiden Wangen, Kinn und Oberlippe bewucherten und von da lang und dünn bis faſt auf den Gürtel niederhingen. Es ſah aus, als ob die Motten ihm neun Zehntel ſeines Bartes weggefreſſen hätten. Pitt war außerordentlich wortkarg und bedächtig, ein ſehr brauchbarer Kamerad, der nur dann ſprach, wenn er gefragt wurde.

Den dritten Reiter kannten wir nicht. Er war faſt noch länger als Holbers und dabei zum Erſchrecken dürr. Faſt konnte man ſich der Täuſchung hingeben, daß man ſeine Knochen klappern höre. Ich fühlte beim erſten Blicke, daß ich mich nicht mit ihm befreunden könne: ſein Geſicht war roh zugeſchnitten und ſein Blick herausfordernd. Wenn es einen rückſichtsloſen Menſchen gab, ſo war es jedenfalls dieſer Mann.

Indem wir aufeinander zuſprengten, rief Dick Hammerdull:

„Winnetou, Old Shatterhand! Siehſt du ſie, Pitt Holbers, altes Coon, ſiehſt du ſie?“

Coon iſt Abkürzung von Racoon, Waſchbär, der Koſename, mit welchem Hammerdull ſeinen Pitt Holbers zu benennen pflegte. Dieſer antwortete trotz der Freude, welche er fühlte, in ſeiner trockenen Weiſe:

„Wenn du denkſt, Dick, daß ich ſie ſehe, ſo magſt du das Richtige getroffen haben.“

Sie faßten unſre Hände und ſchüttelten ſie aus Leibeskräften. Dabei rief Hammerdull weiter:

„Endlich, endlich haben wir euch!“

„Endlich?“ fragte ich. „Ihr konntet doch nicht erwarten, uns jetzt ſchon zu treffen, weil wir euch nach dem Agua grande beſtellt haben, bis wohin man noch anderthalben Tagesritt hat. Iſt eure Sehnſucht nach uns ſo groß geweſen?“

„Natürlich! Unendlich groß!“

„Warum? Wo ſind die andern?“

„Das iſt es ja! Darum ſehnten wir uns nach euch, und darum hetzten wir unſere Pferde faſt zu Tode. Wir müſſen ſofort nach dem Agua grande, um eine tüchtige Schar Navajos zu holen.“

„Wozu?“

„Um die Pa-Utes zu überfallen, welche unſere Gefährten gefangen genommen haben. Fort alſo, fort, Meſch'ſchurs, ſonſt kommen wir zu ſpät!“

Er wollte weiterreiten. Ich griff ihm in die Zügel und ſagte:

„Nicht ſo hitzig, Dick! Vor allen Dingen müſſen wir wiſſen, was geſchehen iſt. Steigt alſo ab und erzählt es uns!“

„Abſteigen?“ Fällt mir nicht ein! Ich kann es euch auch im Reiten erzählen.“

„Ich will es aber in Ruhe hören; ihr wißt ja, wie ich in dieſer Beziehung bin. Man kann durch Ueberſtürzung leicht alles verderben und ſoll allem, was man unternimmt, die Ueberlegung vorangehen laſſen.“

„Aber wenn keine Zeit zum Ueberlegen iſt?!“

„Ich ſage euch, daß wir Zeit genug haben. Vor allen Dingen müßt ihr uns doch ſagen, wer der Mann iſt, den ihr da bei euch habt!“

Winnetou war ſchon abgeſtiegen; ich folgte ihm und ſetzte mich zu ihm nieder; da konnten die drei andern nichts, als dasſelbe thun.

„Na, Pitt Holbers, altes Coon, da müſſen wir alſo die koſtbare Zeit verlieren,“ brummte Hammerdull verdroſſen. „Was meinſt du dazu?“

„Wenn Old Shatterhand und Winnetou wollen, ſo wird es wohl richtig ſein,“ antwortete der Gefragte.

„Ob richtig oder nicht, das bleibt sich gleich; es ist die schnellste Hilfe nötig; aber da es nicht anders verlangt wird, so müssen wir uns fügen.“

Sie setzten sich zu uns auf die Erde nieder. Der Unbekannte hatte mir seine Hand in einer Weise zum Gruße entgegengehalten, als ob wir uns schon oft gesehen und gesprochen hätten, und ich hatte sie nur leise berührt, denn ich bin nicht gewöhnt, jemandem die Hand zu drücken, dem ich nicht die meinige vorher angeboten habe. Als er sie dann auch Winnetou hinhielt, that dieser so, als ob er diese Bewegung gar nicht sähe. Der Apatsche hatte also in Beziehung auf diesen Mann ganz dasselbe Vorgefühl wie ich.

„Ihr wollt wissen, wer dieser Gentleman ist,“ meinte Dick Hammerdull. „Er heißt Mr. Fletcher, ist schon seit fast drei Jahrzehnten im wilden Westen und hat sich mit vier Kameraden uns angeschlossen, um endlich einmal Winnetou und Old Shatterhand kennen zu lernen.“

„Ja, Mesch'schurs, es ist wahr, was Mr. Hammerdull sagt,“ fiel da Fletcher mit wichtiger Miene ein. „Ich treibe mich nun schon gegen dreißig Jahre im Westen herum und habe es mir zur Aufgabe gemacht, diesen ver .... Roten zu zeigen, daß sie auf unserm .... Erdboden den Teufel zu suchen haben. Solche ..... Kanaillen, wie sie sind, soll das ..... erschlagen, und da ich hoffe, daß ihr genau so gesinnt seid, wie ich, so müßte es mit ..... zugehen, wenn die .... Halunken nicht ihre ..... Knochen dahin tragen müßten, wo sie der Satan in ..... Mehl zerstampfen wird!“

Ich erschrak förmlich über die Ausdrucksweise. Das waren ja Worte, die ich gar nicht aussprechen und noch viel weniger schreiben kann! Jedes Wort, welches ich hier durch Punkte ersetzt habe, war ein Fluch. Acht

Flüche in einer ſo kurzen Rede! Und dabei ſah er uns an, als ob er erwarte, daß wir ganz entzückt darüber ſeien! Es war mir ganz im Gegenteile ſo, als ob ich acht Hiebe auf den Kopf erhalten hätte. Und nun wußte ich genau, wer er war, beſſer, als Hammerdull es mir hätte ſagen können. Man hatte oft in meiner Gegenwart von dieſem Menſchen erzählt, den der Fremdeſte ſofort an ſeinen gräßlichen Ausdrücken erkennen mußte. Ja, er war ein Weſtmann, aber einer der allerniedrigſten Sorte. Es gab keine That, deren er nicht fähig war; der Strick hatte ſchon oft über ſeinem Haupte geſchwebt; in ſeinem Indianerhaſſe überbot er den grauſamſten Feind der roten Raſſe, und man erzählte ſich da von ihm Dinge, bei denen man förmlich fühlte, daß ſich die Haare emporſträubten. Dazu kam, daß, wenn er ſprach, er ſich geradezu in Flüchen badete, ſo daß ſelbſt rohe Menſchen ſchließlich nichts mehr von ihm wiſſen wollten. Er war bisher mit einem unbegreiflichen Glücke den Ahndungen des Geſetzes und der Rache der Indianer entgangen, obgleich jeder, der ihn kennen gelernt hatte, ſagte, daß er nichts anderes verdiene, als wie ein wildes Tier niedergeſchlagen zu werden. Infolge ſeiner übermäßig dürren Geſtalt und der Gewohnheit, in jedem Satze, der über ſeine Lippen ging, einen Fluch anzubringen, hatte er den Namen Old Curſing-Dry erhalten; aber es war bekannt, daß jeder ſein Leben auf das Spiel ſetzte, der es wagte, ihn in das Geſicht ſo zu nennen.

„Na, ſeid ihr etwa ſtumm, Meſch'ſchurs?“ fragte er jetzt, als er nicht gleich eine Antwort erhielt. „Ich glaube doch, zu wiſſen, daß ihr beide reden könnt.“

Winnetou ſaß mit tief geſenkten Wimpern und ſtarren Angeſichtes da. Wenn er hätte ſprechen wollen, hätte er es nur mit dem Meſſer und nicht mit dem Munde

thun können. Darum übernahm ich es, zu antworten, indem ich den Menſchen aufforderte:

„Sagt mir einmal, ob ich mich irre, wenn ich Euch für Old Curſing-Dry halte!“

Er hatte ſich auch geſetzt, ſprang aber augenblicklich wieder auf, zog ſein Meſſer und ſchrie mich an:

„Wie — — was — — wer bin ich — — — wie nennt Ihr mich? Soll ich Euch dieſes Eiſen in Euern ... Leib ſtoßen? Ich werde es thun, wenn Ihr mir nicht ſofort Abbitte leiſtet und — — —“

„Schweigt!“ unterbrach ich ihn, indem ich meinen Revolver zog und auf ihn richtete. „Bei der geringſten Bewegung mit dem Meſſer habt Ihr eine Kugel im Kopfe! Old Shatterhand iſt nicht der Mann, der ſich ſo leicht niederſtechen läßt, wie Ihr zu denken ſcheint. Seht doch, daß Winnetou ſeinen Revolver auch ſchon ſchußfertig hält! Ihr ſeid heute an Leute gekommen, welche kurzen Prozeß zu machen pflegen. Ihr bemerkt wohl, daß mein Finger am Drücker liegt. Antwortet mir alſo bündig, ob Ihr Old Curſing-Dry ſeid oder nicht?“

Seine Augen leuchteten heimtückiſch auf; aber er ſah ein, daß er gegen uns im Nachteile war, ſchob das Meſſer in den Gürtel zurück, ſetzte ſich wieder nieder und ſagte in ſcheinbarer Ruhe:

„Ich heiße Fletcher; wie mich etwa andere ..... Schufte nennen, das iſt mir gleich und geht euch nichts an!“

„Oho! Es geht uns wohl etwas an, was für ein Menſch ſich zu uns geſellt! Dick Hammerdull, habt Ihr gewußt, daß dieſer Mann Old Curſing-Dry iſt!“

„Nein,“ antwortete der Dicke verlegen.

„Wie lange ſeid Ihr ſchon mit ihm zuſammen?“

„Es wird wohl ſo eine Woche ſein. Meinſt du nicht auch, Pitt Holbers, altes Coon?“

„Wenn du denkſt, Dick, daß es ſo lange her iſt, ſo wird es wohl richtig ſein,“ antwortete Holbers.

„Ob richtig oder nicht, das bleibt ſich gleich, aber es iſt genau eine Woche, nicht länger und nicht kürzer.“

„So müſſen Euch doch ſeine Flüche aufgefallen ſein!“ fuhr ich fort.

„Seine Flüche? Hm, ja! Hab freilich zuweilen gedacht, daß er ſich ein wenig anders ausdrücken könnte; aber daß er Old Curſing-Dry iſt, das wußte ich nicht.“

„So will ich nichts ſagen; aber hättet Ihr es gewußt und ihn trotzdem zu uns gebracht, dann — — Ihr wißt jedenfalls, was ich ſagen will. In unſerer Gegenwart wird anſtändig geſprochen; Flüche dulden wir nicht, und wem das nicht recht iſt, der mag ſo ſchnell wie möglich gehen, wenn er nicht gegangen werden will! Und nun iſt's genug hiervon! Wir haben Notwendigeres zu beſprechen. Wir erwarteten euch beide mit noch vier Mann; ſind dieſe den Pa-Utes auch in die Hände gefallen?“

„Ja.“

„Wann?“

„Geſtern abend.“

„Wo?“

„Am Rio San Juan.“

„Auf welche Weiſe?“

„Ob auf dieſe oder auf jene Weiſe, das bleibt ſich ganz egal; ich weiß weder die Art noch die Weiſe.“

„Das begreife ich nicht. Ihr müßt doch unbedingt wiſſen, was geſchehen iſt!“

„Das würde wohl richtig ſein, wenn es in unſerer Gegenwart geſchehen wäre, Mr. Shatterhand.“

„Ah, ſo ſeid ihr nicht dabei geweſen?“

„Nein, wir waren fort, um Fleiſch zu holen, und weil wir nicht gleich ein Wild fanden, kamen wir weit vom Lager ab. Als wir zurückkehrten, war es ſchon finſter, und wir wären den Pa-Utes ganz ahnungslos in die Arme geritten, wenn uns nicht Mr. Fletcher entgegengekommen wäre, um uns zu warnen.“

„Weiter! Ihr waret zu Pferde?“

„Ja, denn wir wollten uns auf Antilopen verſuchen.“

„Fletcher war auch beritten?“

„Natürlich! Als er auf uns getroffen war, verſteckten wir die Pferde und ſchlichen nach unſerm Lagerplatze zurück, den die Pa-Utes inzwiſchen eingenommen hatten. Es gelang uns, ſo nahe heranzukommen, daß wir unſere acht gefangenen Gefährten ſehen konnten; ſie lagen gefeſſelt inmitten der Roten.“

„Keiner tot?“

„Nein, nicht einmal verwundet.“

„Hm, höchſt ſonderbar! Habt ihr denn keine Schüſſe gehört?“

„Nein; wir hatten uns zu weit vom Lager entfernt.“

„War keine Spur zu bemerken, daß ein Kampf ſtattgefunden hatte?“

„Zwei Indianer lagen tot am Feuer.“

„Das iſt noch viel ſonderbarer! Ihr habt doch auf das gelauſcht, was geſprochen wurde?“

„Ob gelauſcht oder nicht, das iſt ganz und gar egal; es wurde kein Wort geſprochen. Wir hatten überhaupt ſchon zuviel gewagt und mußten trachten, uns in Sicherheit zu bringen. Darum ſuchten wir ſehr bald die Pferde wieder auf und ritten fort.“

„Wohin?“

„Natürlich hierher, denn es blieb uns nichts anderes übrig, als Euch aufzusuchen und dann mit Hilfe der Navajos die gefangenen Kameraden zu befreien. Darum schlage ich vor, sofort nach dem Agua grande aufzubrechen und — —“

„Nur Geduld!“ unterbrach ich ihn. „Wir sind noch lange nicht so weit. Wir müssen klar sehen, ehe wir einen Entschluß fassen können. Es handelt sich vor allen Dingen um die beiden Indianerleichen. Wer hat diese zwei Indsmen getötet? Wißt Ihr dies vielleicht, Mr. Fletcher?“

„Laßt mich in Ruh!“ antwortete er grob. „Was gehen mich die roten Schufte an!“

„Liegt Euch auch nichts an Euren weißen Kameraden, welche gefangen sind?“

„Wenn nicht ein Sohn und ein Neffe von mir dabei wären, könnte auch sie der ..... holen!“

„Hört, drückt Euch anders aus, sonst jagen wir Euch fort, und Ihr mögt sehen, wie Ihr Eure Verwandten frei bekommt! Wir sind zur Hilfe bereit, müssen da aber unbedingt verlangen, die Wahrheit zu erfahren. Also Ihr wißt nicht, auf welche Weise die Indsmen um das Leben gekommen sind?“ —

„Nein.“

„So sagt, wie geschah der Ueberfall?“

„Auch das kann ich nicht sagen, denn ich war nicht dabei.“

„So waret Ihr auch vom Lager fort? — Wohin?“

„Fleisch holen.“

„Hat Euch denn das Los mit getroffen, auf die Jagd zu gehen?“

„Nein; aber die Zeit wurde mir zu lang, und so

ritt ich fort. Als ich nach hereingebrochener Dämmerung zurückkehrte, hörte ich das Kriegsgeheul der Roten im Lager, welches überfallen worden war. Ich konnte nichts thun, als Mr. Hammerdull und Mr. Holbers entgegenreiten, um ſie zu warnen. Das iſt alles, was ich von dieſer ..... Geſchichte weiß."

„Wie ſtark ſind die Pa-Utes ungefähr?"

„Es können wohl dreihundert ſein. Wenn wir nur halb ſo viele Navajos bekommen können, mache ich mich anheiſchig, dieſen ..... Schurken das Leben aus den ..... Leibern zu treiben, ſo daß — — —"

„Schweig!" donnerte ihn da der Apatſche an, der bis jetzt kein Wort geſprochen hatte. „Du biſt es, der die beiden Pa-Utes getötet hat!"

„Nein, ich bin es nicht!"

„Das iſt Lüge. Du biſt der Mörder!"

Die Augen der beiden bohrten ſich ineinander. Die bronzenen Züge Winnetous waren kalt und ſtolz wie die eines Königs, während auf dem Geſichte Fletchers die ungezügelte Leidenſchaft flammte. Der letztere vermochte nicht, den Blick des Apatſchen länger als einige Sekunden auszuhalten; er mußte den ſeinen ſenken, hob aber die Finger wie zum Schwure und rief:

„Ich will erblinden oder zerſchmettert werden, wenn ich der Mörder bin! Das iſt genug geſagt, und nun laßt mich in Ruhe mit Euern ..... roten Teufeln!"

Es überlief mich ein kaltes Grauen. Auch ich hielt ihn für den Mörder, ohne es ihm aber zu ſagen. Nun dieſe Worte! Das hieß das Strafgericht mit beiſpielloſer Gottloſigkeit und Frechheit auf ſich herabbeſchwören! Mir verſagte die Zunge; Winnetou aber ſtand auf und ſagte im Tone eines Propheten, vor deſſen geiſtigem Auge das Kommende entſchleiert liegt:

„Dieſes läſternde Bleichgeſicht hat vorhin gleich beim Willkommen die ganze rote Raſſe, alſo alle meine Brüder und auch mich verflucht. Winnetou hat dazu geſchwiegen, denn er weiß, daß der gute Manitou den Fluch des Böſen in Segen und Wohlthat verwandelt. Nun aber hat der Flucher den großen und gerechten Manitou ſelbſt geläſtert und zur Rache aufgefordert; er hat mit dem Allmächtigen gewettet um das Licht ſeiner Augen und um die Unverletzlichkeit ſeiner Glieder. Winnetou ſieht das Strafgericht über ihn hereinbrechen und mag keinen Teil an ihm haben. Der große Manitou weiß ebenſo gut wie ich und Old Shatterhand, daß er der Mörder iſt, und wird ihm thun, wie er von ihm gefordert hat. Howgh!“

Als ſich der Apatſche jetzt wieder niederſetzte, wäre es uns andern unmöglich geweſen, gleich zu ſprechen; Fletcher aber ſprang auf und wiederholte ſeine Läſterung in einer Weiſe, daß es mich förmlich emporriß; ich trat auf ihn zu, erhob die Fauſt und fuhr ihn an:

„Schweig augenblicklich, Menſch, ſonſt ſchlage ich dich nieder wie ein Ungeziefer, deſſen Tod für andere Geſchöpfe ein Segen iſt! Auch ich ſage mich von dir los. Mag geſchehen, was da wolle, von uns haſt du keine Hilfe zu erwarten!“

Da duckte er ſich zuſammen, hatte aber doch noch die Frechheit, halblaut und halb höhniſch zu ſagen:

„Sagt Euch in ..... Namen von mir los! Ich brauche Euch nicht, denn es handelt ſich nicht um mich, ſondern um die Gefangenen. Das alſo iſt der ganze Beiſtand, den man von dieſen beiden hochberühmten Weſtmännern zu erwarten hat. Ich danke!“

„Du haſt nicht zu danken, denn du haſt nichts mehr von uns zu fordern. Was aber die Gefangenen betrifft,

ſo werden wir thun, was in unſern Kräften ſteht. Wenn Rettung möglich iſt, ſoll ſie ihnen werden.“

„Dann müſſen wir uns aber beeilen!“ bat Dick Hammerdull. „Ihr werdet einſehen, daß wir keine Minute länger verlieren dürfen, Mr. Shatterhand. Meinſt du nicht auch, Pitt Holbers, altes Coon?“

„Hm!“ brummte der Gefragte nachdenklich. „Wenn ich es mir recht überlege, können wir nichts Beſſeres thun, als uns auf Mr. Winnetou und Mr. Shatterhand verlaſſen. Die ſind geſcheiter als du biſt, alter Dick, von mir ganz zu ſchweigen!“

„Da wäre es viel beſſer geweſen, du hätteſt gar nichts geſagt! So ein Coon, wie du biſt, ſollte eigentlich gar nicht reden!“

„Well! Da du hierin jedenfalls recht haſt, erſuche ich dich, mich in Zukunft gar nicht mehr zu fragen; dann kann das alte Coon den Schnabel halten.“

Das war natürlich im Scherz gemeint, denn es kam nie vor, daß die beiden ſich im Ernſte zankten. Dies wäre ihrer Eigenſchaft als Toaſts ganz zuwider geweſen. Hammerdull mußte uns den Ort, an welchem ſich das Lager befunden hatte, genau beſchreiben. Er fügte hinzu:

„Wahrſcheinlich aber ſind die Roten dort nicht mehr zu treffen; ich bin vielmehr ſicher, daß ſie hinter uns her ſind, um uns zu verfolgen. Darum dringe ich ſo darauf, daß wir ſchnell weiterreiten.“

„Ihr ſeid im Irrtum, Dick,“ antwortete ich. „Ihr werdet nicht verfolgt. Wenn die Pa-Utes wüßten, daß drei entkommen ſind, wären ſie ſchon längſt zu ſehen. Sie ſind jedenfalls der Ueberzeugung, alle Weißen, welche anweſend waren, gefangen zu haben.“

„Aber unſere Spuren! Aus ihnen müſſen ſie doch

erſehen, daß wir auf der Jagd waren, alſo beim Ueberfall nicht dabei geweſen ſind!“

„Der Ueberfall geſchah geſtern abend nach Anbruch der Dunkelheit, und heut früh waren eure Spuren ſchon ſo undeutlich, daß nicht mehr unterſchieden werden konnte, wann ſie entſtanden ſind, ob vor oder nach der Ueberrumpelung des Lagers. Und eure Kameraden werden, wenn man ſie fragt, ſich hüten, euch, von denen ihre Rettung abhängt, zu verraten. Dazu kommt, daß die Pa-Utes ſich auf dem Kriegspfade befinden und alſo die beiden Leichen nicht mit ſich herumſchleppen können. Man wird die Toten dort begraben. Obgleich ſie gezwungen ſind, die dabei vorgeſchriebenen Ceremonien abzukürzen, werden ſie doch vor morgen mittag nicht fertig ſein und alſo nicht eher aufbrechen. Zudem haben ſie auch ſonſt keine Eile, weil ſie auf die Rückkehr der beiden Kundſchafter warten müſſen, von denen ſie nicht wiſſen, daß ſie in die Hände der Navajos geraten ſind. Ihr ſeht alſo wohl ein, daß wir Zeit haben?“

„Ob Zeit oder nicht, das iſt ganz und gar egal; ich werde mich aber nach Eurem Entſchluſſe richten, weil Ihr wirklich klüger ſeid als Pitt Holbers, das alte Coon. Das hat er vorhin ſelbſt geſagt.“

„Von dir natürlich ganz zu ſchweigen, lieber Dick,“ fiel Holbers in komiſchem Ernſte ein.

„Sei doch lieber ſtill! Du haſt ja geſagt, daß du nicht mehr reden willſt. Was gedenkt Ihr alſo nun zu zu thun, Mr. Shatterhand?“

„Das wird Winnetou beſtimmen. Die Aufklärung habe ich allein geführt; darum werde ich das weitere nun ihm überlaſſen.“

Winnetou und ich, wir kannten uns, wie ſich ſelten zwei Menſchen kennen. In Augenblicken, wo es galt,

einen Entſchluß zu faſſen, war es oft, als ob wir beide nur eine Seele, einen Gedanken hätten. Was der eine von uns ausſprach, das hatte der andere vorher ſchon im ſtillen für richtig gehalten. So auch jetzt. Der Apatſche warf einen forſchenden Blick in mein Geſicht, und als ich nickte, wendete er ſich an den Navajo, welcher mit uns gekommen war und bisher ſchweigend bei uns geſeſſen hatte, denn wenn Häuptlinge ſprechen, darf ein gewöhnlicher Krieger es nicht wagen, ſich hören zu laſſen:

„Kennt mein junger, roter Bruder genau den Deklil-Naßla [1]) des Juanfluſſes?“

Der Gefragte nickte ſtumm und ehrfurchtsvoll. Der Apatſche fuhr fort:

„An beiden Enden desſelben gehen ſchmale Pfade hinab, welche nur von den Kriegern der Navajos gefunden werden. Nitſas-Kar, der tapfere Häuptling derſelben, mag ſeine Krieger nach dem Cañon führen, die eine Hälfte ganz hinab an das untere Ende und die andere Hälfte an das obere Ende, doch nicht ganz hinab, damit ſie nicht geſehen werden können, denn wir werden die Pa-Utes in den Cañon locken. Erſt wenn ſie in denſelben eingedrungen ſind, darf die obere Schar ganz hinab bis an das Waſſer ſteigen und ſich ſehen laſſen. Dann ſind die Pa-Utes zwiſchen den beiden Abteilungen eingeſchloſſen und müſſen ſich ergeben, wenn ſie ſich nicht bis auf den letzten Mann erſchießen laſſen wollen, denn ſie befinden ſich zwiſchen den hohen, glatten Wänden des Cañons, wo ſie ſich nicht verbergen können, während die Krieger der Navajos von keiner Kugel getroffen werden können, weil ſie hinter den Felſenblöcken ſtecken, welche oben und unten die Schlucht einengen. Hat mein Bruder mich verſtanden?“

[1]) Dunkler Cañon.

Wieder dasſelbe zuſtimmende Nicken.

„So mag er ſich ſofort auf ſein Pferd ſetzen, um ſchnell heimzureiten!“

Einige Augenblicke ſpäter galoppierte der Navajo davon, ohne auch nur ein Wort geſprochen zu haben. Dann ſtiegen auch wir auf und eilten fort, dem San Juan zu, deſſen Ufer Winnetou und ich genau kannten. Und ſelbſt wenn dies nicht der Fall geweſen wäre, hätten wir in Hammerdull und Holbers zuverläſſige Führer gehabt. An Fletcher erging kein Wort, kein Blick der Aufforderung, uns zu folgen; wir thaten, als ob er gar nicht anweſend ſei, doch kam er, als er ſich eine Weile beſonnen hatte, hinter uns her. Es wäre uns freilich viel lieber geweſen, wenn er zurückgeblieben wäre. —

II.

Winnetou war ebenſo wie ich vollſtändig überzeugt, daß ſich die Pa-Utes noch an der Stelle befanden, an welcher ſie die Weißen überfallen hatten. Dennoch waren wir ſo vorſichtig, nicht die gerade Richtung einzuſchlagen, denn ſie wollten ja zu den Navajos, von denen wir kamen, und es war immerhin möglich, daß ſie den Weg eher antraten, als wir dachten, oder auch nochmals Kundſchafter ausſchickten, die uns hätten ſehen müſſen; wir hielten uns alſo mehr rechts, gerade öſtlich, und ritten, als wir gegen Morgen des andern Tages in gleicher Höhe mit der Lagerſtelle angekommen waren, noch eine Strecke weiter, um dann nach links einzubiegen und uns dem Platze von Oſten anſtatt von Weſten her zu nähern. Es ſtand feſt, daß die Roten aus dieſer Gegend keinen Feind erwarteten. Doch mußten wir trotzdem vorſichtig ſein, denn ſo viele Leute brauchten Fleiſch, und es war

anzunehmen, daß nicht wenige von ihnen irgend umherschwärmten.

Wir erreichten den Fluß an einer weit aufwärts gelegenen Stelle und lagerten uns in einer nahe am Waſſer liegenden kleinen Lichtung, welche rings von dichtem Gebüſch umſchloſſen war. Nun galt es, zu erfahren, wie es mit den Pa-Utes und ihren Gefangenen ſtand. Das war nicht nur ein ſchwieriges, ſondern ein ſehr gefährliches Unternehmen. Ich bot mich an, es auszuführen; da aber Winnetou feſt darauf beſtand, ſelbſt zu gehen, ſo mußte ich mich fügen. Als er ſich entfernt hatte, ſorgten wir zunächſt dadurch für unſere Sicherheit, daß wir die Spuren, welche wir verurſacht hatten, wenigſtens in der Nähe verwiſchten.

Dann galt es, Old Curſing-Dry eine Verwarnung zu geben. Ich hatte zwar nicht wieder mit ihm ſprechen wollen, aber dieſer Vorſatz mußte zurücktreten, wenn es unſere Sicherheit galt. Er war uns bis hieher gefolgt, hatte ſein Pferd, wie wir die unſerigen, angebunden und ſich dann in einiger Entfernung von uns in das Gras gelegt. Seit unſerm geſtrigen Aufbruche hatte keiner von uns ein Wort zu ihm geſagt; man ſah ihm an, daß er im höchſten Grade gegen uns erbittert war, und ſo lag der Gedanke, daß er auf Rache ſinne, gar nicht fern. Hätten nicht ſein Sohn und ſein Neffe ſich unter den Gefangenen befunden, ſo wäre ich geneigt geweſen, ihm die Abſicht zuzutrauen, uns an die Indsmen zu verraten. Ganz ſicher waren wir ſeiner auf keinen Fall; wer konnte wiſſen, mit welchen Gedanken und Berechnungen er ſich beſchäftigte. Aus dieſem Grunde hielt ich es für geraten, mein Schweigen zu brechen. Ich mußte ſelbſt mit ihm reden, denn meine Worte machten jedenfalls mehr Eindruck auf ihn, als wenn ich ihm das, was er hören

ſollte, durch Dick Hammerdull oder Pitt Holbers hätte ſagen laſſen. Ich ging alſo zu ihm hin und fragte:

„Ihr ſeid uns ſeit geſtern bis hierher gefolgt, Mr. Fletcher, ohne daß wir Euch dazu aufgefordert haben. Es ſcheint, daß Ihr Euch auch ferner uns anſchließen wollt. Wie ſteht es damit?“

„Das geht Euch den Teufel an!“ antwortete er.

„Ich denke, daß es uns ſehr viel angeht, und erſuche Euch, Sir, einen anderen Ton gegen mich anzuſchlagen. Ich bin nicht gewöhnt, Grobheiten anzuhören, ohne in geeigneter Weiſe darauf zu antworten! Ihr habt geſehen und gehört, daß wir nichts von Euch wiſſen wollen; wenn Ihr uns trotzdem nachgeritten ſeid und Euch hier zu uns lagert, können wir dies nur in dem Falle dulden, daß Ihr uns nach unſerer Ueberzeugung keinen Schaden macht.“

„Schaden?“ grinſte er mich an. „Pshaw! An Euch giebt es nichts mehr zu verſchlechtern und zu ſchädigen!“

Kaum hatte er das geſagt, ſo riß ich einen fingerdicken Zweig vom nächſten Buſche, zog ihn durch die linke Hand, um die Blätter zu entfernen, und verſetzte ihm mehrere ſcharfe Hiebe quer über das Geſicht.

„So! Wer nicht hören will, der mag fühlen. Ich werde Euch lehren, höflich zu ſein!“

Er ſtieß einen unartikulierten Schrei der Wut aus, ſprang auf und riß den Revolver heraus, um ihn auf mich anzuſchlagen; aber noch ehe er den Lauf auf mich richten konnte, traf ihn mein Hieb ſo auf den Arm, daß er die Waffe fallen ließ; dann ſchlug ich ihm die Fauſt gegen die Schläfe, daß er wie ein lebloſer Klotz lang und ſteif zu Boden ſtürzte. Im Nu ſtand der dicke Hammerdull neben mir und ſagte, indem ſein Geſicht vor Entzücken glänzte:

„Heigh-day! Endlich, endlich ſieht man wieder einmal dieſen famoſen Hieb von Euch! Thank you, Sir! Der Kerl hat es genau ſo und nicht anders verdient. Sollen wir ihn ein wenig feſſeln, daß er dann, wenn er wieder zu ſich kommt, nicht etwa Dummheiten macht?"

„Ja, lieber Dick. Gebt ihm einige Riemen um die Arme und um die Beine. Beſſer iſt beſſer!"

„So komm her, Pitt Holbers, altes Coon! Wollen dieſem Old Curſing-Dry ein halbes Dutzend Feſtſchleifen um ſeinen ſchmalen Körper hängen. Oder meinſt du nicht?"

Pitt kam behaglich lächelnd herbeigeſtiegen und antwortete in ſeiner gewohnten Weiſe:

„Wenn du denkſt, daß es gut angebracht iſt, ſo können wir's ja machen, alter Dick."

„Ob machen oder nicht, das bleibt ſich gleich; gemacht aber wird's auf jeden Fall."

Sie feſſelten ihn nicht nur, ſondern ſie banden ihn dann auch noch extra an einem dicken Buſchſtumpfe feſt, ſo daß es ihm nicht möglich war, ſich heimlich aus unſerem Bereich zu wälzen. Als ſie damit fertig waren, rieb ſich Dick die fetten Hände und ſagte ſchmunzelnd:

„Das iſt bei Euch doch gleich ein ganz anderes Leben, Sir! Wir ſind nun einen ganzen Monat unterwegs, ohne daß ſich etwas Bemerkenswertes ereignet hat; kaum aber haben wir Euch getroffen, ſo ſtecken wir mitten in den Abenteuern drin."

„Und der vorgeſtrige Ueberfall? War das kein Abenteuer?" fragte ich.

„Für uns beide nicht, denn wir waren nicht dabei. Und wenn auch, ſo waret Ihr doch in der Nähe. In einer Woche bei Euch erlebt man mehr als ſonſt in einem Jahre; das iſt allbekannt. Jetzt haben wir den alten

Flucher feſt und können an etwas anderes denken. Was ſagt Ihr zu einem Fiſchgericht? Unſer Trockenfleiſch iſt faſt zu Ende.“

„Habt Ihr Angeln?“

„Welche Frage? Was ficht Euch an, Sir? Dick Hammerdull und keine Angeln! Die Frage iſt nur, ob es in dieſem lieben Rio San Juan auch Fiſche giebt. Oder wollen wir Blutegel angeln und braten, Pitt Holbers, altes Coon?“

„Hm! Wenn du denkſt, daß ſie ſo fett ſind, wie du biſt, alter Dick, da könnte es ſich wohl machen. Fiſche aber wären mir freilich lieber, denn ſie ſind meine Leibdelikateſſe, während auf Blutegel mein Magen heute nicht eingerichtet iſt.“

Das war eine ſo lange Rede, wie Pitt Holbers wohl ſelten eine gehalten hatte, und zwar nur deshalb, weil von ſeinem Leibgericht die Rede war. Ich konnte ihm glücklicherweiſe aus Erfahrung verſichern, daß ſie alle Hoffnung hätten, einen guten Fang zu machen, und ſo krochen ſie mit ihren Angeln nach dem Ufer, wo ſie ſich vorſichtig verſteckten, um ja nicht etwa von einem zufällig in die Nähe kommenden Pa-Ute geſehen zu werden. Ich aber ſtreckte mich lang in das Gras und ſchloß die Augen, obgleich ich nicht müde war. Vom Schlafe wäre ja auch bei der Erwartung, in der ich mich grad ſo wie die andern befand, keine Rede geweſen.

Der Weſtmann pflegt, wenn er liegt, auch ohne zu ſchlafen, gern die Augen zuzumachen, weil er dann um ſo ſchärfer hört.

Es mochte kaum eine Stunde vergangen ſein, als die beiden Angler wiederkamen. Der Ertrag ihrer Geſchicklichkeit war ſo groß, daß wir für Mittag und für Abend genug hatten. Leider mußten wir darauf ver-

zichten, vor der Rückkehr Winnetous Feuer zu machen, denn wir wußten nicht, ob wir dies jetzt ohne die Gefahr, entdeckt zu werden, thun durften. Eine indianische Nase spürt den Rauch eines Feuers sehr weit, noch weiter aber den Geruch von Fleisch, gleichviel ob es von Fischen oder von vierfüßigem Wildbret ist.

Zeit um Zeit verschwand; der Mittag kam; es vergingen noch zwei Stunden, und den beiden Toasts wollte es fast bange um den Apatschen werden. Ich mußte, um sie zu beruhigen, sie auf die weite Entfernung zwischen hier und dem Lager aufmerksam machen und auf die ungeheure Langsamkeit, mit welcher man beim Anschleichen am hellen Tage vorwärts kommt. Old Cursing-Dry war längst aus seiner Betäubung erwacht, doch hielt er die Augen geschlossen und bewegte sich nicht. Es konnte uns nur lieb sein, wenn er Unempfänglichkeit heuchelte.

Endlich, endlich raffelte es leise im Gebüsch, und Winnetou kam zurück. Sein Gesicht war unbewegt wie stets; aber ich kannte es genau und sah sofort, daß er gute Botschaft brachte. Er gab uns das, als er die Fische liegen sah, in seiner Weise zu erkennen: Ohne ein Wort zu sagen, suchte er dürres Gras und trockene Reiser zusammen, schichtete dieses Material zu einem kleinen Haufen zusammen, zog sein Punks[1]) hervor und setzte das Gras in Brand. Dick Hammerdull machte ein fröhliches Gesicht, stieß Pitt Holbers den Ellbogen mit freundlichem Nachdrucke zwischen die Rippen und kicherte:

„Famose Sache! Es scheint alles in Ordnung zu sein, und wir können unsere Blutegel braten. Was meinst du dazu, Pitt Holbers, altes Coon?“

„Wenn du denkst, daß ich mich auf das Essen freue,

[1]) Prairiefeuerzeug.

ſo kannſt du das Richtige getroffen haben, alter Dick," lautete die behagliche Antwort.

Die Fiſche wurden in zwei Portionen, für jetzt und für den Abend, geteilt; dann bekam jeder, was ihm zufiel; auch Fletcher erhielt ſo viel wie jeder andere. Als ſein Teil gebraten war, machte Dick Hammerdull es ſich zum Spaße, ihn wie ein Kind zu ätzen. Winnetou ſah wohl, daß er gefeſſelt war, doch lag es nicht in ſeiner Eigenart, nach dem Grunde zu fragen.

Ebenſowenig fragte ich ihn nach dem Ergebniſſe ſeiner Rekognoszierung, denn ich wußte, daß er zur rechten Zeit ſelbſt davon anfangen werde; aber die beiden andern hatten weniger Geduld, und kaum hatte Dick Hammerdull den letzten Biſſen zwiſchen die Lippen geſchoben, ſo wiſchte er ſich den Mund mit dem fettglänzenden Aermel ab und ſagte:

„So, jetzt iſt man ſatt und kann nun auch an die Pa-Utes denken. Ich hoffe, daß ſie noch nicht fortgeritten ſind!"

Und als Winnetou nicht ſofort antwortete, machte er die Sache deutlicher, indem er fragte:

„Oder ſollte ich mich irren, und ſie ſind ſchon fort?"

Ueber die männlich ſchönen Züge des Apatſchen glitt ein leiſes Lächeln und er antwortete in gütig verweiſendem Tone:

„Der Tau fällt zu ſeiner Zeit, und die Sonne ſcheint zu ihrer Zeit. Warum wartet mein weißer Bruder nicht, bis auch meine Zeit, zu ſprechen, gekommen iſt?"

„Ganz einfach, weil ich neugierig bin," antwortete der Dicke in drolliger Aufrichtigkeit.

„Neugierig darf die Squaw ſein, nicht aber der Mann, zumal wenn er ein Krieger iſt wie Dick Hammer-

dull, doch ſoll mein Bruder erfahren, was er wiſſen will. Die Pa-Utes ſind noch da.“

„Wo?“

„Im Lager, welches ſie geſtern überfallen haben. Winnetou hat ſie genau gezählt; es ſind zweimal hundert Mann und ſechsmal zehn. Ihr Anführer iſt Pats avat[1]), der Häuptling der Pa-Utes.“

„Und die Gefangenen?“

„Sie ſind gefeſſelt, aber ganz geſund und unverwundet. Wir werden ſie in der nächſten Nacht befreien.“

„Befreien?“ fragte der Dicke in freudigem Erſtaunen. „Ich dachte, es ſei beſſer, damit zu warten, bis die Pa-Utes in die Hände der Navajos geraten; dann erhalten die Weißen ihre Freiheit ja ganz von ſelbſt!“

„Winnetou glaubt, daß ſein weißer Bruder ſich da irrt. Wenn wir die Pa-Utes im Cañon einſchließen und ſie haben ihre Gefangenen noch bei ſich, ſo können ſie uns Bedingungen ſtellen und uns drohen, die Weißen zu töten. Sind dieſe aber frei, ſo müſſen die Feinde auf alles eingehen, was wir von ihnen verlangen.“

„Ganz recht, ganz recht! Mir iſt es auch viel lieber, wenn wir unſere Kameraden ſchon heut herausholen, denn das giebt einen Streich, wie ich ihn mir gar nicht prächtiger denken kann. Auf welche Weiſe aber ſoll die Befreiung vor ſich gehen?“

„Das wird mein Bruder erfahren, wenn die Zeit dazu gekommen iſt. Winnetou hat gelauſcht und mehrere Pa-Utes ſprechen hören; er hat erfahren, warum ſie noch nicht fort ſind und wie es ſich zugetragen hat, daß ſie die weißen Männer überfallen haben. Unter den zwei Getöteten iſt der Häuptlingsſohn, deſſen Begräbnis eine

[1]) Großer Mokaſſin.

Zeit bis morgen früh erfordert, denn ſein Grab muß hoch aus Steinen errichtet werden; ſie haben noch die halbe Nacht daran zu bauen. Der Häuptling iſt voller Grimm über den Tod ſeines Sohnes, und es iſt ſehr leicht möglich, daß er die Gefangenen tötet, damit ihre Seelen die ſeinige in den ewigen Jagdgründen bedienen müſſen."

„All devils, das wäre ja entſetzlich!"

„Es würde nichts als eine Rache ſein, wie ſie die roten Männer erſt von den Weißen gelernt haben. Und dieſe Strafe wäre um ſo gerechter, weil ſie den Mörder doppelt träfe, deſſen Sohn und Neffe ſich unter den Gefangenen befinden."

„Alſo doch Old Curſing-Dry?"

„Ja, er iſt's."

Fletcher lag nahe genug, um jedes Wort zu hören. Seit dem Eſſen hatte er die Augen offen gehabt. Jetzt rief er eifrig herüber:

„Ich war es nicht; ich war es nicht; ich weiß kein Wort davon! Dieſe . . . . . Halunken ſind die niederträchtigſten . . . . . , die man ſich denken kann. Ich ſchwöre es bei . . . . . , daß ich die Wahrheit ſage!"

Dieſe Verteidigung enthielt wieder drei ſchwere Läſterungen, die man unmöglich wiedergeben kann. Winnetou ignorierte ſie und fuhr fort:

„Die Pa-Utes haben nicht da, wo ſie ſich jetzt befinden, lagern, ſondern weiterziehen wollen. Sie hätten die Weißen gar nicht entdeckt, wenn der Mord nicht geſchehen wäre. Der Sohn des Häuptlings ritt mit noch zwei Kriegern dem Zuge eine Strecke voraus; da fielen ſchnell hintereinander zwei Schüſſe, und er ſtürzte tot vom Pferde, neben ihm einer der beiden Krieger. Beide ſind durch die Köpfe geſchoſſen."

„Beweiſt das, daß ich es geweſen bin?“ brüllte Fletcher zornig auf.

Winnetou wendete ſich an Hammerdull und Holbers:

„Wenn dieſer Mann es noch einmal wagt, ſo laut zu ſprechen, ſo mögen meine Brüder ihm einen Knebel in den Mund geben und ihn krumm wie eine Katze zuſammenbinden; dann hängen wir ihn in den Fluß, daß er langſam und elendiglich ertrinken muß!“

Dann ſetzte er ſeine Rede wieder in früherem Tone fort:

„Der zweite Begleiter, welcher unverletzt war, hat ſein Pferd ſchnell nach der Gegend getrieben, aus welcher die Schüſſe kamen, und einen Reiter davonſprengen ſehen. Da es noch nicht ganz dunkel war, konnte er den Mann und auch das Pferd genau erkennen. Der Reiter hat einen Strohhut auf dem Kopfe gehabt und darunter ein Tuch, wie es zuweilen die Vaqueros und Cowboys tragen; erreichen hat er ihn nicht können. Das Pferd iſt von dunkler Farbe geweſen mit einem hellen Flecke rechtsſeits auf der Kruppe. Meine Brüder werden wiſſen, wer einen ſolchen Hut und ein ſolches Tuch trägt und weſſen Pferd einen ſolchen hellen Fleck hat. Winnetou hat ganz deutlich gehört, wie ein Pa-Ute dies einem anderen beſchrieb.“

Natürlich war es Fletcher, auf den und deſſen Pferd ſich dieſe Kennzeichen bezogen. Er wagte dennoch, es zu leugnen und ziſchte ingrimmig zu uns herüber:

„Lüge, nichts als Lüge! Was ſo ein roter ..... ſagt, hat keinen ..... Wert. Ich ſchwöre es bei ....., daß ich ſo unſchuldig wie ein ..... bin!“

Das waren wieder vier Ausdrücke, für welche ich ihn hätte halbtot prügeln laſſen mögen! Der Apatſche ſprach in kaltem, ſchwerklingendem Tone weiter:

„Erinnern ſich meine Brüder noch der fürchterlichen, unmenſchlichen Worte, welche der Mann, der dort liegt, geſtern, als er mit uns zuſammentraf, über die Indianer ſagte? Er ſagte ſie aus, obgleich er ſah, daß ich ſelbſt ein Roter bin. Soviel Worte er geſprochen hat, ſo viele Richter und ſo viele Zeugen giebt es gegen ihn; er und kein anderer iſt der Mörder, obgleich er einen gräßlichen Schwur gethan hat, es nicht zu ſein.“

Da bäumte ſich Old Curſing-Dry unter ſeinen Feſſeln und ſchrie:

„Und ich wiederhole dieſen meinen Schwur bei allen .....: Ich will erblinden oder zerſchmettern, wenn ich der Mörder bin! Wenn Ihr ſo dumm ſeid, einem — —“

Er konnte nicht weiter ſprechen, denn ſchon kniete ich bei ihm. Ihm die rechte Hand feſt um die Kehle legend, riß ich mit der linken einen Fetzen von ſeinem Gewande und ballte ihn zuſammen. Ein ſchärferer Druck an der Gurgel, und er ſchnappte mit weit geöffnetem Munde nach Atem; der Knebel fuhr ihm zwiſchen die Zähne, und Hammerdull, der mir ſchnell gefolgt war, ſorgte für einen zweiten Lappen, der ihm vor den Mund gebunden wurde, daß er den Knebel nicht mit der Zunge herausſtoßen konnte. Nun waren wir vor ſeinen Läſterungen ſicher und kehrten auf unſere Plätze zurück.

Lange ſaßen wir da wortlos bei einander; jeder wußte, was der andere fühlte und dachte, doch keiner ſprach es aus. Abſchaum der Menſchheit! Tiefer noch ſtehend als das niedrigſte Tier! Kann es denn wirklich ein menſchliches Weſen geben, auf welches dieſe unmöglich ſcheinende Bezeichnung paßt? Bis jetzt hätte ich die Frage ſicherlich verneint; nun aber mußte ich ſie bejahen, obgleich ſich mein Herz mit aller Kraft dagegen ſträubte. Was ſollten wir mit dieſem Manne anfangen? Ihm die

Freiheit geben, das heißt ihn wie ein grimmiges, wildes Tier loslassen gegen alle, die Menschen sind, und alles, was menschlich heißt? Nein, nein! Ihn den Pa-Utes ausliefern? Ja und abermals ja; er hatte das verdient, denn er war auf alle Fälle der Mörder und konnte nur durch den Tod unschädlich gemacht werden.

Winnetou legte mir die Hand auf den Arm und sagte, als ob er mir die Gedanken vom Gesichte abgelesen hätte:

„Mein Bruder strenge seine Gedanken nicht ferner an! Wenn es ihm wehe thut, das Leben selbst eines so bösen Menschen vernichten zu helfen, so wird der Häuptling der Apatschen allein den Richter machen. Old Cursing-Dry wird den Pa-Utes auf alle Fälle ausgeliefert. Ich habe es gesagt. Howgh!"

„Hältst du mich für schwach?"

„Nein, aber für zu barmherzig."

„Ja, selbst dieser Mensch erbarmt mich, aber nicht sein Leib, sondern seine Seele. Soll sie von hinnen fahren in das ewige Verderben, ohne daß es für sie auch nur eine einzige Möglichkeit noch giebt, einen einzigen, einzigen um Verzeihung flehenden Blick zum Himmel zu wenden?"

„Was sorgst du dich vergebens! Hast du die Macht, ihr diesen Blick zu öffnen? Es giebt nur einen, der diese Macht besitzt, der große, gute Manitou. Du hast mich gelehrt, ihm zu vertrauen; hast du verlernt, es selbst auch zu thun? Kümmere dich nicht! Das irdische Leben dieses Lästeres und Mörders ist dem unerbittlichen Gesetze der Savanne verfallen; über seine Seele aber wird Manitou bestimmen. Er ist von jetzt an nicht mehr ein geduldeter Gefährte für uns, sondern unser Gefangener, den wir den Pa-Utes auszuliefern haben, an denen er sich ver-

gangen hat. Darum darf er nicht hören, was wir von jetzt an weiter miteinander ſprechen."

Auf Grund dieſer Bemerkung fuhr er nach einer Pauſe des Nachdenkens in gedämpftem Tone fort:

„Winnetou wird euch jetzt ſagen, auf welche Weiſe es uns möglich ſein wird, die acht Gefangenen zu befreien. Dick Hammerdull und Pitt Holbers kennen die Stelle, an welcher die Pa-Utes lagern, die ich beſchlichen habe. Es giebt da eine kleine Halbinſel, welche durch einen ſehr ſchmalen Landſtreifen mit dem Ufer zuſammenhängt; auf dieſe Halbinſel ſind die Gefangenen gebracht worden, weil ſie da viel leichter bewacht werden können und eine Flucht von dort für unmöglich gehalten werden muß."

„Ich kenne dieſe Halbinſel," nickte Hammerdull. „Wir wollten ſie zum Lagerplatze machen, ſahen aber davon ab, weil es zu viel Stechfliegen da gab. Die Ränder waren mit Büſchen bewachſen."

„Das iſt ſehr richtig und wird uns die Befreiung der Gefangenen ſehr erleichtern. Die acht Männer ſind natürlich gefeſſelt, und es iſt gar nicht daran zu denken, daß ſie, um zu fliehen, in das Waſſer gehen. Darum genügt ein einziger Wächter, welcher auf den ſchmalen Uebergang zur Halbinſel poſtirt wird. Und ſollte man ſo vorſichtig geweſen ſein, zwei oder drei Krieger dorthin zu poſtieren, ſo kann uns das nicht hindern, denn die ſind in einer Minute unſchädlich gemacht."

„Well! Ich bin überzeugt, daß wir drei und noch mehr Wächter ſchnell aus dem Wege ſchaffen; ebenſo raſch haben wir den Gefangenen die Feſſeln zerſchnitten; aber was dann? Am Ufer lagern noch über zweihundertundfünfzig Indsmen, durch die wir uns ganz unmöglich ſchleichen können!"

„Das wollen wir auch nicht, denn wir werden auf dem Waſſer entweichen.“

„Hm! Iſt das nicht leichter geſagt als gethan? Ich bin zwar überzeugt, daß die Kameraden alle zu ſchwimmen vermögen, aber ſie werden die Arme und Beine nicht bewegen können, weil ſie ſo lange Zeit gefeſſelt geweſen ſind. Es iſt auch gar nicht zu vermeiden, daß der eine raſcher als der andre ſchwimmt; dadurch müſſen wir auseinander kommen und längere Zeit aufeinander warten; inzwiſchen können uns die Indsmen einzeln wegfiſchen oder gar auslöſchen.“

„Mein weißer Bruder hat nicht auf meine Worte geachtet; ich habe geſagt, daß wir auf dem Waſſer entwiſchen wollen, nicht im Waſſer. Wir werden nicht ſchwimmen, ſondern ein Floß bauen. Sollte es ja nötig ſein, in das Waſſer zu gehen, ſo werden das nur zwei thun, nämlich Old Shatterhand und ich.“

„Ah, ein Floß! Aber ein Fahrzeug, auf welchem acht Perſonen fortgeſchafft werden ſollen, daß muß ſo groß ſein, daß die Indsmen es unbedingt merken werden, obgleich es heut nacht ſehr dunkel ſein wird, weil wir Neumond haben. Iſt das nicht auch deine Anſicht, Pitt Holbers, altes Coon?“

„Wenn du denkſt, daß Neumond iſt, ſo haſt du recht, alter Dick,“ lautete die Antwort; „aber Winnetou wird ſchon wiſſen, was er will.“

„Ob er es weiß oder nicht, das bleibt ſich nicht nur gleich, ſondern das iſt ſogar ſehr egal; aber ich bin auch vollſtändig überzeugt, daß er einen guten Gedanken hat. Was ſagt denn Ihr dazu, Mr. Shatterhand?“

Da dieſe Frage an mich gerichtet war, ſo antwortete ich:

„Ich errate die Abſicht unſeres roten Bruders.

Das Floß muß unbemerkt bleiben; es würde aber jedenfalls gesehen werden, wenn die Pa-Utes sich am Lagerplatze befänden; daher vermute ich, daß Winnetou die Absicht hegt, sie fortzulocken."

„Mein weißer Bruder hat das Richtige getroffen," nickte mir der Apatsche zu. „Die Pa-Utes müssen vom Lager fort."

„Aber wodurch könnten wir sie dazu veranlassen?" fragte Dick Hammerdull.

„Durch Feuer."

„Gut. Aber was sollen wir anbrennen? Wir können doch nicht den Wald anzünden, denn das wäre hier, wo es so wenig Wälder giebt, geradezu eine Sünde."

„Der Wald ist dem Häuptling der Apatschen heilig; er darf nicht vernichtet werden. Aber wir müssen etwas in Flammen setzen, was den Pa-Utes auch heilig ist, damit sie erschrecken; denn wenn sie keinen Schreck bekommen, so begehen sie nicht die Unvorsichtigkeit, das Lager zu verlassen."

„Da bin ich wirklich neugierig, welcher Gegenstand es ist, den Winnetou in Brand stecken will."

„Das neue Grabmal ist's."

„Vortrefflich! Der Gedanke ist zehntausend Dollars wert! Aber das Grabmal wird nicht brennen, weil es von Stein ist!"

„Es ist gar nicht notwendig, daß es verbrennt. Wir schichten dürres Gras und Holz an demselben auf; wenn das in Brand gerät, werden alle roten Männer erschrecken und schnell hineilen, es zu löschen."

„Aber da jetzt noch daran gebaut wird, müssen wir warten, bis es fertig ist. Und selbst dann ist die Annäherung jedenfalls gefährlich, weil man auf alle Fälle Wächter hinstellen wird."

„Mein Bruder Dick Hammerdull mag sich an die Gebräuche der roten Völker erinnern! Sobald das Grabmal vollendet ist, wird man die Leiche des Häuptlingssohnes hinschaffen, und niemand als sein Vater wird dort bleiben; man muß ihn allein lassen, damit er die Gesänge des Todes, die nur die Seele des Ermordeten hören darf, anstimme. Wir haben es also nur mit ihm zu thun."

„Soll er getötet werden?"

„Nein. Old Shatterhand und Winnetou töten keinen Menschen, wenn sie nicht durch ihn selbst dazu gezwungen werden. Er wird den Hieb meines Bruders Shatterhand empfangen, damit er schweigt, so lange er nicht reden soll; weiter darf ihm nicht geschehen."

„Aber wir können doch nicht zu gleicher Zeit am Grabmale und auf dem Flosse sein! Die Roten werden das Feuer ausgelöscht haben, ehe wir fertig sind, und dann ist es sehr fraglich, ob uns der Streich gelingt, den wir ausführen wollen."

„Dick Hammerdull mag keine Sorge haben. Wir werden uns teilen und dann die Zeit so genau abmessen, daß das Gelingen beinahe sicher ist. Jetzt wollen wir an die Arbeit gehen und das Floß bauen, denn es muß fertig sein, ehe es dunkel wird."

„Sind wir denn sicher, daß wir nicht dabei beobachtet werden?"

„Winnetou weiß ganz genau, daß die Pa-Utes nicht in diese Gegend kommen werden."

„Ob sie kommen oder nicht, das bleibt sich gleich; aber es ist auf alle Fälle besser, wenn sie nicht erfahren, daß wir hier sind und was wir für eine Absicht hegen. Es ist immer und auf alle Fälle besser, wenn das geschieht, was besser ist. Meinst du nicht auch, Pitt Holbers, altes Coon?"

„Wenn du denkſt, daß das Beſſere beſſer iſt, lieber Dick, ſo kann es mir nicht einfallen, etwas dagegen zu haben," antwortete Pitt in ſeiner trockenen Weiſe.

Es ging nun ans Fällen von dünnen Baumſtämmen, eine Arbeit, welche, weil wir keine Aexte hatten, zwar langſam, aber deſto geräuſchloſer vor ſich ging. Friſche, biegſame Ruten zum feſten Verbande der Stämme gab es genug, und ſo hatten wir das Floß fertig, ehe zwei Stunden vergangen waren. Es erhielt zwei Steuer, eines vorn und eines hinten, und außerdem vier Ruder für den Fall, daß wir ihm eine größere Schnelligkeit geben mußten, als der Fall des Waſſers mit ſich brachte.

Dann wurden vier große Bündel trockenes Holz und Gras geſammelt und auf das Floß gebracht. Als wir damit fertig waren, mußten die Pferde fortgeſchafft werden. Wir befanden uns, wie ſchon geſagt, oberhalb des Lagerplatzes der Pa-Utes, mußten alſo mit dem Floße abwärts fahren und konnten natürlich die Gefangenen, falls uns deren Befreiung gelang, auch nur abwärts vom Lagerplatze landen, und zwar auf dem andern Ufer, damit die Verfolger gezwungen ſein würden, erſt über den Fluß zu ſetzen, ehe ſie hinter uns herkonnten. Aus dieſen Gründen war es notwendig, die Pferde erſt vorauszuſchaffen und an einer dazu geeigneten, vom Lager abwärts befindlichen Stelle zu verſtecken. Dabei mußte natürlich auch Old Curſing-Dry ſein.

Wir ſetzten alſo die Pferde auf dem Floße an das andere Ufer über und banden Fletcher auf ſeinem Sattel feſt. Pitt Holbers mußte bei dem Floße zurückbleiben; wir andern ritten ſtromab, aber nicht etwa nahe am Ufer, ſondern ſoweit von demſelben entfernt, daß wir ſicher ſein konnten, nicht bemerkt zu werden.

Wir ritten, um die letzte Helle des Tages zu be-

nutzen, im Galopp und waren schon nach einer halben Stunde soweit gekommen, daß wir uns vielleicht eine halbe englische Meile unterhalb des Indianerlagers befanden. Hier gab es eine kleine, enge Schlucht, in welcher Bäume standen, an die wir die Pferde banden. Old Cursing-Dry wurde vom Pferde gehoben und auch angebunden, und zwar in einer Weise, daß es für ihn gar keine Möglichkeit gab, sich loszumachen. Er gab seinem Grimm gegen uns dadurch Ausdruck, daß er, ehe wir ihm die Beine wieder gefesselt hatten, uns mehrere Fußtritte versetzte. Wenn der Knebel nicht gewesen wäre, so hätten wir gewiß eine Menge Flüche anzuhören bekommen.

Wir waren gezwungen, ihn allein und ohne Aufsicht hier zurückzulassen und den Weg, den wir zu Pferde gekommen waren, zu Fuße wieder flußaufwärts zu machen. Wir hatten ihn kaum angetreten, so wurde es Nacht, was uns aber nicht störte; wir kamen wohlbehalten bei Pitt Holbers an.

Wir bestiegen das Floß, banden es vom Ufer los und begannen die nicht ganz ungefährliche Fahrt. Ich übernahm das hintere Steuer; Winnetou stand vor dem vordern und raunte mir seine Weisungen leise zu. Es war so finster, daß jemand, der nicht Westmann war, kaum seine Hand vor den Augen hätte sehen können; ich aber konnte jeden einzelnen Baum am Ufer unterscheiden, und Winnetou sah gewiß noch schärfer als ich. Dick Hammerdull und Holbers saßen auf der Mitte des Floßes und verließen sich auf uns beide.

Die Pa-Utes lagerten auf der linken Seite des Flusses; darum hielten wir uns nahe an das rechte Ufer. Das Wasser hatte guten Fall und so kamen wir rasch vorwärts. Als Winnetou annahm, daß wir uns dem

Lager genug genähert hätten, legten wir am linken Ufer an, und zwar an einer Stelle, wo das Floß unter überhängenden Zweigen verborgen lag. Ich ſage, am linken Ufer, denn wir wollten zwar ſpäter auf dem rechten entfliehen, mußten aber doch vorher am linken ausſteigen, um unſere Vorbereitungen zu treffen.

Zunächſt ſchlich ſich Winnetou fort, um zu rekognoscieren. Er kam nach ungefähr zwei Stunden zurück und meldete uns, daß er alles für uns günſtig gefunden habe; das Grabmal werde ſicher bis Mitternacht fertig ſein, von welcher Zeit an ſich nur der Häuptling dort befinden werde. Das Monument ſtand ungefähr dreihundert Schritte ſeitwärts vom Lager im Walde. Der kühne Apatſche war ſogar bis faſt in die unmittelbare Nähe der Halbinſel gekrochen, um ſpäter imſtande zu ſein, das Floß ganz ſicher und genau zu regieren.

Wir lagen bis Mitternacht ſtill und geräuſchlos unter dem dichten Gezweig. Da flüſterte mir Winnetou zu:

„Mein Bruder mag die Zündſchnur aus dem Patronengürtel nehmen.“

Unſer Werk ſollte alſo jetzt beginnen. Jeder vorſichtige Weſtmann trägt einen Knäuel dünne Luntenſchnur bei ſich, denn er kommt zuweilen in die Lage, ſie notwendig zu brauchen. Ich ſchnitt ein genügend langes Stück ab und ſteckte es loſe in die Taſche, um es gleich bereit zu haben. Dann ſtiegen wir alle vom Floße an das Ufer, die vier großen Reis- und Grasbündel auf den Armen. Winnetou machte den Führer.

Es ging ſchief nach links in den Wald hinein. Der Apatſche hatte ſich ſolche Stellen gemerkt, wo die Bäume nicht ſo eng zuſammenſtanden und wir alſo leichter gehen konnten. Rechts vor uns ſahen wir bald den Schein der

Lagerfeuer, und dann bemerkten wir links auch den Schein eines kleinen Feuers. Es brannte bei dem Grabmal. Als wir uns demſelben ſo weit genähert hatten, daß wir es ſehen konnten, erkannten wir Pats avat, den Häuptling der Pa-Utes, welcher ganz allein bei der Leiche ſeines Sohnes ſaß. Noch näher gekommen, hörten wir ihn ſeine Klageweiſen murmeln, und legten unſere Bündel nieder. Dick und Pitt mußten ſtehen bleiben; ich ſchlich mich mit Winneton bis faſt an den Rücken des Häuptlings; da trat Winnetou vor. Pats avat blickte auf. Als er den Apatſchen ſah, ſprang er empor und ſtieß erſchrocken die Worte aus:

„Uff! Winnetou, der Häuptling der Apatſchen!“

Der Genannte hob den Arm, deutete auf mich und antwortete:

„Ja, ich bin es. Und da ſteht mein weißer Freund und Bruder Old Shatterhand.“

Der Pa-Ute drehte ſich ſchnell zu mir herum und ſah mich mit weit aufgeriſſenen Augen an. Schon öffnete er den Mund, um einen Hilferuf auszuſtoßen, da bekam er meinen Kopfhieb, der ihn beſinnungslos niederſtreckte. Nun brachten Hammerdull und Holbers die Bündel raſch herbei. Wir ſchichteten ſie am Grabmale auf, legten die Lunte, zündeten ſie am Feuer an und entfernten uns dann in ſo eiligem Laufe, daß wir nach kaum einer Minute wieder auf dem Floße ſtanden.

Wir banden es los und ließen es abwärts gleiten, doch nicht im freien Waſſer, weil wir es da nicht ſo, wie es nötig war, in unſerer Gewalt gehabt hätten, ſondern indem wir es hart am Ufer hielten und mit den Rudern langſam vorwärts ſtießen.

Es wurde vor uns heller; ſchon ſahen wir die Lagerfeuer und im Scheine derſelben die Halbinſel liegen. Da

erhob ſich plötzlich auch links im Walde eine Glut, welche die Aufmerkſamkeit der Pa-Utes auf ſich zog. Wir hörten ihre Rufe und ſahen viele nach dem Grabmale eilen.

„Es geht los!“ ſagte Winnetou. „Die Waffen bereit zum etwaigen Widerſtande, und die Meſſer heraus, um die Feſſeln der Gefangenen im Nu zu zerſchneiden!“

Da klang vom Walde her der laute, ſchrille Schreckensruf:

„Neav äkve, neav äkve — der Häuptling iſt tot, der Häuptling iſt tot!“

Da ſprangen alle, die zurückgeblieben waren, von den Feuern auf und rannten in den Wald. Wir ſahen es ganz deutlich, daß auch zwei Rote von der Halbinſel an das Ufer kamen und waldeinwärts liefen.

„Schnell an die vier Ruder und nach der Inſel, ſchnell!“ gebot ich. „Holbers bleibt auf dem Floße, um es feſtzuhalten!“

Das Floß ſchoß mit der Schnelligkeit eines Bootes auf die Halbinſel zu. Als es anſtieß, ſprangen Winnetou, Hammerdull und ich an das Land. Es ſtand doch ein dritter Wächter da, welcher zurückgeblieben war. Er kehrte uns den Rücken zu, weil er nach dem Walde blickte. Als er das Geräuſch hörte, welches wir nicht vermeiden konnten, drehte er ſich um. Uns ſehen, einen durchdringenden Hilferuf ausſtoßen und ſein Gewehr auf Winnetou anſchlagen, das war eins. Ich ſprang hinzu und griff nach dem Gewehre. Ich konnte zwar nicht verhüten, daß der Schuß krachte, doch ging die Kugel fehl. Ihm die Waffe aus der Hand reißen, umdrehen und den Kolben auf den Kopf ſchlagen, daß der Mann zuſammenbrach, war das Werk des nächſten Augenblickes. Dann mit dem Meſſer zu den Gefangenen. Nach kaum einer Minute waren alle acht frei und auf dem Floße.

Wir ſprangen nach, griffen zu den Rudern und lenkten zunächſt nach dem andern Ufer hinüber.

Das war alles viel ſchneller gegangen und viel glücklicher abgelaufen als wir vorher gedacht hatten, und doch war es ſchon die höchſte Zeit, daß wir fortkamen, denn der Schuß und der Hilferuf waren gehört worden, und die Roten kamen zurückgerannt, um die Urſache zu erfahren. Sie ſahen uns, denn wir glitten ſoeben durch den hellſten Feuerſchein, und erhoben ein wütendes Geheul. Winnetous gewaltige Stimme aber übertönte ſelbſt dieſes Geſchrei:

„Pats avat, der Häuptling der Pa-Utes, iſt nicht tot; er wird wieder aufwachen, denn Old Shatterhand hat ihn nur betäubt. Und hier ſteht Winnetou, der Häuptling der Apatſchen. Wir haben die weißen Gefangenen frei gemacht, und keine tauſend Pa-Utes werden ſie uns wieder abnehmen können. Howgh!“

Auf dieſe Worte verdoppelte ſich das Geheul, und es krachten viele Schüſſe, ohne uns aber zu treffen, denn der Feuerſchein lag ſchon hinter uns, und wir ſchwammen im Dunkeln, wo wir kein Ziel mehr boten. Noch lange aber hörten wir die Stimmen der Feinde, welche wie dumme Knaben am Ufer hinter uns herrannten, ohne daß es für ſie die Möglichkeit gab, uns einzuholen.

Die aus der Gefangenſchaft befreiten und vom wahrſcheinlichen Tode erretteten Männer hatten aus den Worten des Apatſchen entnommen, wer wir waren. Sie wollten ſich in Ausrufen der Freude und des Dankes ergehen, doch brachte Winnetou ſie ſchnell zum Schweigen, indem er ſagte:

„Still! Noch ſind wir nicht in Sicherheit! Und wer weiß, ob alle von euch ſich freuen dürfen, daß ſie den Pa-Utes entkommen ſind. Nur kurze Zeit vergeht,

so steht uns ein Gericht bevor, welches einen sehr ernsten Ausgang nehmen wird. Howgh!"

III.

Winnetou stand wie vorher am vorderen Steuer und lenkte das Floß nach dem rechten Ufer, denn wir waren in der Nähe der Stelle angekommen, wohin wir Fletcher und unsere Pferde geschafft hatten. Die acht Befreiten glaubten, hier aussteigen zu dürfen, doch Winnetou bedeutete sie:

„Bleibt sitzen! Wir fahren weiter."

„Warum legt ihr denn hier an, wenn wir nicht an das Land sollen?" fragte einer in vorwitzigem Tone.

„Weil wir hier unsere Pferde haben."

„Und wir haben keine! Donnerwetter! Hattet ihr denn keine Zeit oder keine Lust, unsere Pferde auch loszumachen? Auch fehlen uns unsere Waffen. Wie können wir hier im wilden Westen fortkommen, wenn wir keine Gewehre und keine Messer haben! Das hättet ihr euch doch beim Teufel sagen sollen!"

Es trat eine kurze Pause ein, dann fragte der Apatsche:

„Heißt der junge, weiße Mann, welcher jetzt gesprochen hat, vielleicht Fletcher?"

Ich kannte den Ton, in welchem er diese Frage aussprach, sehr genau. Man konnte ihn stets dann bei ihm hören, wenn er mit einem verächtlichen Menschen sprechen mußte und sich Mühe gab, seinen Zorn zu unterdrücken.

„Ja," antwortete der Gefragte.

„So ist er also der Sohn des alten Bleichgesichtes, welches man Old Cursing-Dry nennt?"

„Alle tausend Teufel! Wer erlaubt es Euch, diesen Namen auszusprechen?“

„Winnetou erlaubt es sich selbst und möchte den Menschen sehen, der es wagt, ihn darüber zur Rede zu stellen?“

„Ich wage es! Dieser Name ist ein Schimpfname, den ich nicht dulde! Wo ist überhaupt mein Vater? Er war fort, als wir überfallen wurden, und kann nicht mit gefangen worden sein. Ich will nicht annehmen, Mesch'schurs, daß ihr uns von hier entführt und meinen Vater in der Tinte stecken laßt. In diesem Falle würde euch ein . . . . . in die Knochen fahren, und ich schwöre euch bei . . . . . .“

„Halt!“ unterbrach ihn Winnetou. „Keinen Schwur und keinen Fluch; das dulden wir nicht! Der alte Fletcher ist in sicherer Hut und wird morgen mit euch zusammentreffen. Euch jetzt gleich eure Pferde und Waffen zu verschaffen, diesen Gedanken hätten wir nur dann hegen können, wenn sich in unserm Hirn keine Spur von Verstand mehr befände. Winnetou wird euch aber sagen, was geschehen soll: Die Pa-Utes werden uns verfolgen, und wir locken sie in eine Falle, aus welcher keiner von ihnen zu entkommen vermag. Dann müssen sie alles herausgeben, was sie euch abgenommen haben. Die Krieger der Navajos warten schon auf sie, um sie gefangen zu nehmen. Wer kein Pferd hat, muß auf dem Floße bleiben, bis wir an Ort und Stelle sind. Der Fluß macht von hier aus einen großen Bogen, welcher nach der Stelle führt, die von den roten Männern Sitsu-to[1]) genannt wird. Erinnert sich mein Bruder Shatterhand dieser Stelle noch genau?“

---

[1]) Gelbes Wasser.

„Ja," antwortete ich. „Wenn wir jetzt von hier fortreiten, ſind wir bei Tagesanbruch dort."

„Das iſt richtig. Wir, die wir auf dem Floße fahren, werden etwas ſpäter dort ankommen. Mein Bruder Shatterhand hat vier Pferde. Er mag mit Dick Hammerdull, Pitt Holbers und einem von ihren vier Gefährten ausſteigen und mit ihnen nach dem Sitſu-to reiten, um dort auf uns zu warten. Was nachher zu thun iſt, wird ſich dann ergeben."

Wir hatten acht Gefangene befreit, vier Gefährten von Hammerdull und Holbers und vier Kumpane des alten Fletcher. Winnetou gab mir nicht ohne Abſicht einen der erſteren mit und nicht einen der letzteren. Fletcher war ja unſer Gefangener. Hammerdull wählte ſich einen ſeiner Freunde aus; dann ſtiegen wir an das Ufer, von welchem das Floß ſogleich wieder abſtieß. Es war immerhin ein Wagnis für Winnetou, mit vier ſolchen Menſchen zu fahren, wie der junge Fletcher einer war. Nach ſeinen unverſchämten Forderungen und ſeiner Ausdrucksweiſe zu urteilen, war auch hier der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen.

Wir vier Männer verließen das Ufer und fanden trotz der Dunkelheit die Schlucht, in welcher wir unſere Pferde angebunden hatten. Es war nichts Störendes hier eingetreten. Old Curſing-Dry hatte zwar, wie ich bemerkte, gewaltig an ſeinen Feſſeln herumgezerrt, doch waren ſeine Anſtrengungen ohne den geringſten Erfolg geweſen. Er wurde wieder auf ſein Pferd geſetzt und dort feſtgebunden.

Der Gefährte Hammerdulls wunderte ſich nicht wenig darüber, daß Fletcher ſich bei uns in einer ſolchen Behandlung befand; er wurde mit kurzen Worten darüber aufgeklärt; dann ſtiegen wir auf und ritten fort, indem

wir den Fluß verließen und die freie Ebene aufſuchten, um dort in einer ſchnurgeraden Linie den Bogen des Rio San Juan abzuſchneiden. Hier gab es kein Laubdach über uns, und wir ſahen die Sterne leuchten, bei deren Schein wir in keine falſche Richtung geraten konnten.

Ich ritt, Fletchers Pferd neben mir am Zügel führend, die ganze Zeit voran, und kümmerte mich nicht um das Geſpräch, welches die drei andern hinter mir nicht ausgehen ließen. Das Ereignis des letzten Abends gab ihnen Stoff genug dazu.

Als der Tag graute, ſahen wir von weitem den grünen Streifen, welcher den Fluß beſäumte, und erreichten bald darauf das Waſſer, an welchem wir abſtiegen, um auf Winnetou zu warten. Fletcher wurde natürlich wieder angebunden. Er hatte während des ganzen Rittes den Knebel im Munde gehabt; ich befreite ihn aus Mitleid von demſelben; kaum aber hatte er die Zunge frei, ſo ließ er einen ſolchen Schwall von Flüchen und Verwünſchungen über uns los, daß ich ihn nur durch die Drohung, ihm den Knebel ſofort wieder zu geben und ihn dann noch extra durchpeitſchen zu laſſen, zum Schweigen bringen konnte.

Wir hatten geſtern aus Sicherheitsrückſichten die zweite Hälfte der Fiſche nicht gebraten; darum brannten wir uns jetzt ein Feuer an, um aus dem verſäumten Abendmahle ein Frühſtück zu machen. Fletcher bekam auch ſeinen Teil. Während des Eſſens wollte Hammerdull die Fragen ausſprechen, welche er bis jetzt ſtill auf dem Herzen gehabt hatte. Ich winkte ihm, zu ſchweigen, denn Fletcher durfte nichts hören. Als dieſer dann gegeſſen hatte, bekam er den Knebel wieder und wurde ſamt ſeinem Pferde eine genügende Strecke fortgeſchafft und dort wieder feſtgebunden. Dann ließ ſich aber der

Dicke nicht länger halten, denn ſeine Neugierde war zu groß, und er erkundigte ſich:

„Warum ſoll der Alte nicht hier bleiben, Mr. Shatterhand? Warum ſteckt Ihr ihn dort in die Büſche?“

„Weil ſein Sohn, wenn er hier vielleicht ausſteigt, ihn nicht ſehen darf, denn er würde gegen uns rebellieren, während er wahrſcheinlich ſo lange ruhig bleibt, als er nicht weiß, was wir mit ſeinem Vater vorhaben.“

„Well, das iſt klug; ich begreife es. Aber ich habe noch hundert Fragen, die — — —“

„Die Ihr viel beſſer für Euch behaltet,“ unterbrach ich ihn. „Nehmt Eure Angeln und verſucht, ob es hier Fiſche giebt. Wenn Winnetou kommt, werden er und ſeine Begleiter Hunger haben. Ich will Euch währenddeſſen kurz folgendes ſagen: Die Pa-Utes werden uns natürlich verfolgen, zu Lande und zu Waſſer. Da ſie in der Dunkelheit unſere Spuren nicht ſehen konnten, mußten ſie bis Tagesanbruch warten, und haben die Nacht dazu benutzt, auch Flöße zu bauen. Auch ſind während dieſer Zeit die beiden Toten begraben worden, damit beim erſten Morgenſcheine ihrem Aufbruche nichts im Wege ſtand. Ihr könnt Euch alſo leicht berechnen, welchen Vorſprung wir vor ihnen haben.“

„Den werden ſie nicht einholen!“

„Nein; aber um ſie zu reizen, werden wir ſie möglichſt nahe an uns herankommen laſſen, damit ſie die Unvorſichtigkeit begehen, uns in den Cañon zu folgen.“

„Werden die Navajos ſchon dort ſein?“

„Jetzt noch nicht; auch wir können ihn erſt heut gegen Abend erreichen, und bis dahin iſt Natſas-Kar mit ſeinen Kriegern ſicher dort. Das iſt alles, was uns für jetzt zu wiſſen nötig iſt.“

„Aber Ihr habt doch nicht mit Winnetou darüber

geſprochen. Vielleicht hat er einen ganz andern Plan als Ihr?"

„Nein. Ich kenne ihn, und er kennt mich. Und nun ſeht, daß wir Fleiſch bekommen!"

Hammerdull und Holbers waren heute wieder glücklich. Sie machten in kurzer Zeit einen guten Fang und hörten eben auf, als wir von weitem das Floß kommen ſahen. Die Fiſche kamen ſofort über das Feuer, damit die Hungrigen nicht lange auf das Eſſen zu warten brauchten. Winnetou ſtand hochaufgerichtet vorn auf dem Floße und blickte mit Spannung zu uns her. Als er den alten Fletcher nicht ſah, nickte er mir befriedigt zu und lenkte das Fahrzeug an das Ufer, wo es angebunden wurde. Der Duft der gebratenen Fiſche zog die acht Männer ſo an, daß ſie einige Augenblicke ſpäter kauend am Feuer ſaßen.

Jetzt am Tage konnte ich die Geſichter ſehen. Die vier Kerls, welche zu Old Curſing-Dry gehörten, hatten keine vertrauenerweckenden Geſichter, und die Art und Weiſe, wie ſie ſprachen und ſich benahmen, legte kein gutes Zeugnis für ſie ab. Winnetou führte mich abſeits, um das Nötige mit mir zu beſprechen. Wir machten es kurz und waren eben damit fertig, als der junge Fletcher uns zurief:

„Was giebt's für Heimlichkeiten dort? Habt ihr etwa ein böſes Gewiſſen, daß wir nicht hören dürfen, was ihr redet?"

Da antwortete ihm Dick Hammerdull:

„Ihr ſcheint nicht zu wiſſen, mit wem Ihr ſprecht, Mr. Fletcher. Old Shatterhand und Winnetou ſind nicht gewöhnt, in einem ſolchen Tone angeſchoſſen zu werden!"

„So? Soll ich mich etwa mit ſchönen Komplimenten

dafür bei ihnen bedanken, daß ſie mir das Maul nicht vergönnen?"

„Ob Maul oder ob nicht Maul, das bleibt ſich vollſtändig gleich; aber Ihr riskiert ſehr ſtark, daß Ihr auf das Eurige geſchlagen werdet!"

„Möchte den ſehen, der den Mut hätte, dies zu wagen! Daß ihr uns befreit habt, iſt ganz Nebenſache, denn das war eure . . . . . Pflicht und Schuldigkeit, und wir ſind euch keinen Dank dafür ſchuldig. Ich will jetzt unbedingt wiſſen, wo mein . . . . . iſt!"

Es war geradezu empörend, das Wort zu hören, welches er anſtatt „Vater" gebrauchte. Dick antwortete:

„Wenn Ihr mit dieſem ſchönen Ausdrucke Euren Vater meint, ſo will ich Euch ſagen, daß dieſer ſchon vor uns auf dem Wege zu den Navajos iſt. Nicht wahr, Pitt Holbers, altes Coon?"

„Ja, lieber Dick," nickte dieſer, „wenn er vor uns iſt, kann er nicht hinter uns ſein."

„Well, wenn das ſo iſt, ſo bin ich einſtweilen zufriedengeſtellt," erklärte Fletcher. „Hoffentlich gehen uns die . . . . Utes in die Falle; dann aber ſollen ſie . . . ."

Es folgte wieder eine Flut von Verwünſchungen, die nicht wiederzugeben iſt, und er knüpfte daran die Erzählung einiger Erlebniſſe, aus denen mehr als zur Genüge hervorging, daß die beiden Fletchers gewohnt waren, jeden Indianer als ein Weſen zu betrachten, welches „ausgelöſcht" werden müſſe. Wie viele rote Männer mochten ſie auf ihrem Gewiſſen haben!

Weil wir den Vorſprung, den wir vor unſern Verfolgern hatten, möglichſt verringern wollten, blieben wir volle vier Stunden am Sitſu-to beiſammen; dann fuhr Winnetou mit ſeinen ſieben Männern wieder ab. Wir andere ſorgten dafür, daß die Pa-Utes bei ihrer Ankunft

ſchon von weitem ſehen konnten, daß das Floß hier angelegt hatte und auch von uns Reitern da Raſt gehalten worden war; dann verließen auch wir den Ort, nachdem wir ſelbſtverſtändlich Old Curſing-Dry aus ſeinem Verſtecke geholt hatten. Wir nahmen ihm unterwegs den Knebel wieder ab, und wenn er es auch nicht wagte, uns ſelbſt zu verläſtern, ſo bekamen wir doch faſt unausgeſetzt Ausdrücke von ihm zu hören, wie ich ſie noch aus keinem Munde vernommen hatte. Beſonders beſchwor er wieder und immer wieder, daß er nicht Mörder der beiden Pa-Utes ſei.

Unſere Richtung führte uns oft an den Fluß und wieder von ihm ab, bis wir am Spätnachmittage ſeinem Ufer endgültig zu folgen hatten. Hinter uns lag eine weite, felſige Ebene, links der Strom, und vor uns ſtiegen allmählich Höhen auf, welche weit vorn ſenkrechte Wände bildeten, zwiſchen denen der Rio San Juan verſchwand. Das war der Cañon, in dem wir die Pa-Utes fangen wollten. Ob ſie aber hineingehen würden, das war die Frage.

Um ſie dazu zu bewegen, hatte ich mich mit dem Apatſchen verabredet, hier halten zu bleiben, bis ſie uns ſehen konnten; er wollte auf dem Floße dasſelbe thun. Wir ſtiegen alſo ab und warteten. Es war kaum eine Viertelſtunde vergangen, als wir einen Reiter am Fluſſe aufwärts kommen ſahen. Es war ein Navajo, welcher uns meldete, daß ſeine Krieger angekommen ſeien und ſich ſo aufgeſtellt hätten, wie es von Winnetou befohlen worden war. Dann entfernte er ſich wieder, um Nitſas-Kar zu ſagen, daß er uns getroffen habe.

Kurze Zeit ſpäter ſahen wir unſer Floß kommen. Ich gab Winnetou den verabredeten Wink, worauf er am Ufer anlegte, um ebenſo wie wir zu warten. Der

Fluß bildete aufwärts eine ſchnurgerade Linie, und Winnetou konnte alſo das Kommen ſeiner Verfolger faſt ebenſoweit bemerken, wie wir die Ankunft der unſerigen. Dick Hammerdull warf die Frage auf, ob die Pa-Utes ſich überhaupt auf unſere Verfolgung gemacht hätten, da deutete Pitt Holbers in die Ferne und ſagte:

„Schau hinter dich, alter Dick; da wirſt du ſehen, daß Mr. Shatterhand jetzt wie gewöhnlich recht hat.“

Ja, ſie kamen! Ein großer Reitertrupp, wohl zweihundert Mann ſtark! Wir blieben noch immer halten. Als wir von ihnen auch geſehen wurden, hielten ſie an. Da wurden unſere Augen nach dem Fluſſe abgelenkt, denn auf dieſem waren weit oben vier, fünf Flöße zu bemerken. Winnetou ſah ſie auch und ruderte vom Ufer ab, um ſich ihnen zu zeigen. Sie entdeckten ihn und ſteigerten ſofort ihre Schnelligkeit, während zu gleicher Zeit der Reitertrupp ſich hinter uns in raſche Bewegung ſetzte. Es hatte allen Anſchein, als ob unſer Plan gelingen ſollte.

Wir ritten weiter, und zwar ſo, daß wir mit Winnetou immer parallel blieben. Zuweilen hinter uns blickend, gewahrten wir nach einiger Zeit, daß die Reiter die Stelle erreichten, an welcher wir gehalten hatten, und von da aus ihre Flöße und auch das Floß Winnetous ſahen. Hören konnten wir es nicht, aber die hoch erhobenen Arme belehrten uns, daß ſie ein Triumphgeheul ausſtießen. Dann ſetzten ſie ihre Pferde in Galopp; wir thaten dasſelbe. Der Fluß trat hier zwiſchen engere Ufer, wodurch ſeine Schnelligkeit ſo vermehrt wurde, daß Winnetou uns auch jetzt parallel bleiben konnte.

Die Felſen ſtiegen höher und höher an und traten bald ſo nahe zuſammen, daß zwiſchen ihnen und dem Waſſer ein kaum fünf Meter breiter Weg blieb, der nach

und nach ſogar noch ſchmäler wurde. Der Eingang zum Cañon war da. Ein ſcharf forſchender Blick zur Seite empor zeigte mir, daß die eine Abteilung der Navajos ihren Poſten beſetzt hielt. Es ging im Galopp weiter, immer zwiſchen himmelhoch ſcheinenden Felſenwänden neben dem Waſſer hin, über Riffe und Steinbrocken hinweg, in Dreiviertelduntelheit, bis es plötzlich wieder hell vor uns wurde, weil die natürlichen Mauern ſich jäh abwärts ſenkten.

Da legte ſich uns ein Felſenwirrwarr in den Weg, hinter deſſen Blöcken die Geſtalten der andern Navajos-Abteilung auftauchten. Wir hielten an, um abzuſteigen und unſere Pferde durch die engen Zwiſchenräume zu leiten. Der Häuptling ſelbſt bewillkommnete uns, und ich übergab ihm den alten Fletcher mit der Weiſung, ihn ja ſehr ſcharf bewachen zu laſſen. Gleich darauf ließ Winnetou ſein Floß auf eine ſchiefe Ebene des Ufers treiben und kam mit ſeinen Leuten herbei zu uns. Das ging freilich viel ſchneller, als ich es erzählen kann, und da ſahen wir auch ſchon hoch oben in der Röhre, welche der Cañon zu bilden ſchien, die Flöße und Reiter der Pa-Utes erſcheinen; ſie befanden ſich in der Falle.

Ich legte den weittragenden Bärentöter an und ſchoß zwei Pferde nieder. Die Schüſſe donnerten zwiſchen den Felſenwänden wie Kanonenſchüſſe. Die Navajos ſprangen aus ihren Verſtecken hervor; auf allen Kanten, Riffen und Vorſprüngen waren ſie zu ſehen, die ihre Gewehre ſchußfertig hielten. Als das die Reiter der Pa-Utes bemerkten, parierten ſie ihre Pferde und winkten ihren Leuten auf den Flößen zu, ſchnell an das Ufer anzulegen, was ſofort geſchah, obgleich es nicht leicht auszuführen war. Nun fielen auf beiden Seiten Schüſſe, die bei uns keinen Schaden anrichteten. Die Feinde ſahen ein, daß

ſie bei uns nicht durchkommen konnten, und wendeten ſich zurück; als ſie verſchwunden waren, kamen die leeren Flöße an uns vorüber geſchwommen. Nun warteten wir, doch nicht lange, da kamen die Utes wieder, doch ohne ſich in die Schußweite an uns zu wagen. Sie waren von unſerer obern Abteilung abgewieſen worden und mußten einſehen, daß ſie ſich in unſerer Gewalt befanden, denn während wir Raum hatten, uns auszubreiten, ſo daß jeder von uns ſchießen konnte, waren ſie auf einem ſo ſchmalen Wege eingeengt, daß nur die Vorderſten ſich ihrer Gewehre bedienen durften, wenn verhütet werden ſollte, daß einer den andern verletze. Und lange in dieſer gefährlichen Enge eingeſchloſſen bleiben, vielleicht gar über Nacht? Daran zu denken wäre Blödſinn geweſen. Wir waren alſo überzeugt, nicht lange auf den Erfolg warten zu müſſen.

Dies zeigte ſich als richtig, denn ſchon nach einiger Zeit kam einer von ihnen auf uns zugeſchritten, der als Zeichen der Friedfertigkeit ein Tuch oder dergleichen in der Hand ſchwang. Wir ließen ihn herankommen und er ſagte uns, daß ſein Häuptling mit unſerm Anführer ſprechen wolle. Wir erteilten ihm den Beſcheid, daß Pats avat zu uns kommen und volle Sicherheit ſeiner Perſon haben ſolle.

Was wir erwartet hatten, das geſchah: Der Häuptling der Pa-Utes ſchenkte unſerm Verſprechen Glauben und ſtellte ſich bei uns ein. Die Verhandlung wurde in echt indianiſcher Langſamkeit geführt, ſo daß es darüber Abend wurde und ein Feuer angebrannt werden mußte. Der Häuptling der Navajos verlangte Frieden und fünfzig Gewehre; der Anführer der Pa-Utes wollte Frieden halten, aber keine Gewehre geben, denn es ſei ihm ſein Sohn und ein Krieger erſchoſſen worden. Da legte ſich

Winnetou ins Mittel, und die Folge ſeiner Vorſtellung war, daß Pats avat die Gewehre gab und den Mörder ſeines Sohnes ausgeliefert erhielt. Als dieſes Einvernehmen erzielt war, wurde es von beiden Seiten mit dem Kalumet beraucht, und der Pa-Ute kehrte zu ſeinen Leuten zurück, um ihnen den Vertrag mitzuteilen. Daß er, der Angreifer, ſo gut weggekommen war, hatte er nur der Humanität Winnetous zu verdanken.

Nun wurde ein Bote zu unſerer obern Abteilung geſandt, worauf alle Navajos ſich vom Cañon nach dem hohen Ufer zogen; die Pa-Utes folgten ihnen. Dort wurde Lager gemacht, und es intereſſierte mich ganz beſonders, daß von dem Augenblicke des Uebereinkommens an von keiner Seite ein Mißtrauen mehr vorhanden war.

Die beiden Parteien lagerten einander nahe gegenüber. Für Pats avat war es äußerſt ſchwierig, diejenigen ſeiner Krieger zu beſtimmen, welche ihre Gewehre herzugeben hatten, und es dauerte faſt bis Mitternacht, ehe ſie gebracht wurden und er auch kam, um den Mörder ausgeliefert zu erhalten. Es verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß er auch alles den acht Weißen abgenommene Eigentum zurückzugeben hatte. Er brachte dieſe Sachen, auch die Pferde, gleichzeitig mit den Gewehren, und es ſtellte ſich heraus, daß keiner der Gegenſtände fehlte. Mit ihm war auch der Pa-Ute gekommen, welcher mit den beiden Ermordeten vorangeritten war und den fliehenden Mörder geſehen hatte.

Natürlich mußte Old Surfing-Dry, ehe er ausgeliefert werden konnte, des Mordes überführt werden. Es wurde darum eine Jury zuſammengeſetzt, welche aus den beiden Häuptlingen, Winnetou, Dick Hammerdull und mir beſtand.

Fletcher war ſo iſoliert gehalten worden, daß ihn

ſein Sohn bis jetzt noch nicht geſehen hatte; nun aber, als er gefeſſelt an unſer Feuer gebracht wurde, ſah der junge den alten und drängte ſich wutſchnaubend zu uns, um unter wilden Flüchen die Freiheit ſeines Vaters zu verlangen. Es gab einen Auftritt, den ich nicht beſchreiben mag und dem man nur dadurch ein Ende bereiten konnte, daß Fletcher jun. auch gebunden wurde und einen Wächter bekam.

Nun bildete ſich ein weiter Kreis von Zuhörern um uns. Ehe das Verhör begann, welches Winnetou leitete, wurden dem Angeklagten nach altem Savannenbrauche die Feſſeln abgenommen; an eine Flucht war ja nicht zu denken. Der Zeuge erkannte in ihm ſofort denjenigen, den er hatte fliehen ſehen, und als ihm hierauf Fletchers Pferd vorgeführt wurde, erklärte er mit aller Beſtimmtheit, daß es dasjenige ſei, auf welchem der Mörder geſeſſen habe. Der Beweis war erbracht. Als nun Fletcher das Wort zu ſeiner Verteidigung erhielt, konnte er nichts vorbringen als Flüche und Verwünſchungen, welche in den bereits zweimal ausgeſprochenen Worten endeten, daß er erblinden und zerſchmettert ſein wolle, wenn er der Mörder ſei. Da er das Wort vor der Jury hatte, mußten wir ihn ausſprechen laſſen; es war aber kaum anzuhören. Dazu ſein Ausſehen! Sein Geſicht glich eher dem eines wütenden Tieres als einem menſchlichen!

Pats avat, der Bruder des Ermordeten, ſaß mir gegenüber. Er hatte ſein Gewehr neben ſich liegen; ein Meſſer, der Tomahawk und eine alte, doppelläufige Piſtole ſteckten in ſeinem Gürtel, an welchem auch der lederne Pulverbeutel hing. Wahrſcheinlich nur um etwas zu thun, wobei er ſeinen Grimm, ſeine Aufregung verbergen könne, zog er die Piſtole und begann ſie zu laden; ich achtete nicht darauf, denn meine Aufmerkſamkeit war auf

Old Curfing-Dry gerichtet, welcher grad jetzt ſeine letzte Läſterung hervorſtieß. Hierauf wiederholte Winnetou die Punkte der Anklage; für die Verteidigung hat ſich kein Punkt ergeben, und nun mußten wir das Urteil fällen. Als es einſtimmig auf ſchuldig lautete, ſtand der Apatſche auf und ſagte:

„So hat alſo dieſes gerechte Savannengericht erkannt, daß Old Curfing-Dry die beiden Krieger der Pa-Utes ermordet hat, und da wir verſprochen haben, den Mörder auszuliefern, ſo ſei er hiermit dem Häuptlinge der Pa-Utes übergeben, der mit ihm thun mag, was ihm gefällt. Howgh!“

Da erhob ſich auch Pats avat. Die Piſtole in der linken Hand, ſtreckte er die rechte nach dem Mörder aus und rief:

„Dieſes weiße Raubtier gehört von jetzt an mir. Er wird gleich jetzt an den Pfahl gebunden und ſo gemartert werden, daß er drei Tage und drei Nächte lang vor Schmerz brüllen ſoll, ohne ſterben zu können, denn er hat nicht nur den Doppelmord begangen, ſondern iſt der Quäler und Mörder noch vieler anderer roten Männer. Howgh!“

Fletcher ſtand kurze Zeit bewegungslos und ſtarr; dann ziſchte er den Häuptling an:

„Ich ſterben? Am Marterpfahle? Obgleich ich erblinden will, wenn ich es geweſen bin? Roter ..... Hund! Giebt es keine Rettung mehr für mich, dann ſollſt du auch zum Teufel fahren! Paß auf!“

Er entriß dem Häuptling die Piſtole, richtete ſie auf ihn und drückte ab; im nächſten Augenblicke hielt er ſie ſich an die Schläfe und drückte wieder ab. Die beiden Schüſſe ertönten faſt wie einer ſo ſchnell hintereinander. Man ſah kaum, daß der Häuptling beim erſten Schuſſe

zur Seite ſprang und beim zweiten die Hand nach der Piſtole ausſtreckte. Wir fuhren alle von den Sitzen auf, glaubend, daß beide tot niederſtürzen müßten; aber der Häuptling ſtand unverletzt und ſagte hohnlachend:

„Er traf mich nicht, denn ich ſtieß ſeine Hand auf die Seite, und es war nur erſt das Pulver, keine Kugeln in den Läufen. Aber ſchaut den bleichen Hund! Was iſt mit ihm geſchehen?“

Ja, was war mit Fletcher geſchehen? Er hatte die Piſtole fallen laſſen und ſtand ſtarr, die Hände auf die beiden Augen gedrückt; dann nahm er die Hände weg und hob den Kopf, als ob er gegen den Sternenhimmel ſehen wolle, ſtieß einen ſchrillen, markdurchdringenden Schrei aus und warf ſich auf die Erde nieder, in der er jammernd mit den Fäuſten wühlte.

„Uff, uff, uff!“ rief Winnetou. „Er wollte erblinden, wenn er ſchuldig ſei, und hat ſich jetzt das Pulver in die Augen geſchoſſen. Das Prairiegericht hat ihn verurteilt; aber der große Manitou hat ihn noch viel gerechter gerichtet. Dieſem Flucher und Läſterer iſt genau ſo geſchehen, wie er ſelbſt vom großen Geiſt gefordert hat. Winnetou, der Häuptling der Apatſchen, hat viel geſehen und erlebt, was andere nicht zu erſehen vermochten; vor dieſem Gerichte aber will ihm grauen. Howgh!“

Er ſchüttelte ſich wie vor Froſt und wandte ſich ab, um zu gehen. Es war ſo, wie er ſagte: Fletcher hatte ſich mit der Kugel in die Schläfe treffen wollen, aber weil Pats avat in demſelben Augenblicke nach der Piſtole gegriffen hatte, war der Pulverſchuß abgelenkt worden und ihm in die beiden Augen gegangen. Es ging mir wie Winnetou: mir graute, und ich entfernte mich, und zwar ſo weit vom Lager weg, bis ich das Jammern des

von Gott Gestraften nicht mehr hörte. Als ich nach längerer Zeit zurückkam, war er inzwischen hinüber zu den Pa-Utes geschafft worden, deren Häuptling jetzt nicht mehr daran dachte, ihn schon heute an den Marterpfahl zu binden.

So nötig der Schlaf uns allen war, ich konnte ihn lange nicht finden und wälzte mich vergeblich von einer Seite auf die andere, denn mir tönte immer und immer das Wort des Apatschen in die Ohren: „Aber der große Manitou hat ihn noch viel gerechter gerichtet!“ Und als ich endlich doch in Schlummer fiel, war es mir im Traume, als ob die beiden Pistolenschüsse wieder und immer wieder ertönten.

Aber war das wirklich im Traume? Oder wachte ich? Es waren wirkliche Schüsse gefallen, und ich vernahm ein hastiges Rennen und Rufen. Als ich aufsprang, sah ich das ganze Lager in Bewegung und erfuhr auf mein Befragen, daß Old Cursing-Dry entflohen sei.

War das möglich? Er, der Erblindete und zugleich Gefesselte entflohen? Das konnte ich doch kaum glauben! Oder sollte er nicht wirklich oder nicht ganz blind gewesen sein? Da kam Dick Hammerdull mit Pitt Holbers gelaufen und rief mir zu, indem sie mich noch nicht ganz erreicht hatten:

„Wißt Ihr es schon, daß der alte Fletcher fort ist, Sir?“

„Ich hörte es, kann es aber nicht glauben.“

„Ob Ihr es glaubt oder nicht, das bleibt sich vollständig gleich, aber es ist so, Mr. Shatterhand.“

„Ist er denn nicht gefesselt gewesen?“

„Gefesselt war er.“

„So haben die Pa-Utes ihn nicht ſcharf genug bewacht?“

„Das wird es wohl ſein! Aber blind und gefeſſelt, da denkt man doch, ihn ganz ſicher zu haben!“

„Aber wie konnte er denn fort? Es muß ihm jemand geholfen haben!“

„Natürlich hat ihm einer geholfen, ſein Sohn, denn der iſt auch verſchwunden. Einer der Außenpoſten hat zwei Männer geſehen, welche miteinander auf einem Pferde ſaßen.“

„So haben die beiden Fletchers nicht Zeit gefunden, ein zweites Pferd heimlich wegzuſtehlen. Iſt denn der Sohn nicht mehr gefeſſelt geweſen?“

„Ob gefeſſelt oder nicht, das iſt ganz und gar egal, aber man hat ihm die Riemen abgenommen, weil er darum gebeten und dazu verſprochen hat, ruhig zu ſein. Man hat nicht geglaubt, ihm mißtrauen zu müſſen, denn ſein Vater war den Pa-Utes ja abgeliefert worden und befand ſich ſicher in ihren Händen.“

„Welche Unvorſichtigkeit! — Nach welcher Richtung ſind ſie denn fort?“

„Es iſt ein Südpoſten geweſen, an dem ſie ſich vorüberſchleichen wollten; er hat ſie angerufen und, als ſie nicht antworteten, zweimal auf ſie geſchoſſen. Er hatte ein Doppelgewehr, denn es war einer von meinen Gefährten.“

„So kommt! Ich will hin, wo er geſtanden hat. Vielleicht läßt ſich trotz der Dunkelheit eine Spur entdecken.“

Wir gingen. Viele andere ſchlugen mit uns die gleiche Richtung ein; aber bald hörten wir weit vorn die laut befehlende Stimme Winnetous, welcher ein weiteres Vordringen unterſagte, weil dadurch die Spuren

der Entflohenen verdorben würden. Man gehorchte ihm; ich aber ging weiter. Als ich ihn erreichte, sagte er:

„Mein Bruder wird gehört haben, was geschehen ist. Wir müssen — — —“

Er hielt inne und lauschte in die Nacht hinaus. Es war der Hufschlag eines Pferdes zu hören, welches sich uns langsam näherte. Wir gingen ihm mit gespannten Revolvern entgegen. Diese Vorsicht war unnötig, denn es saß niemand darauf. Es war das Pferd des jungen Fletcher. Als wir es an das wieder angefachte Lagerfeuer brachten, sahen wir, daß es hinten mit Blut bedeckt, aber doch unverletzt war. Es mußte einer der Reiter von einer Kugel des Postens getroffen worden sein. Das Pferd hatte beide abgeworfen und war dann zurückgekehrt. Nun war es gewiß, daß wir die Entflohenen finden würden. Wir konnten also bis zum Morgen warten.

Als der Tag zu grauen begann, machten wir uns auf die Suche. Wir brauchten gar nicht weit zu gehen. Von der Stelle aus, wo die beiden Fletcher gesehen worden waren, führte uns die Fährte zunächst nicht weiter als höchstens tausend Schritte. Dort lag der Sohn, tot und schon kalt. Die Kugel war ihm von hinten in die Brust gedrungen, und er hatte sich also kaum einige Sekunden auf dem Pferde halten können. Dieses war mit dem Alten weiter gelaufen. Infolge seiner erblindeten Augen hatte er es falsch gelenkt, nämlich nach einer Felsenwand, die wohl dreißig Meter tief nach dem Flusse abwärts fiel. Dort hatte das Pferd nicht weiter gewollt und ihn abgeworfen. Als wir über die Kante hinunterblickten, sahen wir ihn liegen. Er lebte noch, denn wir sahen, daß er sich bewegte, und hörten ein schwaches Wimmern.

Ich bin nie ſchwindelig geweſen, aber jetzt ſchwindelte mir doch, nur infolge des Gedankens, daß der zweite Teil ſeiner Läſterung auch eingetroffen war. „Ich will erblinden und zerſchmettert werden,“ hatte er geſagt, und nun lag er da unten!

Wir holten den nötigen Beiſtand und ſtiegen ſeitwärts, wo es nicht gefährlich war, hinab. Als wir ihn erreichten, lag er da, noch immer wimmernd und die geſchwollenen Augen halb geſchloſſen. Ich kniete bei ihm nieder und fragte:

„Mr. Fletcher, hört Ihr mich? — Verſteht Ihr mich?“

Er öffnete langſam die Lider. Die von Pulverkörnern dicht betüpfelten Augäpfel glotzten mich ſtarr an; aber eine Antwort bekam ich nicht.

Ich wiederholte meine Frage, doch mit demſelben Mißerfolge. Nun unterſuchten wir ihn. Der Kopf zeigte keine äußere Verletzung, aber beide Arme und beide Beine waren gebrochen.

„Zerſchmettert, wie er wollte!“ flüſterte mir Winnetou zu.

Jedenfalls war er auch innerlich ſchwer verletzt. Als wir den Verſuch machten, ihn aufzuheben, ſtieß er ein Geſchrei aus, welches wie das ununterbrochene Gebrüll eines Tigers klang und kein Ende nehmen wollte. Unter den furchtbaren Schmerzen, welche er litt, ſchien ihm die Beſinnung zurückzukehren, denn als ich ihn jetzt wieder fragte, ob er mich höre und verſtehe, hörte er auf zu brüllen und antwortete:

„Wer iſt's? — Wer iſt da?“

„Old Shatterhand und Winnetou.“

„Wo iſt mein Sohn?“

„Er iſt tot.“

„Erſchoſſen?“

„Ja.“

„Er — — ſchoſ — — ſen,“ ſtammelte er, „er — — ſchoſ — — ſen! Daran — — bin — — ich — — ſchuld!“

„Ja, Ihr ſeid ſchuld an allem, an Euerm ſchrecklichen Tode und auch an dem traurigen Ende Euers Sohnes!“

Er ächzte tief, tief auf und ſchloß die zerſchoſſenen Augen wieder. So lag er eine ganze Weile da, bewegungslos und ohne einen Laut. Da fragte ich ihn:

„Seid Ihr noch wach? — Hört Ihr mich noch?“

„Ja,“ hauchte er.

„Ihr habt nur noch wenige Minuten zu leben, denkt an den Tod; denkt an Eure Sünden und an das ewige Gericht! Denkt aber auch an Gottes Barmherzigkeit, die ohne Ende iſt!“

„Got — — tes Barm — — her — — zig — — keit!“ klang es von ſeinen mit Blut unterlaufenen Lippen.

„Sagt endlich die Wahrheit! Habt Ihr die beiden Pa-Utes erſchoſſen?“

„Ja,“ geſtand er.

„Sind Euch dieſe Sünde und alle frühern Sünden, welche Ihr begangen habt, leid?“

„Leid — — leid — — oh — — leid! Betet — — für — — mich — — ein — — Vater — — unſer!“

„Hört vorher, was ich Euch noch ſage! Wenn Euch Eure Miſſethaten leid ſind, ſo dürft Ihr in der Ueberzeugung ſterben, daß der Allbarmherzige Euch ein gnädiger Richter ſein wird. Gehet mit dieſer Hoffnung ein ins ewige Leben! Und nun wollen wir beten!“

Er machte eine Bewegung, die kraftlos an ſeinen gebrochenen Armen hängenden Hände zu falten, doch vergeblich. Ich legte ſie ihm zuſammen und betete laut das heilige Vater unſer und dann noch weiter, was ich fühlte und dachte. Auf ſein Geſicht kam ein leiſes, faſt frohes Lächeln — — eine langſame, müde Kopfbewegung wie einer, der einſchlafen will, dann war es vollbracht; Old Curſing-Dry war tot. Möge keiner ſeiner Flüche ihm in das Jenſeits gefolgt ſein!

Winnetou zog mich aus den Knieen in die Höhe und ſagte:

„Nun hat mein Bruder Charley doch noch ſeinen Willen gehabt: Die Seele dieſes Mannes hat ſich zum großen, guten Manitou gefunden. Sein Körper aber mag mit dem ſeines Sohnes in der Erde ruhen, bis am ewigen, lichten Tage die Seele wieder zu ihm kehrt. Howgh!“ — — —

9.

Ein Blizzard.

Ein Blizzard.

Der vorigen Erzählung mag ein anderes Ereignis folgen, welches mit derſelben erſchütternden Unwiderleglichkeit beweiſt, daß die ewige Gerechtigkeit den Menſchen, welcher allzuſehr auf Gottes Langmut rechnet, endlich und plötzlich grad mit derjenigen Strafe packt, welche mit natürlicher Notwendigkeit aus der betreffenden Sünde hervorgehen muß.

Ich war mit Winnetou, dem herrlichen Häuptling der Apatſchen, den ja alle meine Leſer ſchon längſt kennen, jenſeits der Felſenberge bei befreundeten Indianern auf der Herbſtbüffeljagd geweſen und dann mit ihm über das Gebirge und trotz der ſpäten Jahreszeit quer durch ganz Wyoming bis nach Fort Niobrara in Nebraska geritten, wo uns der Winter überraſchte. Da auf dieſem Fort oft Sioux erſchienen, welche uns ganz unverdienterweiſe als ihre Todfeinde betrachteten, ſo hüteten wir uns natürlich, unſere Namen zu ſagen. Es war für alle Fälle beſſer, wenn niemand wußte, daß Winnetou und Old Shatterhand anweſend ſeien. Weil unſere Jagdanzüge vollſtändig defekt waren und wir nach dem civiliſierten Oſten wollten, kauften wir uns im Fort anſtändige Anzüge aus warmen Winterſtoffen und dicke Reitdecken dazu. In dieſer Kleidung ſah ich nicht wie ein Weſtmann aus, und da ich mich Mr. Beyer nannte und Winnetou

kaum einen Augenblick von meiner Seite wich, so war er bald nur als „Mr. Beyers Indianer" bekannt.

In Fort Niobrara wurden wir leider vollständig eingeschneit; das ganze weite Land war unwegsam geworden, und wir sahen uns gezwungen, den ganzen Dezember und Januar in dieser Einsamkeit festzusitzen. Gesellschaft fanden wir nur an den wenigen Offizieren der Garnison, von denen ich auch nicht sagen kann, daß sie uns sehr sympathisch gewesen seien; um die übrige Soldateska bekümmerten wir uns nicht mehr, als unumgänglich nötig war, und was die andern auf dem Fort Anwesenden betrifft, so gab es unter ihnen nur zwei Personen, mit denen wir uns zuweilen unterhielten. Das waren die Brüder Burning aus Moberly in Missouri, welche in den Blackhills glücklich nach Gold gegraben hatten und sich jetzt mit dem Ertrage ihrer schweren Arbeit auf dem Heimwege befanden. Beide waren verheiratet, sehnten sich nach den Ihrigen und empfanden es darum schmerzlich, durch diesen Schnee für so lange festgehalten zu werden.

Außerdem hatte sich noch allerhand Volk im Fort zusammengefunden, lauter zweifelhafte Existenzen, mit denen die Burnings nicht verkehrten. Es gab da allerhand Roheiten; es wurde viel Pulver verknallt, viel gespielt, viel gewettet und noch mehr getrunken, und es herrschte dabei ein Ton, der mir so zuwider war, daß ich den allgemeinen Barroom nur dann betrat, wenn es unumgänglich nötig war. Am rohesten betrugen sich zwei Kerls, welche Grinder und Slack hießen. Sie waren Falschspieler, notorische Säufer und rücksichtslose Raufbolde, ohne aber wirklichen Mut zu besitzen. Es verging kein Gelage, ohne daß sie einen Raufhandel in Scene setzten; ganz besonders aber schienen sie es auf die Art

der Duelle, welche man amerikaniſche nennt, abgeſehen zu haben; aber ſtets wußten ſie es ſo zu machen, daß nicht ſie, ſondern andere die Angelegenheit zum Austrag zu bringen hatten. Sie bramarbaſierten eben nur, waren aber feig. Am widerlichſten unter ihnen war mir der Umſtand, daß jeder von ihnen ſich eine ſtehende Redensart angewöhnt hatte, welche man täglich hundertmal hören konnte, als Schwur, als Beteuerung, überhaupt bei jeder Gelegenheit. Das ſtändige Wort Grinders war, „ich will gleich erblinden", während ſein Kumpan die Läſterung „Gott ſoll mich wahnſinnig machen" im Munde führte.

Mit dieſen beiden Menſchen kam ich nur ein einziges Mal in Konflikt. Sie hatten erfahren, daß ich ein Deutſcher ſei, und warfen mir, als ich ihre Einladung, mitzuſpielen, mit einer ſtillen Handbewegung zurückwies, ein „damned dutchman" ins Geſicht. Dafür erhielt jeder ſofort eine ſo kräftige Ohrfeige von mir, daß beide von ihren Stühlen flogen. Die andern glaubten natürlich, es werde hierauf eine großartige Schlägerei oder Schießerei erfolgen, hatten ſich aber geirrt, denn die Gezüchtigten beſaßen nicht den Mut, ſich thatſächlich an „Mr. Beyer oder ſeinen Indianer" zu wagen.

Zu erwähnen ſind noch zwei Indianer, welche der Schneeſturm nach dem Fort getrieben hatte. Sie behaupteten, dem ſehr fraglichen Stamme der Caddo anzugehören, waren aber wahrſcheinlich Ausgeſtoßene eines andern Stammes, blutarme Teufel, die kaum ihre Blöße bedecken konnten und nicht einmal Waffen hatten, denn ſie waren vor kurzem von den Sioux vollſtändig ausgeraubt worden. Sie wollten nach Karſas hinunter und ſchnitzten ſich Pfeile und Bogen, um nicht unterwegs hungern zu müſſen. Wir beſchenkten ſie nach Kräften,

konnten ihnen aber weder Pferde noch Gewehre verſchaffen, weil dieſe ſo notwendigen Artikel leider nicht zu haben waren.

Am Anfange des Februar trat plötzlich milde Witterung mit Tauwetter und dann Regen ein. Der Schnee verſchwand, und wir konnten nun daran denken, unſern Ritt fortzuſetzen. Zuerſt brachen die zwei Indianer auf, zu Fuße natürlich; wir gaben ihnen einen guten Vorrat von Lebensmitteln mit, welcher gewiß bis Fort Hillock reichte, wo ſie wieder Raſt machen konnten. Dieſes Fort war damals verſuchsweiſe angelegt worden, mußte aber im nächſten Jahre wieder aufgegeben werden. Zwei Tage ſpäter ritten die Brüder Burning fort, denen am nächſten Tage Grinder und Slack folgten. Ich ſtand mit Winnetou am Thore. Als ſie an uns vorüberkamen, rief uns Slack zu:

„Kommt uns ja nicht einmal in den Weg! Wenn ihr euch wieder vor uns ſehen laßt, ſo ſoll mich Gott wahnſinnig machen, wenn wir euch nicht ſo ſchnell auslöſchen, wie ein Talglicht ausgeblaſen wird!“

Und Grinder fügte drohend hinzu:

„Ja, das merkt euch wohl, ihr Schufte! Laßt ihr euch ertappen, ſo will ich gleich erblinden, wenn ihr nicht an den Ohrfeigen zu Grunde geht, die wir euch noch ſchuldig ſind!“

Wir ſahen natürlich in die Luft, als ob wir die Worte gar nicht gehört hätten. Solche Menſchen konnten, auch wenn wir gewußt hätten, wohin ſie ritten, uns nicht im geringſten bange machen.

Als erfahrene Weſtmänner warteten wir noch einen Tag, um zu erfahren, ob die milde Witterung beſtändig ſei; dann brachen wir auch auf. Es läßt ſich denken, daß der Weg durch das tief aufgeweichte Land kein be-

quemer war; aber unſere famoſen Rapphengſte hatten ſich nun wochenlang ausgeruht und überwanden faſt ſpielend alle Hinderniſſe. Nebraska hat faſt nur Prairieland; das, durch welches wir kamen, war offen, und in dem weichen Boden ſahen wir ganz deutlich die Spuren derer, welche Fort Niobrara vor uns verlaſſen hatten. Sie alle, die zwei Indianer, die Burnings, Grinder und Slack, ſchienen ohne Ausnahme, ſo wie wir auch, nach Fort Hillock zu wollen. Das machte mich um der Burnings willen bedenklich. Man hatte mir geſagt, daß Grinder und Slack in der letzten Zeit Unglück im Spiele gehabt und alles verloren hätten, und da war ſolchen Leuten nicht zu trauen. Sie wußten höchſt wahrſcheinlich ebenſogut wie wir, daß die Burnings Goldſtaub und Nuggets bei ſich führten, und wenn ich ſie auch für viel zu feig hielt, einen offenen Kampf zu wagen, ſo traute ich ihnen dafür die Gewiſſenloſigkeit zu, um dieſes Goldes willen einen hinterliſtigen Ueberfall auszuführen. Als ich meine Gedanken Winnetou mitteilte, ſagte er zwar nichts, aber er drückte ſeinem Pferde die Ferſen in die Weichen, was für mich ebenſo deutlich war, als wenn er mir geantwortet hätte: „Du haſt recht; wir wollen uns beeilen, dieſe Kerls einzuholen!“

Es iſt kein Grund vorhanden, auf die Einzelheiten unſeres mehrtägigen Rittes einzugehen. Die Spuren hielten ſich beiſammen, und wir folgten ihnen über den Loup-Fork hinüber, deſſen Eis ſtellenweiſe noch ſo dick und feſt ſtand, daß es Reiter trug. Von da aus konnte man Fort Hillock nach einem kurzen Tagesritte erreichen. Da es aber jetzt ſchon über Mittag war, konnten wir nicht vor morgen vormittag dort eintreffen.

Die tief ausgetretenen Spuren waren ſo deutlich zu leſen, wie man in einem Buche lieſt; ihr Alter war, be-

ſonders für die ſcharfen, geübten Augen meines Winnetou, faſt bis auf die Stunde zu beſtimmen. Die zwei Indianer hatten zwar vor den Burnings einen Vorſprung von zwei Tagen, waren aber als Fußgänger jetzt von ihnen beinahe eingeholt worden; jedenfalls mußten ſie heut abend oder morgen früh von ihnen eingeholt werden. Grinder und Slack waren einen Tag nach den Burnings von Niobrara fort; ſie hatten aber, wie ihre Fährte uns ſagte, ihre Pferde ſo angeſtrengt, daß ſie jetzt hart hinter den beiden Brüdern ritten. Das erhöhte meine Sorge. Aus welchem Grunde waren dieſe zwei Menſchen ſo ſchnell geritten? Um die Burnings einzuholen und zu überfallen oder nur um raſch nach Fort Hillock zu kommen? Das letztere war ja auch ſehr leicht zu denken, aber ich konnte mich dabei nicht beruhigen. Die nächſten Stunden mußten uns Gewißheit bringen. Sagten uns da die Spuren, daß Grinder und Slack die Burnings überholt hatten, ſo waren meine Befürchtungen grundlos geweſen.

Wir fegten alſo im Galoppe über die Ebene, immer neben den drei Fährten her und ſie ſcharf im Auge behaltend. Es verging eine Stunde und noch eine, da parierte Winnetou ſein Pferd und ſagte, als ich das meinige auch anhielt, in ſeiner beſtimmten Weiſe:

„Die beiden weißen Männer, welche ſich Burnings nennen, ſind verloren; ſie werden heute nacht ermordet werden.“

Ich nickte nur, denn ich war ganz derſelben Meinung wie er. Er fuhr fort:

„Der Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Fährten beträgt eine Stunde; er iſt während eines Rittes von über acht Meilen nicht geringer geworden; alſo wollen Grinder und Slack die Burnings nicht überholen, ſondern ſie erſt, wenn es dunkel geworden iſt, erreichen und ermorden.“

„Herrgott!“ fuhr ich auf. „Und es ist uns unmöglich, Rettung zu bringen!“

„Howgh!“ stimmte er bei. „Es ist uns unmöglich, sie so schnell einzuholen, denn in zwei Stunden wird es Nacht, und da können wir die Fährten nicht mehr sehen. Folgen wir ihnen trotzdem so schnell wie möglich, und beten wir zum großen Manitou, daß er die Brüder beschützen möge!“

Hast du vielleicht einmal Todesangst ausgestanden, lieber Leser, richtige, wirkliche, entsetzliche Todesangst? Wohl kaum! In Beziehung auf meine Person ich auch nicht, obgleich ich mich wie oft in Todesgefahr befunden habe; ich habe den Tod nie gefürchtet und fürchte ihn auch heut nicht, denn er ist der liebe Engel, welcher die Kinder Gottes zu ihrem himmlischen Vater führt. Aber um anderer willen habe ich diese Angst nicht nur ein- und nicht nur zehnmal ausgestanden. So auch hier während dieses Nachmittags, dieses Abends und der darauf folgenden Nacht. Von der Gewißheit eines Mordes überzeugt sein und doch nicht retten können! Diese Nacht, die wir am Gebüsch eines kleinen Nebenflüßchens des Loux-Fork zubrachten, werde ich nie vergessen!

Wenn Schnee gelegen hätte, hätte er uns geleuchtet; die Spuren wären zu erkennen gewesen, und wir hätten die Freveltat vielleicht verhüten können; aber ohne Schnee gab es keine des Nachts sichtbare Spuren; wir mußten trotz der Ungeduld, die uns nicht schlafen ließ, warten bis der Wintertag zur leider späten Morgenstunde anbrach. Sobald es im Osten nur einigermaßen zu grauen begann, saßen wir auf und ritten weiter. Es gab noch eine Hoffnung, nämlich die, daß die Burnings kein Lagerfeuer angebrannt hatten und infolgedessen von Grinder und Slack nicht gesehen und gefunden worden

waren; aber dieſe Hoffnung wurde immer ſchwächer und ſchwächer, als wir bemerkten, daß die beiden Fährten ſich der Zeit nach einander immer mehr näherten. Grinder und Slack hatten ſich geſtern, als es zu dunkeln begann, ſo nahe wie möglich an die Brüder herangemacht. Jeder Augenblick konnte uns jetzt die traurige Gewißheit bringen, daß zwei Menſchenleben vernichtet worden ſeien.

Wir ritten einem Buſchwerke zu, um deſſen Ecke die Spuren bogen. Als wir dieſer Biegung gefolgt waren, prallten unſere Pferde, ohne von uns angehalten worden zu ſein, von ſelbſt zurück. Da lagen die Burnings bei der Aſche eines ausgegangenen Feuers in einer großen Blutlache. Wir ſprangen von den Pferden, um die Körper zu unterſuchen. Es war kein Leben mehr in ihnen; der Tod hatte ſie ſchon geſtern abend ereilt. Zu unſerm Erſtaunen ſahen wir, daß ſie nicht erſchoſſen, ſondern erſtochen worden waren. Einen Menſchen zu erſtechen, dazu gehört mehr Mut, als ihn aus ſicherer Entfernung zu erſchießen. Waren die Mörder vielleicht nicht ſo feig, wie ſie mir vorgekommen waren? Oder hatten ſie einen beſtimmten Grund gehabt, das Meſſer der Kugel vorzuziehen?

Was wir zu thun hatten, war leicht einzuſehen. Wir durften uns nicht bei den Leichen aufhalten, ſondern mußten den Mördern folgen, welche ihre Opfer, wie wir ſahen, nicht vollſtändig ausgeraubt, ſondern ihnen nur das Gold und die Gewehre abgenommen hatten und dann mit den zwei erbeuteten Pferden fortgeritten waren. Wir galoppierten alſo auf ihrer Fährte weiter, welche zu unſerm Erſtaunen genau in der Richtung auf Fort Hillock führte. Lag nicht in der Miſſethat ſelbſt der triftigſte Grund, dieſen Ort zu meiden?

Nach vielleicht einer halben Stunde ſahen wir, daß

die Reiter angehalten hatten. Es gab da nicht nur Huf-, ſondern auch Fußſpuren, und von dieſer Stelle an teilte ſich die eine vierpferdige Spur in zwei zweipferdige Fährten.

Was hatte das zu bedeuten? Wir hielten an, und Winnetou rief aus:

„Uff! Hier gingen die roten Caddo-Männer und haben von den Mördern die geraubten Pferde geſchenkt erhalten!“

Mit welcher Sicherheit traf der unvergleichliche Scharfſinn Winnetous hier wieder einmal das Richtige! Die Mörder hatten die armen Roten hier eingeholt und ihnen die Pferde geſchenkt, um den Verdacht von ſich ab auf ſie zu lenken. Darum hatten ſie ihre Opfer auch nicht erſchoſſen, ſondern erſtochen, weil die Caddo-Indianer keine Gewehre, ſondern nur Pfeile, Bogen und Meſſer beſaßen. Die bedauernswerten Roten waren alſo ſchon geſtern auserſehen geweſen, die Schuld anderer büßen zu ſollen. Wie nichtsahnend ſie in dieſe Falle gegangen waren und welche ungeheure Frechheit die Mörder beſaßen, erſehen wir daraus, daß die beiden Spuren mit dem nur einzigen Unterſchied auf Fort Hillock zuliefen, daß Grinder und Slack einen Umweg gemacht hatten, jedenfalls um ihren Raub zu verbergen und dann ſpäter als die Indianer auf dem Fort anzukommen und ſie da zur Anzeige zu bringen.

Während wir hierauf weiterjagten, ſchüttelte Winnetou ſeine langen, prächtigen, blauſchwarzen Haare aus dem Geſichte, daß ſie wie eine Mähne hinter ihm herflogen, und preßte zornig zwiſchen den halbgeſchloſſenen Lippen hervor:

„Hier ſieht mein Bruder Scharlieh wieder einmal, wer beſſer iſt, die Weißen oder die Roten. Trotzdem

iſt das Geſchick auf der Seite der Bleichgeſichter; wir aber müſſen verderben und untergehen! Uff, uff, uff!“

Was ſollte, was konnte ich ihm antworten? Nichts! Uebrigens hätten wir jetzt auch keine Zeit zu einer Auseinanderſetzung über dieſe traurige Frage gefunden, denn wir ſahen am Horizonte vor uns eine Reiterſchar auftauchen, welche uns entgegenkam. Da dieſe Leute faſt ebenſo ſchnell eilten wie wir, trafen wir ſehr bald zuſammen. Es war ein Teil der Beſatzung des Fort Hillock, von einem Lieutenant angeführt. Dieſe Kavalleriſten führten in ihrer Mitte die beiden Caddo-Indianer mit ſich, welche gefeſſelt und an die Pferde gebunden waren. Als der Offizier das Kommando zum Halten gegeben hatte, warf er uns die Frage zu:

„Woher des Weges, Meſch'ſchurs?“

„Von Fort Niobrara,“ antwortete ich.

„Auf dieſer Fährte hier?“

„Ja.“

„Habt ihr heute vielleicht etwas Auffälliges geſehen?“

„Allerdings, Sir, nämlich die Leichen zweier Männer, welche ermordet und beraubt worden ſind.“

„Well, ſtimmt! Wie weit iſt der Ort von hier entfernt?“

„Drei Viertelſtunden. Ich ſehe da zwei Indsmen, welche gefeſſelt ſind. Aus welchem Grunde hat man ſie gebunden?“

„Weil ſie die Mörder der beiden Männer ſind, deren Leichen ihr geſehen habt. Wir ſchaffen ſie an Ort und Stelle, um ihre Opfer zu begraben und ſie über den Gräbern aufzuhängen. Ihr wißt vielleicht, daß die Juſtiz hier im Weſten eine ſchnelle iſt.“

„Das weiß ich allerdings, Sir; aber wißt Ihr

ebenſo genau, daß dieſe Indianer wirklich die Schuldigen ſind?"

„Natürlich ſind ſie es. Sie ſind ja mit den Pferden und Gewehren der Toten betroffen worden?"

„Woher wißt Ihr, daß dieſe Pferde und Gewehre den Ermordeten gehört haben?"

„Mann, wer giebt Euch das Recht, mich ſo auszufragen? Ihr ſeid ein Unbekannter, der gar nicht ſo ausſieht, als ob er hierher in den Weſten gehört; ich aber bin Offizier und Euch jedenfalls keine Rechenſchaft ſchuldig!"

Nach dieſer Zurechtweiſung wendete er ſich von mir ab, um das Kommando „Weiterreiten" zu geben; ich aber kam ihm zuvor:

„Halt, Sir! Noch einen Augenblick! Es befinden ſich zwei Perſonen im Fort, auf deren Anzeige hin Euch der Befehl geworden iſt, dieſe beiden Indsmen aufzuknüpfen?"

„Ja, und nun haltet den Schnabel, Mann! Ich habe keine Zeit, müßige Fragen anzuhören und — —"

„Müßige?" unterbrach ich ihn. „Ich habe nicht nur allen Grund, ſondern ſogar die heiligſte Pflicht, dieſe Fragen auszuſprechen, denn die Indsmen hier ſind unſchuldig, und ihre Angeber ſind die Mörder."

„Halloo! Wie kommt Ihr zu dieſer Behauptung?"

„Wir wußten ſchon geſtern von dem geplanten Morde, konnten ihn aber leider nicht verhindern. Führt uns zum Kommandanten des Forts; wir werden das, was ich behauptet habe, vollſtändig beweiſen."

„Das geht nicht ſo ſchnell, wie Ihr denkt. Ich habe ſtrengen Befehl, die Leichen zu begraben und die Mörder an den Hälſen ſo hoch zu binden, daß ihre Füße den Boden nicht erreichen."

„Dagegen wird kein Menſch etwas haben, vorausgeſetzt, daß es die Mörder auch wirklich ſind, welche aufgeknüpft werden. Erlaubt mir, Euch zu ſagen, was wir wiſſen!“

Er that mir trotz des erhaltenen Befehles den Gefallen, mich anzuhören. Als ich geendet hatte, betrachtete er uns mit einem Blicke des Erſtaunens und ſagte:

„Hm! Ihr habt ganz das Ausſehen von Gentlemen, die hier im wilden Weſten ſo grün ſind, wie kaum ein Laubfroſch grün ſein kann, aber aus Euern Worten geht eine Beobachtungsgabe hervor, die ich mit allem Reſpekt anerkennen muß. Sollten dieſer Grinder und dieſer Slack uns wirklich belogen haben. Sehr gentlemanlike ſahen ſie allerdings nicht aus. Einen Teil des Befehles, nämlich die Begrabung der Leichen, muß ich unbedingt ausführen; die Unterlaſſung des anderen Teiles will ich auf Eure Ausſage hin wagen. Aber wehe Euch, Sir, wenn Ihr geflunkert habt! Ich laſſe nicht mit mir ſpaßen!“

Er wählte ſechs Mann aus, welche mit den mitgebrachten Spaten zum Ausſtechen der Gräber weiterreiten mußten; dann nahm er mich und Winnetou mit den beiden Gefeſſelten in die Mitte, um nach dem Fort zurückzukehren. Er hatte trotz der Wichtigkeit meiner Ausſage gar nicht daran gedacht, nach unſern Namen zu fragen. Die Caddo-Indianer durften nicht mit uns ſprechen, aber die Blicke, die ſie uns zuwarfen, ſagten uns ebenſo deutlich, wie Worte, welche Dankbarkeit ſie für uns fühlten.

Es waren nur wenige Minuten vergangen, ſeit wir uns in Bewegung geſetzt hatten, ſo begann es erſt leiſe und dann immer ſtärker zu ſchneien, und der Schnee ſchmolz nicht, weil die Temperatur plötzlich um mehrere Grade geſunken war. Winnetou muſterte mit einem

Blicke, welcher mir auffiel, den Himmel und den Horizont, und als wir das Fort vor uns auftauchen ſahen, war die ganze Gegend bereits mit einer mehrere Zoll hohen Schneelage bedeckt. Das war höchſt fatal, weil dadurch die Spuren verloren gingen, mit denen wir die Wahrheit unſerer Ausſage hatten beweiſen wollen.

Fort Hillock hatte nur den Namen, nicht aber die Beſchaffenheit eines Forts. Auf einem mit Planken eingezäunten Vierecke waren Blockhütten errichtet. Lange, hölzerne, ſchuppenartige Bauwerke gaben der Niederlaſſung mehr das Ausſehen einer Warenniederlage als eines Feſtungswerkes, und nur die kaum mehr ſichtbaren ſchmutzig-weißen Ueberreſte ließen erkennen, daß der Platz von einem hohen und ſtarken Schneewalle umgeben geweſen war, den die Witterung der letzten Tage weggeſchmolzen hatte. Vor Indianern ſchien man ſich nicht zu fürchten, denn das Thor ſtand weit offen, als wir einrückten. Wie wir aus der Beſchäftigung der anweſenden Soldaten erſahen, ſchienen die erwähnten Schuppen als Stallungen und Futtermagazine zu dienen. Von dem Hufgetrappel unſerer Pferde gerufen, kamen aus einer der Blockhütten zwei Offiziere, ein Lieutenant und ein Kapitän, welch letzterer ſein Geſicht in ſehr ſtrenge Falten zog, als er uns erblickte. Der Führer unſeres Trupps ſtieg vom Pferde und trat auf ihn zu, um ihm ſeine Meldung zu machen. Auch wir ſprangen aus dem Sattel.

Der Kapitän folgte dem Berichte ſeines Untergebenen mit keiner allzu großen Spannung, und als er ſich uns dann näherte, ſahen wir ſeine Aufmerkſamkeit viel weniger auf uns, als auf unſere beiden Pferde gerichtet. Er muſterte ſie mit Kennerblicken und rief dann aus:

„Thunderklapp, welch herrliche Geſchöpfe das ſind! Die kaufe ich euch ab, Gens! Was ſollen ſie koſten?“

Er hielt es erſt bei dieſer Frage für nötig, uns anzuſehen. Winnetous Anblick hatte nicht die geringſte Wirkung auf ihn; aber als ſein Blick auf mein Geſicht fiel, ſah ich den Ausdruck der Ueberraſchung in dem ſeinigen erſcheinen.

„All devils!“ rief er aus. „Wen ſehe ich da? Iſt es wahr? Wer ſeid Ihr, Sir?“

„Ich heiße Beyer,“ antwortete ich.

Da ſchüttelte er den Kopf, trat nahe zu mir heran, faßte mich am Kinn, drehte mir den Kopf nach rechts, um die linke Seite meines Halſes zu ſehen, und ſagte dann in triumphierendem Ton:

„Habe es doch gleich gedacht! Dieſe Narbe da unten ſtammt von dem berühmten Meſſerſtiche. Ich habe Euch bei Mutter Thick in Jefferſon-City geſehen und weiß nun, daß dieſe beiden Hengſte nicht verkäuflich ſind, denn es giebt in den ganzen Staaten kein Tier, welches mit ihnen zu vergleichen iſt. Mögen Euch andere für Laubfröſche halten, ich laß mich durch dieſe Eure Kleidung nicht täuſchen, Meſch'ſchurs. Ihr beide ſeid — — —“

„Bitte, keine Namen nennen, Kapt'n!“ fiel ich ihm ſchnell in die Rede.

„Warum nicht?“ fragte er.

„Der Sioux wegen, durch deren Gebiet wir noch müſſen. Wenn Ihr uns wirklich erkannt habt, ſo werdet Ihr auch wiſſen, daß die Angehörigen dieſer Nation nicht zu erfahren brauchen, daß wir uns jetzt in ihrem Streitgebiete befinden.“

„Well, ganz wie Ihr wollt, Sir! Ich hatte die Abſicht, meinem Lieutenant ein tüchtiges Donnerwetter aufzubrennen dafür, daß er ſich durch Euch hat bewegen laſſen, umzukehren; nun aber meine ich, daß er ganz recht gehandelt hat. Kommt herein in den Block! Ich werde

Eure Pferde gut verſorgen laſſen. Ihr aber ſollt einen tüchtigen Grog haben und mir dabei ſagen, was Ihr gegen Grinder und Slack vorzubringen habt."

„Wo ſind dieſe Kerls, Kapt'n? Ich ſehe ſie nicht. Doch nicht ſchon wieder etwa fort?"

„O nein. Ihre Pferde ſtehen dort im Schuppen; ſie aber ſind auf die Jagd, um ſich ein Stück Fleiſch zu ſchießen."

„Und um wahrſcheinlich gleichzeitig nach dem geraubten Golde zu ſehen, welches ſie verſteckt haben. Jammerſchade, daß es ſolchen Schnee herabwirft! Dadurch wird es unmöglich, ihnen nachzugehen und ſie zu belauſchen. Dieſer Schnee bringt uns um die Beweiſe, welche unumgänglich nötig ſind, ſie der Mordthat zu überführen."

„Das iſt mir ziemlich gleichgültig, Sir. Ich weiß ja, daß ihr beide die richtigen Leute ſeid, die Beweiſe unter dem tiefſten Schnee hervorzuſuchen."

Die Blockhütte, in welche er uns während des letzten Redewechſels geführt hatte, diente ihm und den beiden Lieutenants zur Wohnung. Während der jüngſte Offizier ſich an die Bereitung des Grogs machte, deutete der Kapitän auf zwei primitiv zuſammengenagelte Stühle und ſagte:

„Setzt Euch, Meſch'ſchurs, und ſagt mir aufrichtig: Nicht wahr, Ihr ſeid Mr. Old Shatterhand und Mr. Winnetou?"

Ich antwortete, indem ich auf unſere Gewehre zeigte, die wir natürlich mit hereingenommen hatten:

„Hier iſt die berühmte Silberbüchſe des Häuptlings der Apatſchen, und hier ſeht Ihr meinen Henryſtutzen und meinen Bärentöter. Nun wißt Ihr hoffentlich ganz genau, wer wir ſind."

„Allerdings. Es iſt eine große Ehre für uns, euch bei uns zu ſehen. Wir heißen euch herzlich willkommen und werden jedes Wort, welches ihr über die Mordthat ſagt, als wie mit einem Schwur beglaubigt betrachten.“

„Danke, Sir! Aber eine ſolche That muß nach den Geſetzen der Savanne beurteilt werden, und dieſe Geſetze erfordern ſtrikte, unwiderlegliche Beweiſe. Daraufhin, daß Ihr uns glaubt und vertraut, dürft Ihr kein Urteil fällen.“

Winnetou, der niemals Spirituoſen genoß, wies den Grog zurück; ich aber koſtete Schluck für Schluck von dem heißen Trank und erzählte dabei nun ausführlicher als vorher, was wir von Grinder und Slack wußten und dachten. Noch war ich nicht ganz fertig, ſo wurde die Thür geöffnet, und die beiden Genannten traten ein.

„All devils!“ rief Grinder, als er uns erblickte, „ich will gleich auf der Stelle erblinden, wenn das nicht dieſer Mr. Beyer mit ſeinem Indianer iſt!“

„Er iſt es allerdings,“ antwortete der Kapitän, indem er dem Lieutenant einen Wink gab, worauf ſich dieſer entfernte. Es galt, wie ich ganz richtig vermutete, der Arretur der beiden Verbrecher. Dann fuhr der Kommandant fort: „Wahrſcheinlich iſt es euch nicht lieb, dieſe beiden Gentlemen hier zu ſehen?“

„Nicht lieb? Der Teufel ſoll mich holen, wenn mir etwas, was dieſe Männer betrifft, entweder lieb oder unlieb iſt! Sie gehen mich nichts an; ſie ſind mir gleichgültig; ſie ſind mir vollſtändig Luft!“

„Wohl kaum! Wenn ihr wüßtet, weshalb ſie nach Fort Hillock gekommen ſind, würdet ihr weniger gleichgiltig ſein.“

„Pshaw! Was können ſie wollen! Wir beide haben

nichts, gar nichts mit ihnen zu ſchaffen! Wir ſind nur gekommen, um zu fragen, ob Eure Leute ſchon zurück ſind. Hoffentlich baumeln die roten Halunken ſchon an zwei guten hanfenen Stricken?"

„Nein, ſie baumeln noch nicht. Mr. Beyer hat ſie wieder zurückgebracht."

„Wie? Was? Mr. Beyer? Was hat dieſer Mr. Beyer und ſein Indianer mit dieſer Angelegenheit zu ſchaffen?"

„Sehr viel! Sie kennen die wahren Mörder und haben ſie bis hierher verfolgt."

„Die wahren Mörder? Das ſind doch die Caddo-Indsmen!"

„Nein. Mr. Beyer behauptet vielmehr, daß die wirklichen Mörder Slack und Grinder heißen."

„Slack und Grin — — — all devils, wir?" ſtieß Grinder erſchrocken hervor.

„Ja, ihr!"

„Wenn er das behauptet, ſo will ich gleich erblinden, wenn er nicht den Verſtand verloren hat! Slack, ſprich, was ſagſt du dazu?"

Der Gefragte ſtreckte mir die geballte Fauſt entgegen und ſchrie:

„Hol ihn der Teufel! Was will der Kerl von uns? Er iſt ein Dutchman, deſſen Wort nichts gilt. Gott ſoll mich wahnſinnig machen, wenn ich ihm nicht das Maul ſtopfe, daß er für das ganze Leben ſchweigen muß! Komm, Grinder! Für ſolch einen Kerl ſind wir hier viel zu gut!"

„Ihr bleibt!" herrſchte ſie der Kapitän an.

Sie wollten trotz dieſes Befehles fort; aber als ſie die Thür öffneten, ſahen ſie den Lieutenant vor ſich, welcher mit einem halben Dutzend Soldaten hereintrat, von denen ſie umringt und feſtgehalten wurden.

„Was ſoll das heißen? — Was hat das zu bedeuten?“ ſchrie Grinder, indem er ſich vergeblich loszureißen ſuchte.

„Das ſoll heißen, daß ihr wegen Raubmordes arretiert ſeid,“ antwortete der Kapitän.

Nun folgte eine Scene, welche nicht zu beſchreiben iſt. Nicht etwa, daß die beiden Menſchen Widerſtand zu leiſten, ſich zu befreien ſuchten; dazu waren ſie zu feig. Ihre Thaten beſtanden nur in Worten, die ſie zu ihrer Verteidigung vorbrachten; aber was für Worte und Reden waren das? Flüche, Schwüre, Beteuerungen und Verwünſchungen derart, daß mir die Haare zu Berge ſtehen wollten. Ein erblinden und wahnſinnig werden wollen folgte dem andern; ſolche Läſterungen hatte ich in meinem Leben noch nicht gehört; es war mir, als ob ich in dieſem Schwalle der ſündhafteſten Ausdrücke erſticken müſſe, und ich holte tief und erleichtert Atem, als die Läſterer endlich hinausgeſchafft waren, um eingeſperrt und bis zum Verhöre ſtreng bewacht zu werden. Selbſt mein ſonſt ſo überlegener Winnetou, den nichts aus der Faſſung zu bringen vermochte, drückte mir ſeine Finger in ſchmerzender Weiſe in den Arm und ſagte:

„Scharlieh, würde ſich jemals ein roter Mann ſo gebärden und ſeinen himmliſchen Manitou in ſolcher Weiſe beleidigen? Wer kann da noch behaupten, daß die Bleichgeſichter beſſer und gebildeter ſeien als die eingeborenen Kinder der Savanne? Wenn es einen wilden Weſten giebt, ſo iſt er nur durch die weißen Eindringlinge, die wir einſt wie Götter behandelt haben, verwildert worden! Howgh!“

Howgh war bei ihm das Wort heiligſter Beteuerung, gleichbedeutend mit unſerem Amen. Scharlieh, ſo pflegte er meinen Vornamen Karl auszuſprechen.

Nach einiger Zeit kamen die ſechs Kavalleriſten von der Beſtattung der Ermordeten zurück. Sie brachten alles mit, was ſie in den Taſchen derſelben noch vorgefunden hatten. Es befanden ſich Notizen dabei, durch welche wir die genauen Adreſſen ihrer Verwandten erfuhren. Dann wurde das Kommando zum Mittageſſen gegeben. Ich wurde ſelbſtverſtändlich mit Winnetou zur Offizierstafel gezogen. Offizierstafel! Es gab ſo viel Gänge, wie man wollte; man brauchte ſie ſich nur von der Hirſchkeule, welche auf einem ungehobelten Brettſtücke präſentiert wurde, herunterzuſchneiden.

Dann wurden die Mitglieder des Gerichtshofes zuſammengerufen, welcher aus den Offizieren und drei Unteroffizieren beſtand. Winnetou und ich hatten in der Eigenſchaft als Zeugen beizuwohnen, und auch die Caddo-Indianer mußten erſcheinen, um etwaige Fragen zu beantworten. Als dieſe Perſonen alle beiſammen waren, wurden Grinder und Slack geholt. Sie erſchienen gefeſſelt und wurden von je zwei Soldaten bewacht.

Die beiden Angeſchuldigten ſahen nicht etwa ſehr niedergeſchlagen aus; ihr Auftreten war vielmehr ein recht zuverſichtliches, und es klang ſogar geradezu frech, als ſie erklärten, daß ſie die Kompetenz der anweſenden Jury nicht anzuerkennen vermöchten. Sie wußten jedenfalls und pochten darauf, daß der friſch gefallene Schnee uns die Möglichkeit genommen hatte, vollgültige Beweiſe zu bringen. Dieſe Beweiſe konnten nur darin beſtehen, das geraubte Geld zu finden und ihnen auf den Kopf zu ſagen, daß ſie es geweſen ſeien, die es verſteckt hatten. Daß ſie den Caddo-Indsmen die Pferde und Gewehre der Ermordeten geſchenkt hatten, war von faſt gar keinem Wert, weil ſie auch ohne Mord in den Beſitz derſelben gelangt ſein konnten, und beſonders auch deshalb, weil

nach dem Savannenbrauche das Zeugnis dieſer beiden Roten ſo viel wie gar nichts galt.

Ich kann nicht behaupten, daß der Kapitän als Vorſitzender das Verhör in ſehr pfiffiger Weiſe leitete; doch falls ich aufrichtig ſein will, muß ich eingeſtehen, daß es mir an ſeiner Stelle auch nicht gelungen wäre, die Verbrecher zum Eingeſtändnis ihrer That zu bringen. Der Hauptbeweis, den wir unter den gegenwärtigen Verhältniſſen bringen konnten, war der Umſtand, daß ſie die Ermordeten mit Abſicht nicht überholt, ſondern ihren Ritt ſo eingerichtet hatten, daß ſie dieſelben erſt nach Einbruch der Dunkelheit erreichten. Zwar waren auch dieſe Spuren nicht mehr zu ſehen, aber wir konnten es beſchwören. Leider war damit auch nur die Einholung und nicht die Ermordung der Burnings erwieſen.

Aus dieſen Gründen beſtand das Verhör nur aus den Anſchuldigungen vonſeiten des Kapitäns und in der Zurückweiſung ſeiner Behauptungen ſeitens der Angeklagten. Ihre Frechheit ſtieg bis zum Hohn und Uebermut, und ihre Läſterungen gingen ſo in das Unglaubliche, daß ich es endlich nicht mehr aushalten konnte und den Vorſitzenden bat, die Unterſuchung, wenn nicht zu ſchließen, ſo doch wenigſtens für heut abzubrechen."

„Abbrechen?" fragte Grinder unter Lachen. „Das müſſen wir uns verbitten. Wir verlangen entweder die ſofortige Verurteilung auf Grund unumſtößlicher Beweiſe oder unſere augenblickliche Freilaſſung. Ich will auf der Stelle erblinden, wenn wir ein zwiſchen dieſen beiden liegendes Mittelding zugeben!"

„Ja," fiel Slack ein: „entweder hängt uns auf, oder laßt uns frei! Etwas anderes iſt gar nicht zu denken. Was dieſer Mr. Beyer und ſein Indianer gegen uns vorbringen, iſt ſo lächerlich, daß mich ihre Dummheit

geradezu erbarmen kann. Es ist uns nicht das Geringste anzuhaben, dennoch wollen wir, um unsere Unschuld sogar im Uebermaße zu beweisen, ihnen eine Chance geben, ihre Behauptungen zu verfechten. Steckt uns heut abend mit ihnen in einem dunkeln Raume zusammen, und gebt jedem ein gutes, spitziges Messer in die Hand! Wenn sie auf diese ritterliche Art der Ueberführung eingehen, so soll mich Gott wahnsinnig machen, wenn wir ihnen unsere Unschuld nicht in der Weise durch die Rippen stechen, daß morgen früh nur noch ihre stinkenden Kadaver übrig sind. Bist du damit einverstanden, Grinder?"

„Mit größtem Vergnügen," antwortete der Gefragte. „Amerikanische Duells, Mann gegen Mann im Dunkeln, sind unsere ganz besondere Spezialität; es ist dabei schon mancher an unsern Messern zu Grunde gegangen, und es sollte mir eine wahre Wonne sein, wenn diese sogenannten Gentlemen auf deinen Vorschlag eingingen. Leider bin ich überzeugt, daß sie den Mut nicht haben werden, darauf einzugehen. Lügen können sie wie gedruckt, aber ob auch kämpfen? Pshaw!"

Ich warf einen fragenden Blick auf Winnetou; er antwortete zustimmend bloß mit den Augenlidern. Darum sagte ich:

„Das ist Großsprecherei, weiter nichts! Gingen wir auf diesen Vorschlag ein, so würden sie ihn sofort zurückziehen."

„Zurückziehen?" lachte Grinder, daß es dröhnte. „Zwei so berühmte und gefürchtete Duellmeister wie wir und zurücktreten! Dieser Gedanke ist so lächerlich, so albern, daß ich gar keine Worte finde, ihn richtig zu bezeichnen."

Die beiden fuhren in dieser Weise noch eine ganze Weile fort, uns zu verhöhnen, bis ich bei dem Vorsitzen-

den den Antrag ſtellte, auf ein Doppelduell als Gottesurteil zu erkennen. Das Wort Gottesurteil erregte wieder die Heiterkeit der Angeklagten, welche förmlich ſtolz darauf waren, nicht an Gott zu glauben. Sie waren vollſtändig überzeugt, daß wir jetzt nur notgedrungen und bloß ſcheinbar auf das Duell eingingen, heut abend aber gewiß verſchwunden ſein würden. Der Kapitän dagegen, welcher wußte, wer wir waren, und daß alſo für uns nichts zu fürchten ſei, erklärte ſich mit meinem Antrage einverſtanden, und ſo wurde beſtimmt, daß wir vier Perſonen, jede mit einem Meſſer bewaffnet, von heut abend acht Uhr bis morgen früh acht Uhr in einem leeren Schuppen einzuriegeln ſeien, um die Frage über die Schuld oder die Unſchuld der Angeklagten blutig auszufechten. Noch als die letztern wieder abgeführt wurden, lachten ſie über uns und warfen im Hinausgehen Schimpfworte zur Thür herein, die ich hier unmöglich wiedergeben kann. Sie wurden natürlich wieder eingeſchloſſen. Ihre ganze Zuverſicht fußte auf den beiden Umſtänden, daß ſie ſehr ſorgfältig ausgeſucht worden waren, ohne daß man eine Spur des geraubten Goldes bei ihnen gefunden hatte, und daß ſie uns für furchtſame Neulinge hielten, denen es gar nicht einfallen würde, heut abend acht Uhr noch auf Fort Hillock anweſend zu ſein.

Als ſie fort waren, wagte der Kapitän es natürlich nicht, uns einen Rat zu erteilen. Für ihn war der Ausgang eines Duells zwiſchen Winnetou und Old Shatterhand und zwei ſolchen Strolchen vollſtändig zweifellos, und die ganze Beſatzung des Ortes war entzückt darüber, daß ein ſo hochintereſſantes Ereignis ſich hier abſpielen ſollte.

Wir ſahen uns den Schuppen an. Er ſtand unter einem Baume und war aus rohen, ſtarken Brettern zu-

ſammengefügt. An der Außenſeite der Thür war ein langer, ſchwerer Holzriegel angebracht. Zur Zeit befand ſich im Innern nichts als ein wenig Streu, welche im rechten, hintern Winkel lag.

Wir unterhielten uns bis faſt acht Uhr mit den Offizieren, ohne das Duell beſonders in Erwähnung zu bringen. Wiederholt aber ließ die Gefangenwache melden, daß Grinder und Slack gefragt hätten, ob wir noch anweſend ſeien. Punkt acht Uhr wurden ſie nach dem Schuppen transportiert und bekamen ihre Meſſer. Dann übergaben wir alle unſere Waffen, natürlich außer den Meſſern, dem Kapitän, nahmen unſere warmen Decken und ließen uns nach dem Schauplatze des Kampfes führen. Wir traten mit dem Kapitän und den Lieutenants in das Innere des Schuppens; ein Soldat leuchtete mit einer Kienſpanfackel. Grinder und Slack lehnten an der hintern Wand, mit ihren Meſſern in den Fäuſten.

„Da kommen ſie!“ höhnte Grinder. „Sie fliegen in ihr Verderben wie die Mücken in das Licht. Warum bis morgen früh warten? Die Thür kann ſchon in einer Viertelſtunde geöffnet werden, denn bis dahin haben wir die Kerls an die Hölle abgeliefert!“

Das ſollte ſehr zuverſichtlich klingen, aber wir hörten wohl, daß ſeine Stimme zitterte. Nun ſich ihre Berechnung, daß wir verſchwinden würden, als trügeriſch erwies, trat die Angſt bei ihnen ein. Während wir unſere Decken in der Ecke rechts ausbreiteten, als ob wir uns dann da niederlaſſen wollten, klärte der Kapitän die Prahler auf:

„Es iſt freilich möglich, daß es ſo raſch geht, wie ihr denkt, aber ſehr wahrſcheinlich mit dem grad entgegengeſetzten Erfolg. Ihr wißt ja gar nicht, wer dieſer Mr. Beyer und ſein Indianer eigentlich ſind.“

„Wer ſollen ſie ſein!“ lachte Slack. „Leute, die hinter den Ohren noch nicht trocken ſind. Gott ſoll mich heut hier in dieſem Schuppen wahnſinnig machen, wenn dieſe Kerls nach Verlauf von einer Stunde noch einen einzigen Tropfen Blutes in den Adern haben!“

„Hört nun endlich auf mit euern Läſterungen! Wenn eure Worte in Erfüllung gehen, verlaßt ihr dieſen Ort nicht anders als der eine blind und der andere irrſinnig. Ihr ſollt jetzt endlich erfahren, mit wem ihr es zu thun habt. Dieſe Gentlemen ſind nämlich Old Shatterhand und ſein roter Freund Winnetou, von denen wir überzeugt ſind, daß ſie den Schuppen vollſtändig unverletzt verlaſſen werden.“

„Old Shatt — — — — Winn — — — —!“ erklang es an der Hinterwand; ſie konnten vor Schreck die Namen gar nicht vollſtändig ausſprechen, und es dauerte eine ganze Weile, bis Grinder hinzufügte: „Ich will gleich erblinden, wenn das nicht eine freche und ganz verdammte Lüge iſt!“

Da ging ich auf ihn zu, faßte ihn mit der rechten Hand beim Gürtel, hob ihn hoch empor und warf ihn gegen die Wand, daß alle Pfoſten und Bretter krachten; dann ging ich ohne ein Wort zu ſagen, wieder an meinen Platz zurück. An meiner Stelle aber ſagte der Kommandant, während Grinder ſich ächzend und fluchend vom Boden aufraffte:

„Das war der richtige Beweis, daß ich die Wahrheit geſagt habe. So ein Kraftſtück mit einer Hand kann nur Old Shatterhand ausführen. Glaubt ihr nun, daß er es iſt?“

„Hol euch der Teufel!“ ziſchte da Slack. „Das iſt Betrug; das iſt Hinterliſt! Warum wurde uns nicht eher mitgeteilt, wer dieſe Leute ſind? Sie werden uns hier

langſam und ſicher abſchlachten, im Dunkeln meuchleriſch niederſtechen! Das iſt noch ſchlimmer, als wenn man uns drin bei der Jury den Prozeß macht. Wir wollen fort von hier! Wir wollen noch einmal verhört ſein!"

„Wollt ihr den Raubmord eingeſtehen?"

„Nein, und abermals nein! Wir ſind unſchuldig!"

Da winkte Winnetou mit der Hand Schweigen und ſagte in ſeiner ruhigen, eindringlichen Weiſe:

„Hier ſteht Winnetou, der Häuptling der Apatſchen, und hier ſteht ſein Freund und Bruder Old Shatterhand, dem noch nie ein Feind hat widerſtehen können. Ich habe noch kein Wort geſprochen, nun aber werde ich ſagen, was geſchehen ſoll. Man wird uns jetzt einriegeln und dann den Schuppen umſtellen, daß die Mörder nicht aus Angſt durch die Holzwände brechen. Hierauf werden trotz der Dunkelheit unſere Meſſer in die Gurgeln der Miſſethäter fahren, denn unſere Augen ſind gewöhnt, die Finſternis zu durchdringen. Wir ſind wie die Schlangen, die man nicht hört, wenn ſie gekrochen kommen. Es ſind heute genug unnütze Worte geſprochen worden; und nun ſollen die Thaten folgen, und man ſoll nichts weiter hören als die Todesſchreie der Mörder, welche unter unſern Meſſern ebenſo fallen werden, wie ſie mit den ihrigen die Burnings niedergeſtochen haben! Es mag beginnen!"

Die Art und Weiſe, wie Winnetou ſprach, machte einen geradezu niederſchmetternden Eindruck auf die Schurken. Sie erhoben in zitterndem Tone Einſpruch, vergeblich; ſie baten, ſie drohten, ſie fluchten, ebenſo vergeblich. Noch als der Fackelträger den Raum verließ, ballten ſie die Fäuſte und brüllten vom wahnſinnig machen und blind werden. Erſt als die Thür verriegelt worden war, ſchwiegen ſie und vermieden von nun an jedes, auch

das geringſte Geräuſch, um uns nicht auf die Stelle aufmerkſam zu machen, an welcher ſie ſich befanden.

Was uns betraf, ſo wollten wir ſie nicht erſtechen, ſondern durch die Todesangſt zum Geſtändnis bringen. Wer waren überzeugt, daß ſie ſich hüten würden, uns anzugreifen; dennoch ſchafften wir unſere Decken leiſe aus der einen in die andere vordere Ecke und legten uns mit ausgeſtreckten Beinen ſo nieder, daß jeder, der ſich näherte, nicht an uns kommen konnte, ohne einen unſerer Füße zu berühren. Dann warteten wir, die Meſſer in den Händen und jeden Augenblick zur ſofortigen Gegenwehr bereit.

Es fehlte uns natürlich jedes Maß, die Zeit genau zu beſtimmen; aber ich rechnete eine halbe Stunde und noch eine, ohne daß unſere durch die Uebung geſchärften Ohren ein Geräuſch entdeckten. Da wurde es ganz plötzlich außerordentlich kalt, ſo kalt, daß es durch Mark und Bein zu gehen ſchien, und kurz darauf begann ein hohles, dumpfes Brauſen pauſenlos über das Dach zu gehen. Nur wenige Minuten ſpäter hörten wir draußen rufen:

„Seht ihr die Sankt-Elmsfeuer an allen Spitzen und Ecken? Der Blizzard kommt, der Blizzard! Rettet euch in die Blockhäuſer, ſchnell, ſchnell!“

Blizzard heißt der furchtbare Schneeſturm im Weſten des Miſſiſſippi, welcher ſtets aus Norden kommt, ſich durch ein ganz plötzliches und tiefes Sinken der Temperatur anzeigt und zwar ziemlich ſchnell vorübergeht, aber in Beziehung auf ſeine Gefährlichkeit der entſetzlichen Wjuga Hochaſiens nicht nachſteht. Er wird häufig von elektriſchen Erſcheinungen begleitet, und trotz der Winterzeit ſind Blitz und Donnerſchläge keine Seltenheit. Wehe dem, den der Blizzard im Freien oder in einem nicht

feſt gefügten Bauwerke überraſcht! Er reißt alles nieder oder mit ſich fort und bedeckt jeden erhabenen Gegenſtand mit dem Leichentuche meterhohen Schnees.

Das Rufen draußen war verſchollen; die Wächter hatten ſich in die Blockhütten geflüchtet. Da kam der erſte Windſtoß, welcher alles von der Erde fegen, alles aus den Fugen reißen zu wollen ſchien. Und nun heulte, kreiſchte, ziſchte, ſtöhnte und brüllte es über uns dahin wie eine entfeſſelte, unſichtbare Flut, die keine Ufer und auch kein Erbarmen kennt. Der Donner rollte; Blitze zuckten. Das Innere des Schuppens füllte ſich mit einem feinen aber dichten Schneemehle, welches der Orkan zu den Lücken hereintrieb. Wir zitterten vor Froſt; wir klapperten mit den Zähnen, obgleich wir die Decken eng um uns geſchlagen hatten. Die Erde bebte; der Schuppen wankte. Das dauerte wohl über eine halbe Stunde; dann traten im Wüten der Elemente kurze Zwiſchenräume ein, in denen wir Grinder und Slack ächzen, ſtöhnen und röcheln hörten; vielleicht nur aus Angſt? Das konnten wir jetzt nicht wiſſen. Dann nahm der Orkan ſeine Kraft zu einem letzten, gewaltigen Stoß zuſammen. Der Boden zitterte unter uns; der Schuppen praſſelte; er neigte ſich nach rechts, nach links, worauf ſein hinterer Teil krachend zuſammenbrach. Und als ob der Blizzard damit befriedigt worden ſei, trat jetzt die Ruhe ebenſo plötzlich ein, wie der Sturm plötzlich gekommen war. Die Gefahr war vorüber.

Wirklich vorüber? Für Winnetou und mich, ja, ob aber auch für die andern? Unter den Trümmern der eingeſtürzten Schuppenhälfte arbeitete ſich eine Geſtalt hervor, welche mit lautem Gebrüll von dannen lief; das war Slack. Von der andern Ecke her erklangen unartikulierte Laute, als ob einer rufen wolle, aber nicht könne,

wir hüllten uns aus unſern Decken und gingen hin. Da lag Grinder zwiſchen zerbrochenen Brettern unter einem Balken, der ihm faſt die Bruſt eindrückte. Ich hob den Balken empor, und Winnetou zog den Verletzten heraus, welcher in Ohnmacht fiel, ſobald er von ſeiner Laſt befreit war. Wir trugen ihn nach der Offiziers-wohnung, an deren Thür uns der Kapitän entgegenkam, um nachzuſehen, welchen Schaden der Blizzard im Fort angerichtet hatte; er kehrte mit uns um. Als wir Grinder hineinbrachten und am Feuer niederlegten, konnten wir ſeine Verletzungen ſehen und ſchrien alle vor Schreck auf. Es war ein Brett mit der ſcharfen Kante quer über ſein Geſicht gefallen und hatte ihm die Naſenwurzel ein- und beide Augen ausgeſchlagen.

„Blind, blind, blind!“ rief der Kapitän, indem er die Hände faltete. „Wie hat er geläſtert, daß er gleich erblinden wolle! Das iſt Gottes Gericht!“

Ich ſagte kein Wort, ſo tief ergriffen war ich; auch Winnetou ſtand ſtumm neben mir. Dann verbanden wir den von Gott Gerichteten und legten ihn auf das Lager eines der Lieutenants. Hierauf gingen wir hinaus, um nach den Folgen des Orkanes zu ſehen. Der einzige Schaden, den er angerichtet hatte, beſtand darin, daß unſer Schuppen eingeſtürzt war. Nun ſuchten wir nach dem verſchwundenen Slack. Seine Spur führte nach der Plankenumzäunung, über welche er geſtiegen war, und draußen weiter nach dem nahen Walde. Der Schnee war knietief; er leuchtete ſo, daß wir der Fährte ohne Fackeln folgen konnten. Am Rande des Waldes angekommen, hörten wir zwiſchen den Bäumen eine ganz eigentümlich lallende menſchliche Stimme. Wir drangen in das Dickicht ein und fanden Slack, welcher unter einem Baume den Schnee aufgewühlt hatte und, lang an der

Erde liegend, die eine Hand unter dem Wurzelwerk hatte, wobei er wie ein Kind immer vor ſich hinſang:

„Staub, Nuggets — — Staub, Nuggets — acht Beuteln voll — — acht Beuteln voll — — —!“

Er ließ ſich nur mit Gewalt wegreißen, und dann fanden wir unter dem Mooſe acht mehr als pfundſchwere Lederbeutel. Das ſtimmte genau mit den Notizen der Burnings; es war das Gold, welches ihnen den Tod gebracht hatte.

Slack wurde nach dem Fort geſchafft. Dort ſahen wir, daß Blut in ſeinen Haaren klebte. Als wir ſeinen Kopf unterſuchten, ſtellte ſich heraus, daß auch er von den zuſammenbrechenden Hölzern ſchwer getroffen worden war. Ob infolge davon ſein Geiſt umnachtet war oder ihn ſchon vorher die Angſt um den Verſtand gebracht hatte, das konnte nicht entſchieden werden.

Alſo Grinder blind und Slack wahnſinnig! Ganz ſo, wie ſie es in ihrem Unglauben und ihrer Frechheit von Gott gefordert hatten! Wer da noch leugnet, daß es eine ewige Gerechtigkeit giebt, der kein Menſch, ob hier oder im Jenſeits, entgehen kann, der mag ſich wohl hüten, durch das Walten eben dieſer Gerechtigkeit zur Erkenntnis geführt werden zu müſſen! Gottes Gerichte ſind unabwendbar und gerecht. Jede Schuld muß getilgt werden, ob früh oder ſpät, hier oder drüben, und kein Schuldiger entgeht der Strafe.

Sonderbarerweiſe trat nach dem ſchlimmen Tage wieder mildes Wetter ein, welches uns die Fortſetzung unſeres Rittes erlaubte. Grinder und Slack blieben als Schwerkranke auf dem Fort zurück. Ihr Schickſal hing, wenn ſie ihren Verletzungen nicht erlagen, von den dortigen Offizieren ab, welche uns eine Strecke weit das Geleit gaben. Die beiden Caddo-Indsmen bekamen

Grinders und Slacks Pferde geſchenkt; ſie konnten uns alſo begleiten. Wir brachten ſie bis an den vereinigten Platteſluß, wo ſie von uns ſchieden, uns ihrer immerwährenden Dankbarkeit dafür verſichernd, daß wir ſie vom unverdienten Tode des Erhängens gerettet hatten. —

Vier Jahre ſpäter ſtieg ich in Baton-Rouge aus dem Miſſiſippi-Steamer, weil ich hier auf das Dampfboot nach Natchez warten mußte. Am Landeplatze ſaßen zwei Bettler, elend, hager ausſehend und faſt in Lumpen gekleidet. Ihre Geſichter kamen mir bekannt vor. Dem einen fehlten beide Augen, und an Stelle der Naſenwurzel hatte er eine tiefe, breite Schmarre. Der andere hielt mir mit flehender Gebärde ſeinen Hut hin. Als ich ein Silberſtück hineinwarf, ſteckte er es haſtig ein und murmelte:

„Staub, Nuggets — — acht Beuteln voll — — acht Beuteln voll!“

Nun wußte ich, wen ich vor mir hatte. Die Mörder hatten alſo auf Fort Hillock doch nicht den verdienten Tod gefunden; aber ihre jetzige Lage war jedenfalls noch ſchlimmer als der Tod.

In demſelben Jahre kam ich zufälligerweiſe auch nach Moberly in Miſſouri. Dort erkundigte ich mich nach den Familien der Brüder Burning. Da bekam ich die Geſchichte von der Ermordung der beiden zu hören, und zwar mit den weitgehendſten Ausſchmückungen in Beziehung auf das, was Winnetou und Old Shatterhand dabei geleiſtet hatten. Ich ſagte nicht, wer ich war, und begnügte mich damit, zu erfahren, daß der Kapitän den Anverwandten die acht Beutel mit dem vollen Inhalte nebſt einem ausführlichen ſchriftlichen Berichte übermittelt hatte.

Karl May's Geſammelte Werke

Bisherige Auflage: mehr als 4 Millionen Bände!

Band		Band	
1	Durch die Wüſte	34	„Ich"
2	Durchs wilde Kurdiſtan	35	Unter Geiern
3	Von Bagdad nach Stambul	36	Der Schatz im Silberſee
4	In den Schluchten des Balkan	37	Der Ölprinz
5	Durch das Land der Skipetaren	38	Halbblut
6	Der Schut	39	Das Vermächtnis des Inka
7/9	Winnetou. 3 Bände	40	Der blaurote Methuſalem
10	Orangen und Datteln	41	Die Sklavenkarawane
11	Am Stillen Ozean	42	Der alte Deſſauer
12	Am Rio de la Plata	43	Aus dunklem Tann
13	In den Kordilleren	44	Der Waldſchwarze
14/15	Old Surehand. 2 Bände	45	Zepter und Hammer
16/18	Im Lande des Mahdi. 3 Bände	46	Die Juweleninſel
19	Kapitän Kaiman	47	Profeſſor Vihlipuhli
20/22	Satan und Ischariot. 3 Bände	48	Das Zauberwaſſer
23	Auf fremden Pfaden	49	Himmelsgedanken (Gedichte)
24	Weihnacht	50	In Mekka
25	Am Jenſeits [4 Bände	51	Schloß Rodriganda
26/29	Im Reiche des ſilbernen Löwen.	52	Vom Rhein zur Mapimi
30	Und Friede auf Erden	53	Benito Juarez
31/32	Ardiſtan und Dſchinniſtan.	54	Trapper Geierſchnabel
33	Winnetou's Erben [2 Bände	55	Der ſterbende Kaiſer

Preis geheftet je M. 3.50,
grün gebunden mit farbigem Deckelbild
je M. 5.—

Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresde

Karl-May-Jahrbücher 1918, 1919 und 1920
(I., II. und III. Jahrgang) sind vergriffen.

Karl-May-Jahrbuch 1921. IV. Jahrgang.
384 Seiten. 6 Kunstdruckbilder.

Karl-May-Jahrbuch 1922. V. Jahrgang.
368 Seiten. 6 Kunstdruckbilder.

Karl-May-Jahrbuch 1923. VI. Jahrgang.
384 Seiten. 8 Kunstdruckbilder.

Karl-May-Jahrbuch 1924. VII. Jahrgang.
368 Seiten. 10 Kunstdruckbilder.

Karl-May-Jahrbuch 1925. VIII. Jahrgang.
368 Seiten. 12 Kunstdruckbilder.

Karl-May-Jahrbuch 1926. IX. Jahrgang.
480 Seiten. 20 Kunstdruckbilder.

Jahrbuch 1921—1925 Preis je M. 3.—, Jahrbuch 1926 Preis M. 4.—

Jeder Band mit bisher noch unbekannten Erzählungen, Gedichten und Briefen Karl Mays, mit zahlreichen Beiträgen, Novellen usw. bekannter Schriftsteller.
Alljährlich erscheint ein weiteres Jahrbuch.

Mitarbeiter sind u. a.:
Rose v. Aichberger, Dr. Ernst Altendorff, Redakteur Fritz Barthel, Lisa Barthel Winkler, Eisenbahninspektor Alfred Biedermann, Geheimrat Prof. Dr. Alfre Biese, Stadtschulrat Dr. Artur Buchenau, Dr. Charlotte Bühler, Major a. D. Regierungsrat Max Casella, Dr. Franz Cornaro, Geheimer Regierungsra Cumme, Studienrat Dr. Adolf Droop, Hauptmann a. D. Dr. Reinhold Eich acker, Redakteur Otto Eicke, Prof. Dr. Eduard Engel, Studienrat Dr. Ma Finke†, Dr. Max Fischer, Dr. Curt Floericke, Max Geißler, Rechtsanwalt Dr Oskar Gerlach, Strafanstaltslehrer Heinrich Glatzel, Archivrat Hauptmann a. D. Gustav Goes, Univ.-Prof. Dr. Konrad Guenther, Prof. Dr. Ludwi Gurlitt, Verlagsdirektor Wirkl. Rat Otto Hartmann, Landgerichtsdirektor Dr Albert Hellwig, Kaplan Franz Kandolf, Fremdenlegionär Max Kirsch, Lehre Wilhelm Koch, Prof. Wilhelm Kreis, Prof. Dr. Ritter Richard v. Kralik, Ober regierungsrat Dr. Lorenz Krapp, Hauptmann Dr. Paul Leutwein, Dr. Heinric Lhotzky, Dr. Wilhelm Matthießen, Frau Klara May, Hauptmann August Nie mann†, Amand v. Ozoróczy, Seminaroberlehrer Fritz Prüfer, Dr. Huber Rausse, Prof. Franz Reuß, Hauptmann a. D. Ludwig Rhein, Pfarrer W. Richter Studienrat Dr. Otto Rudert, Verlagsdirektor Dr. E. A. Schmid, Prof. Sasch Schneider, Geheimer Rat Univ.-Prof. Dr. Emil Sehling, Dr. Karl Hans Strobl, Marine-Oberzahlmeister a. D. Adalbert Stütz, Hauptmann Hans-Erich v. Tzschirner-Bey, Hochschul-Prof. Dr. Benno Wandolleck, Rechtsanwalt Max Weiß, Ministerialdirektor Dr. Erich Wulffen.

Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden